

Kurzgeschichten

Kristine Tornquist

Kaspar (1999).....	5
der letzte Tag der Hausfrau (2003).....	17
die Augen (sind der Liebe Pforte) (2004).....	29
Ariel (1999).....	43
Moritz Shooting Star (1997)	55
Capitaine Future (1998)	81
Spacetalk (1997)	93
eine Woche (2004).....	115

Kaspar

Kaspar ist erstens Kaspar und zweitens Kaspar. Drittens ist Kaspar Verführer. Er kümmert sich nicht um Anstand und Vernunft. Kaspar kann verführen, aber niemand kann ihn verführen. Die Grenze zum Bösen wie zur Liebe sind vor Kaspar wie Spiegel, gegen die er nicht anrennt, um sich nicht zu verletzen und weil man bekanntlich nicht *durch* Spiegel laufen kann. Kaspar wird dich küssen und dich wieder ins Bett zurückziehen, wenn du los willst, um in der Bank um mehr Kredit betteln zu gehen. Kaspar wird deinen Schlüssel in den Gulli werfen, wenn er nicht will, daß du so früh schon nach Hause gehst. Viertens ist Kaspar Erfinder. Fünftens leuchtet er wie eine 60Wattglühbirne. Du kannst also mit ihm in einen dunklen Keller gehen und nachts in den Weinbergen spazieren. So wie er leuchtet, lügt Kaspar: du darfst ihm nur glauben, wenn es egal ist, ob sich, was er sagt, irgendwann als falsch erweist. Du kannst glauben spielen wie Mensch Ärgere Dich Nicht.

Die Liebe steht wie ein Spiegel zwischen ihm und mir und es langweilt ihn, vor einem Spiegel zu stehen.

Sie trug einen Kopfverband wie eine weiße Mütze eng um den Kopf gewickelt. Dunkelblonde Haare hingen in Streifen drunter hervor. Meine Phantasie projizierte Bilder von akribischen Rasuren und einer blutverkrusteten Metallplatte, die mit kleinen Imbusschrauben zu öffnen wäre, wenn ich Lust hätte, in ihr Inneres zu sehen. Sie ging sehr gerade. Eine Wasserwaage. Ich erinnerte mich an das sacculus utriculus, das winzige feine Gleichgewichtsorgan im Ohr, von dem mir ein Arzt einmal erzählt hatte, daß es nicht viel anders funktioniert wie die Kombination dreier Wasserwaagen. In ihrem Kopf stellte ich mir einen eisernen schwerfälligen Ersatz dieses Sinnes vor, der sie bei jedem Schritt ein unbändiges Schwanken fühlen ließe, in jedem Schritt einen kilometertiefen Absturz. Ihr hoher Hals balancierte ihren Kopf wie ein Queue die Kugel.

Ich ging ihr nach.

Wußte, daß sie Kaspars Freundin war und vermutete sie auf dem Weg zu ihm. Ohne es zu wissen, führte sie mich durch den düsteren Bezirk, der früher aus lebendigen kleinen Betrieben und Geschäftchen bestanden hatte, heute abgelöst von Zugereisten und Verarmenden, unter deren Desinteresse Häuser, die nie schön waren, unbetrübt verfallen. Den Bezirk betritt man auf Durchreise, niemand will hier bleiben, sondern diese Station, sobald es geht, verlassen und verleugnen. Er lebt gerne hier. Weil es schwerer wäre, etwas zu bleiben, als sich zu verändern, hätte er die Idee des Fortschrittes in sich ausgedämpft, erklärte er mir einmal. Aber ich glaubte Kaspar nicht, fühlte nur Widerwillen gegen seine paradoxen Erklärungen, die er vor allen wie eine Performance zelebriert, so wie er unaufhörlich Geschichten erfindet und seltsame Denkaufgaben ausbrütet. Er sagte: ich werde mich und nichts ändern, und wenn doch, dann werde ich es mir zumindestens nicht gewünscht haben und nichts Besseres erwartet haben. Warum willst du gleichbleiben, was ist daran so wichtig?, fragte ich. Manchmal antwortet er nicht, wenn ihm eine Frage nicht gelegen kommt. Er sagte bloß, es ist ein interessanter Ort, denn die Menschen wohnen nicht hier, sie machen Urlaub in der Armut, sie sind in Quarantäne. Sie benehmen sich, als wären sie nicht da, und sind ungehalten, wenn jemand darauf besteht, sie zu bemerken. Ich bin da, komm mich besuchen!

Erst im lichtlosen Stiegenhaus gab ich mich ihr zu erkennen, als sie Angst bekam. Wir warteten stumm nebeneinander vor der Tür und ich entdeckte ein Ohrläppchen aus dem Verband herauslugen.

Kaspar öffnete, unrasiert mit seinen immer schmutzigen Händen, die Füße in von Schmutz und Schweiß steifen grünlichen Socken, die Falten seiner Hose glänzten speckig, aber die Geste, mit der er uns hereinbat, war betörend. Wir standen nah beieinander und jetzt erst sah ich, wie makellos und perfekt sie war, als seine schweren Hände an ihre Wangen fuhren und zum Hals glitten, der aus einem weißen Hemd wuchs. Lola!, lächelte er mir zu und Paul! zu ihr hin und wir lächelten auch, angesteckt von seiner Feierlichkeit und seltsamen

Überzeugungskraft, der sich kaum einer entziehen konnte.

Kaspar fand in der lichtlosen Speisekammer, dem hintersten Raum einer Kette vollgestopfter verwüsteter Kammern, triumphierend eine Flasche eines bitteren rosa Weines aus seiner Heimatprovinz. Wir lehnten uns in einem engen Dreieck an die Rückwand seines Bettes. Ich sah die Flecken auf dem Leintuch, ich wußte, daß Lola wußte, was ich sah und dachte. Sie war so atemberaubend schön, daß ich befangen war, neben ihr zu sitzen und sie mir auf den zerwühlten Plastikdecken vorzustellen. Wir sprachen über Kaspars neueste Pläne und Projekte, das heißt: Kaspar sprach und spann seine Ideen, die er, bin ich sicher, in diesem Moment vor uns aus der Luft gegriffen hatte, in immer höhere Dimensionen und brachte uns zum Lachen. Lola griff sich öfter im Lachen an den Kopf, das Lachen tat ihr offenbar weh. Er legte seine Hand auf ihre, zog sie weg und begann leicht auf ihrem Kopf zu trommeln, sehr sanft und gleichmäßig wie ein geheimes Morsegedicht und ich konnte auf ihrem Gesicht beobachten, wie ihre Schmerzen verschwanden und sie in eine rosige Wärme eintauchte wie in einen Nebel, der sie von uns entfernte.

Manchmal versuche ich, mir Schmerzen vorzustellen, mich an erlebte Schmerzen zu erinnern, indem ich Wörter vor mir ausspreche, mit denen ich im Moment des Schmerzfühlers geglaubt habe, das Gefühl einzukreisen und zu definieren, aber es gelingt mir nie. Es wäre gut, wenn man sich das Bewußtsein, keine Schmerzen zu haben, wachrufen könnte, diese wahnsinnige Erleichterung, wenn körperliche Schmerzen enden, und das Wohlgefühl des erlösten Körpers für einen Augenblick alle anderen Leiden, die Langeweile, die Leere überschwemmt. Dieses innere Paradies der Erlösung sah ich in ihren Augen und ich beneidete Kaspar darum.

Als die Flasche leer war, schlug ich vor, in eine neue Bar zu gehen, die nur zehn Gehminuten von Kaspars Durchreiseparadies ohne Zeit eröffnet hatte.

Ich gehe gerne neben Kaspar, stolpere fast vor Glück, wenn ich neben ihm gehe, laufe in Laternenpfähle, verliere meine Handschuhe. Wenn er neben mir im Mobil sitzt, lenke ich uns wie eine Bombe über die Straße, die nur zufällig nicht einschlägt und weil er, wenn es notwendig ist, ins Lenkrad greift oder Stop! lacht. Kaspar geht manchmal vor mir rückwärts, um mir ins Gesicht zu sehen, manchmal fällt er ein paar Schritte hinter mich zurück, um mich von hinten zu betrachten. Er sagt, er will nicht vergessen, daß es mich auch von hinten gibt. Aber nicht lange, dann spüre ich seine Aufmerksamkeit wie eine Taube gurren und auffliegen, von einem Wind zerstreut aufgeschreckt. Ich fasse selten nach seiner Hand. Er faßt selten nach meiner Hand, er hat vergessen, daß ich Hände habe.

Paul und Max vergessen meine Hände nicht, sie streicheln meine Hände, Max küßt die Fingerspitzen und steckt Ringe darüber, wann immer er einen Feiertag entdecken kann, Paul zieht mich von einer Bar in die nächste, von einer Vernissage in das nächste Konzert und immer hat er mich an der Leine unserer verflochtenen Hände.

In der Bar verwickelte mich Max, den ich schon lange nicht mehr gesehen hatte, in ein Gespräch über seine Geschäfte in China: Ich mag die Chinesen nicht. Niemand, der mit ihnen Geschäfte macht, mag sie, aber keiner sagt das. Meinem Partner in China würde ich am liebsten ins Gesicht spucken. Hast du Geld verloren? Ja, nicht so viel, eine Million, aber unnötig. Seine Frau, sexy, pummelig und blond, stand stumm daneben und lächelte unentwegt. Aus den Augenwinkeln sah ich Kaspar an der Bar wippen und Lola und anderen mit weitausholenden Gesten etwas erzählen, was unglaublich lustig sein mußte. Lola stand gespannt wie ein Bogen in ihren roten Stiefeln in der Runde. Kennst du Kaspar und Lola? unterbrach ich Max mitten in einer langweiligen wirtschaftlichen Analyse und stellte ihm die beiden vor. In Lolas Augen leuchtete ein sonderbarer

Schreck, der mir verriet, daß sie ihn kannte, während Kaspar freundlich Ahoi! lachte und Max schnell in seine Geschichte verwickelte, so wie er das mit allen tut.

Mit Max fahre ich nach Berlin.

Ich werde nicht da sein nächste Woche, deute ich Kaspar gegenüber an. Ah?, raunt er abwesend und schläft ein. Du wirst mir abgehen, spreche ich weiter in seinen tiefen tauben Atem, ich werde mich konzentrieren müssen, daß ich Max nicht mit deinem Namen rufe. Ich werde, während ich im Theater Othello leiden und wüten sehe, über deine Witze lachen. Ich werde beim Hinflug bereits an das Heimkehren denken. Warum liebt man die, die einen nicht lieben, Kaspar? Selbst wenn er wach wäre und ich den Todesmut hätte, diese Frage auszusprechen, würde ich keine Antwort erhalten. Zurecht.

In Berlin ist es immer elend kalt. Max besucht einen Haufen langweiliger Männer, mit denen er verhandelt. Wir sitzen in großen weißen Büros, ich immer ein wenig abseits oder am Fenster. Der Schnee spiegelt das Orangebraun des Himmels, das wiederum selbst eine Spiegelung der Lichter der Stadt ist. Ich sehe Max an, daß er in einem quälenden Zwiespalt steckt, wenn er mich still dasitzen sieht, während er seine Geschäfte abwickelt. Er tut mir leid, denn mir macht es nichts aus, ich langweile mich nicht. Ich denke an Verschiedenes. Die Geschäftspartner sind sehr höflich zu mir, ich bekomme Kaffee, werde durch die Räume geführt, mit pikantem smalltalk und süßen Verbindlichkeiten gefüttert. Abends im Hotel legt Max sein Gesicht zwischen meine Brüste und weint ohne Tränen. Ich frage nicht, warum, weil ich die Antwort nicht wissen will.

Eine Woche nach diesem Abend traf ich Lola auf dem Bauernmarkt am Schloßplatz. Wir waren beide nicht in Eile und setzten uns in das kleine dunkelbraune Kaffeehaus, in dem der syrische Besitzer vertrocknete Kuchen und Liköre angeboten. An fast jedem Tisch saß ein schweigender Mann allein vor einer Zeitung. Lola war die einzige Frau im Lokal, und nur wir beide sprachen in die seltsame fremde Stille. Automatisch verfielen wir in Flüstern, so wie in der Kirche, selbst wenn man nicht religiös ist. Hinter der Panoramascheibe, an der wir saßen, wogten auf dem Markt die Menschen wie das Flimmern von Feuer. Wir starrten gebannt in das hypnotische Wirren, unterhielten uns zögernd, ohne uns dabei anzusehen. Ich war absurderweise verlegen wie ein Sechzehnjähriger, fand kein Thema, das sie zu interessieren schien und das Schweigen wog schwer und fühlte sich an wie Schuld. Lola stocherte lustlos in einem glänzenden Schokoladewürfel herum und ich wunderte mich sehr, als sie beim Abschied meine Wange berührte, denn ich wäre nie auf die Idee gekommen, diese Grenze zu überschreiten.

Kaspar geht durch dunkle Räume, ohne irgendwo anzustoßen. Auch durch helle Räume. Ich schaue ihm zu, wie er millimetergenau an den Kanten vorbeistreicht, wie er mit einem Hüftschwung, der sich zufällig aus seinen Schritten ergibt, die er gedankenlos macht, einer Kollision mit einem über den Tischrand hängendem Buch entgeht. Das Buch würde fallen, wenn man es mit einer Feder berührte. Es fällt nicht. Manchmal habe ich den Verdacht, daß Kaspar in einem geheimen Einverständnis mit den Dingen steht. Sie weichen ihm aus. Wenn Kaspar ein Glas hochhebt, um zu trinken, schwebt es zwischen seinen Fingern. Ab und zu hält er es nicht einmal, läßt es allein an seine Lippen hängen und seine Hände liegen neben ihm auf der dunklen Samtbank seiner Lieblingsbar.

Die Aluminiumbar ist gelb und braun, die Wände ockerfarben vergilbt von Rauch und Dampf vieler Jahrzehnte. Von Aluminium keine Spur. Die Bar hat ihren Namen vom Platz, in dessen Mitte sie thront, wie sie wirklich

heißt, weiß niemand mehr. Der Aluminiumplatz ist ein gewaltiger Kreisverkehr, der Tag und Nacht in fünf Spuren unaufhaltsam strömt. In der Mitte des runden Platzes, der sich aus dem zumutbaren Radius für durchschnittlich 80kmh ergibt, steht ein rundes Haus. Früher einmal muß es ein Palast gewesen sein, für Vergnügen aller Art. Ein Casino anfangs, ein teures Restaurant für die Kriegsgewinner, ein Tanzpalast, ein Cafe, später ein Puff. Heute sind die Platanen rundherum zu hoch und die wildwachsenden Buchsbäume zu dicht. Man sieht die grüne Kuppel nicht mehr, wenn man im Adrenalinstoß der Geschwindigkeit von Spur zu Spur vorbeiwechselt, Luxus und Lust sind vergessen. Wenige Leute machen sich die Mühe, die fünf Spuren des reißenden Flusses zu durchqueren. Es gibt nur eine Ampel, die bereit ist, Fußgänger auf die Insel zu lotsen und die ist fast immer rot. Kaspar schert sich nicht darum, er springt in den reißenden Fluß hinein, rennt um sein Leben, gestikuliert, zeigt den quietschenden, sich drehenden, hupenden Mobilien den Finger, bevor sie knapp hinter ihm zornig aufjaulend weiterpreschen. Ich wäre an seiner Stelle längst tot, aber ihm passiert nichts.

Wenn ich Kaspar dort treffen will, muß ich einen Kilometer auf die andere Seite des Kreises gehen, um den Knopf der Ampelsteuerung zu pressen, der verspricht: *Drück mich, ich helfe dir, wenn ich Lust habe.* Ich warte lange, bis sie Lust hat. Es lohnt sich kaum, hundert Autos meinetwegen zum Stehen zu bringen.

Die Bar ist voller Kaspars. Nicht alle sind so schön und jung wie er. Sie sprechen über afrikanische Winde und amerikanische Filme, verschmieren die weißen Tischtücher mit Bier und Fett und trinken sich in die Morgenstunden hinein. Heute tanzen wir, Kaspar und ich. Er hält mich fest. So hat man früher getanzt, erklärt er mir, und die alten Kaspars, die keine Frauen dahaben, mit denen sie tanzen könnten, schauen uns zu, klatschen und reißen ihre zotigen Witze.

Mit Max gehe ich in Restaurants für antike Küche im Zentrum der Stadt oder in die Bar der Freien Oper, die von goldenen Lustern platzt. Die Ober wissen immer sofort, welcher Tisch der schönste ist, das beste Licht, den beste Blick hat und manchmal wird auch umgesetzt - Die Herrschaften wünschen ein Separee, einen Platz auf den Opernplatz hin, mit Blick auf die Brücke? Bittesehr. Max schneidet kleine Bissen von seinem immer kennerhaft zusammengestellten Menü und legt sie mir an den Tellerrand. Er folgt dem Bissen in meinen Mund. Schmeckt es dir, mein Herz? Wir trinken langsam gute Weine. Es gehört dazu, nach jedem Schluck ein lobendes Wort fallen zu lassen, um den anderen am eigenen Genuß teilhaben zu lassen.

Paul befindet sich immer auf der Straße *zwischen* den vielen Orten, an die er mich führt. Nicht einmal auf einer Vernissage in seiner eigenen Galerie hält er länger als eine Stunde aus.

Später, nachher, wie auch immer, bat sie mich, Max und Kaspar nichts voneinander und von mir zu erzählen. Ihr Geheimnis also, dachte ich beleidigt, soll ich hüten! Die beiden anderen Männer sind, was mich mit ihr verbindet! Ich bin ihre Garantie für die Heimlichkeit ihrer Beziehungsspielchen! Ich versprach, diskret (genau dieses Wort wählte ich, weil es einen ekligen Klang von Unsauberkeit hat) zu sein, verabschiedete mich aber unhöflich und kalt. Als ich mich hundert Metern von ihrem Haustor noch einmal umdrehte und sie unverändert dort stehen sah, klein mit ihrem weißen Kopf, tat es mir schon leid.

Anders ist es mit den Menschen. Während die Dinge vor Kaspar zurückweichen, zieht er die Menschen an. Seine Finger berühren nicht die äußere Grenze der Haut, sie machen dort nicht halt, sondern berühren ein wenig tiefer, sinken ein paar Millimeter ein. Niemand würde glauben, daß es sich so verhält. Sie halten es für ihre Sympathie gegenüber Kaspar, die sie so empfinden läßt, halten es für ein kleines dejavu, eine unbekannte Nervenwärme, die sie der eigenen Überreiztheit anrechnen.

Wenn ich eine Zeit lang verreise oder von einer Arbeit okkupiert bin, freue ich mich danach auf Paul und auf Max.

Nach Kaspar sehne ich mich sogar, wenn ich bei ihm bin.

Daß Kaspar von uns beiden anderen ohnehin wußte, erzählte ich ihr nicht.

Paul erzählt mir unzählbare stories von Leuten, die ich nicht kenne. Er sammelt Knotenpunkte in einem strategischen Netz der Kunstmenschen und derer, die den Kunstmenschen nützlich sein können. Im Scherz nennt er seine feste Position in diesem Gefüge seine Pension und Lebensversicherung, und es ist tatsächlich sein Kapital und sein Inhalt. Er würde auch mich gern in sein Netz einknüpfen. Ich denke, daß Kaspars Verweigerung, sich auf solche Weise binden zu lassen, Paul mehr als meine Liebe gegen Kaspar aufbringt.

Gestern streunten wir auf den hölzernen Fußstegen über die große Baustelle im Zentrum. Ein Labyrinth kleiner Stege, Stiegen und Brücken, gerade breit genug für eine Schubkarre oder zwei ins Gespräch vertiefte Archäologen. Darunter eröffneten sich verschüttete Welten, die mich nie wieder in Ruhe auf dem Stadtboden werden gehen lassen. Ein Gedärm verschiedener Leitungen, halbverrostete Rohre, Kanäle, Kammern aus der Römerzeit, die zuzuschütten vergessen wurden und die dem Druck der Zeit standgehalten haben. Erde, Stein, Wasser und immer wieder seltsame nicht mehr rekonstruierbare Wege und Bahnen. Unter uns wurde gearbeitet. Die Bauarbeiter waren von den Archäologen weitgehend verdrängt, die unter dem großen Druck standen, in den nächsten vier Wochen das riesige Areal untersuchen zu müssen und für ihre Welt der Erinnerung zu retten, was zu retten ist. Pauls Freund, mit dem wir kurz sprachen, war übermüdet und zerfahren und erzählte von der unsicheren Finanzierung des Projekts. Während er und Paul sich den Lageplan anschauten, starrte ich in das Schwarz eines Loches unter mir, das sich in Flimmern auflöste und glaubte, sich wälzende Menschenkörper zu sehen. Paul lachte über mein Schaudern. Der Archäologe erklärte, daß dieser Platz niemals, zu keiner Zeit, soweit sich rekonstruieren läßt, ein Bestattungsort gewesen sei, ebensowenig ein Schlachtfeld. Manche Orte sind sprunghaft und vielfältig in ihren Geschichten, während dieser hier relativ jung und nachvollziehbar sei: eine römische Siedlung, davor unbewohnte Au.

Wenn es mir gelingt, mich mit Paul für eine halbe Stunde in einer Bar niederzulassen, ist es immer verraucht und eng. Er spricht über drei Tische hinweg mit dem und der und dem, und läßt seine Hand auf meinem Knie liegen. Obwohl Paul mit so vielen Leuten lacht und seine Anekdoten austauscht, ist er, wenn wir alleine sind, mir gegenüber schweigsam und ruhig, und ich frage mich, wie es ihm in Gesellschaft immer gelingt, den Anschein zu erwecken, amüsan und energetisch zu sein.

Max erzählt mir viel, vor allem aber bittet er mich, von mir zu erzählen, er hört mit einer Intensität zu, die mich manchmal erschreckt verstummen läßt.

Ich schaue dir mit geschlossenen Augen zu, wie du träumst. Nichts will ich versäumen von deinen Träumen, nicht den Sprung über die Stiegen im wassergefluteten Palast, nicht die Zähne, die aus deinem Mund bröseln, während du im Spiegel die Menschen hinter dir dabei beobachtest, wie sie deine Wohnung verwüsten, nicht die Fahrt mit der Straßenbahn in den Rumpf eines Flugzeugs, nicht...

Bei Vollmond schläft Kaspar nie. Bei Neumond weint er, glaube ich. Zwischen Vollmond und Neumond arbeitet er, zwischen Neumond und Vollmond trinkt er und streift durch das Leben seiner Freunde wie ein Landregen,

der erst ersehnt und dann verwünscht wird.

Er arbeitet gelegentlich, wenn er Geld braucht.

Kaspar sitzt wie ein Jaguar. Seinen Stolz balanciert er nicht auf seiner Wirbelsäule, ich glaube nicht einmal, daß das Wort in seiner Sprache vorkommt. Seine Schultern, denen man ansieht, daß sie ihn in wenigen Sekunden auf das Dach des nächsten Hauses tragen können, hängen ein bißchen nach vorne, gleichmütig. Sein Körper ist schwer.

Max und Paul sind nicht schwer genug, um Kaspar aufzuwiegen.

Bald pendelte es sich ein, daß wir uns zweimal die Woche trafen. Jetzt kann ich das sachlich feststellen, so wie man rückblickend Biographien als logische und gezielte Entwicklung liest, obwohl ein Leben selten eine Kette bewußter Schritte auf ein Ziel hin ist, sondern eine Facette der tausend Möglichkeiten. Für mich gab es nach dem flüchtigen Abschiedskuß in der Früh, wenn Lola zur Arbeit eilte und mich im Halbschlaf zurückließ, nie das Gefühl der Sicherheit. Jedesmal wachte ich ein paar Stunden später in dem Schrecken auf, den Abschied versäumt zu haben, der der letzte gewesen sein konnte, und versuchte mich an die letzten Worte, die wir gesprochen hatten, zu erinnern oder an ihren Blick auf das schlafwarme Bett hinunter, wenn sie, bereits in ihrem Ledermantel, die Kälte und den Morgen repräsentierte. Ich fand weder ein Ja noch ein Nein darin, keine Hinweise auf die Zukunft und obwohl sie mir mit der Zeit vertrauter wurde, einfach dadurch, daß ich ihre Muttermale auswendig lernte oder den Inhalt ihres Rucksackes kannte, hafiete unsere gemeinsame Zeit nicht in meiner Erinnerung.

Meine Geschichten interessierten sie nicht, deshalb hörte ich auf, ihr von der Galerie und der Szene zu erzählen. Ich liebe meine Arbeit, die ich nicht als Arbeit betrachte, weil sie mein innerstes Bedürfnis ist. Ich mag die Kunst, weil sie das Beste in den Menschen offenbart und materialisiert, aber mehr noch liebe ich die Menschen, die Kunst machen. Ich interessiere mich für ihre spleens und ihre Krankheiten, für ihre Selbstüberschätzungen und Minderwertigkeitsgefühle, für ihre Unfähigkeit, sich einzufügen und ihre Fähigkeit, ihren Egoismus unverdeckt zu zelebrieren. Ich lebe von der Energie, die sie verstrahlen, ich nähre mich von ihnen und ihrer Phantasie... Im Gegenzug nähren sie sich von mir und meiner Ordnung oder Normalität und auch das liebe ich. Daß Lola so wenig Interesse für diese friedliche Symbiose aufbringen konnte, nahm ich als persönliche Ablehnung.

Ich vermied so gut ich konnte, sie mit Kaspar zu sehen. Ich mied die AluminiumBar und andere Lokale im Viertel, in dem Kaspar am liebsten herumzog. Manchmal verzichtete ich sogar auf eine Vernissage, wenn ich sicher war, die beiden zusammen dort anzutreffen. Neben Kaspar war Lola eine unbekannte Schöne, die sich wie ein Feuerwerk strahlend verzehrte. In seiner Gegenwart verzogen sich die dunkeln Schatten aus ihren Augen und das Blau blendete auf, leuchtete wie ein Sommerhimmel. Ich sah sie reden, lachen, gestikulieren, immer mit offenem Mund sprühend lachen... Kaspar machte wohl seine Witze, erzählte seine Phantastereien und genoß sichtlich, wie sie an seinen Lippen hing und jeden Satz aufzog. Lola war schön, aber neben Kaspar war sie unbeschreiblich und ich beneidete ihn jedesmal aufs Neue.

Kaspar stellt keine Fragen. Vielleicht weiß er gar nicht, daß hinter den Gesichtern Gedanken Erinnerungen und Pläne spinnen, die im Gegensatz zu dem stehen können, was man sieht. Weiß er, daß die Leute außerhalb seines Gesichtsfeldes ein Leben führen?

Er beantwortet auch meine Fragen selten. Von Fragen hält er nichts. Was ich ihn fragen will, zeigt in die

Vergangenheit und in die Zukunft oder weist auf diesen mysteriösen Raum hinter dem Spiegel, den es nicht gibt. Kaspar schaut mich an, vor sich hin, schüttelt langsam den Kopf und eine seltsame Traurigkeit betritt die Arena seines Blicks, vor der ich mich zutode fürchte.

Max kaut mit geschlossenem Mund. Mit der rechten Hand hält er die Tasse Tee, mit der linken die Zeitung vor die Tischkante. Am liebsten sehe ich ihn hinter dem Rosa der Financial Times. Im Rhythmus der Artikel schaut er hoch, als würde er aufwachen und lächelt mich aus der anderen Welt an. In dieser Welt, weiß ich inzwischen, gibt es ein paar Fragen weniger und ein paar Antworten mehr. Max weiß immer, was in den nächsten Stunden passieren wird. Ich frage ihn gern: Max, was wird sein?, und er erklärt mir, wie lange das Taxi zum Flughafen brauchen wird, welche Route es fahren wird, daß es regnen wird, ein wenig, daß jener Kurs steigen wird, ein anderer Stern fallen, und niemals ist ein Risiko dabei, ihm zu glauben.

Erst Wochen später brachte ich den Mut auf, eine Bemerkung über ihren Kopfverband fallen zu lassen. Sie antwortete mir, ohne etwas zu erzählen: „Bei Berührung tut es weniger weh, als wenn ich lache oder weine, mich anstrengt. Du mußt keine Angst haben, mich zu berühren!“ Mehr sagte sie nicht. Ich fragte nicht weiter, weil sie das offenbar nicht wünschte und ich hatte große Angst, sie zu verlieren. Ich rief sie auch fast nie an, nicht weil ich nicht an sie gedacht hätte, sondern weil es mir nicht eingefallen wäre, zu hoffen, sie würde sich darüber freuen. Umso mehr wunderte ich mich, wenn sie mich anrief.

Auch wegen Kaspar natürlich. Kaspar ist nicht wirklich ein Freund. Ich verstehe nicht, was er tut, warum er es tut, und seine seltsame Argumentation macht das, was ich ein Gespräch nenne, unmöglich. Vermutlich würde er ähnliches über mich sagen. Er arbeitet da und dort ohne Ehrgeiz, er trinkt zu viel und ist zu chaotisch, um einen Plan länger als bis zu dem Moment zu verfolgen, in dem er ihn irgendjemandem erzählt hat. Anfangs bewunderte ich ihn für die Ideenquelle, die unaufhörlich aus ihm fließt, es ist unterhaltsam, ihm zuzuhören und vieles überraschend und interessant. Mittlerweile höre ich nicht mehr zu. Die schamlose Verschwendung von Ideen reizt mich. Wenn er allerdings manchmal doch etwas realisiert, ist es immer gut. Auch das reizt mich.

Er ist einer dieser Ballungszentren, die selbst unbewegt einen Kern der Bewegung bilden, als wäre er eine Batterie für die Menschen um ihn herum. Vieles, was so aus ihm strömt, fällt bei jemand anderem auf fruchtbaren Boden, berührt oder bestätigt. Sein Enthusiasmus, den er wahllos einmal da und einmal dorthin wendet, steckt andere an, die sich nicht so leicht begeistern können, aber einer Begeisterung treu bleiben, während Kaspar schon wieder weiter wandert.

Als ich ihn bei Moritz traf, der seine Wohnungseinrichtung öffentlich verschenkte, fragte ich ihn nach Lolas Kopf. Ein Gehirntumor, Operationen. Kaspar hob die Schultern. Er nahm einen Sessel und antwortete: „Lola sitzt auf einem Sessel ohne Beine.“, drehte sich um und ging in den nächsten Raum. Ich haßte ihn plötzlich und wäre ihm am liebsten nachgelaufen, um ihn vor allen zu verprügeln, andererseits ist es nicht meine Art, mich absichtlich lächerlich zu machen.

Aber das Geheimnis, das alle außer mir kennen durften, ließ mir keine Ruhe.

„Ich würde dich gerne nackt sehen.“, flüsterte ich Lola ins Ohr. Sie schlug die Decke zurück und lächelte.

„Nein.“, beharrte ich: „Ganz nackt.“

Sie weigerte sich, mich zu verstehen: „Ich bin ganz nackt.“ Sie war so schön im kühlen Licht auf dem blauen Stoff, daß ich fast zufrieden gewesen wäre.

Aber: „Ganz.“

Darauf schloß sie ihre Augen, wie immer, wenn sie flüchtete, und antwortete nicht mehr.

„Darf Kaspar deinen Verband abnehmen? Darf er deinen Kopf sehen?“

„Ja.“, widerwillig, ohne die Augen zu öffnen: „Er wechselt mir den Verband, er hilft mir dabei.“

„Und Max?“

„Max bringt mich manchmal ins Krankenhaus. Er fragt mich nicht.“

Paul legt mir Fragen wie Fesseln an: Warum liebst du Kaspar, warum nicht mich? Paul, Inquisitor der Aufklärung, in der jeder Umstand durch Fragen erledigt werden kann wie ein Widersacher. Eine Frage kann ein Parasit sein, der sich an die Lebenskräfte anegelt, aussaugt, abzapft, wenn der Gefragte sie nicht umdreht und die Antwort als Schild oder Waffe gegen den Frager wendet.

Was bleibt übrig, fragte ich Max, wenn alle Fragen beantwortet werden? Max lächelte, während er antwortete: In manchen Kontinenten ist es besser, alle Fragen zu stellen, in anderen stellt man sich mit Fragen nur eine Falle. Aber, mein Liebes, das ist eines der großen Rätsel, die... und dann erzählte er mir aus seinem unerschöpflichen Vorrat wohlgeordneten Wissens, in das er alles einbettet und zur Ruhe legt. Max schläfert die Sorgen ein, schläfert die Zweifeln und Unzufriedenheiten ein, nimmt dem Aufbegehren die Luft, in seinem Netz der Besonnenheit, das er aus historischen roten Fäden geknüpft hat, fängt sich jede Unbedachtsamkeit. Nie ist es mir möglich, seine Ruhe in Frage zu stellen.

Max fragt mich: Hast du Lust, ins Theater zu gehen? Bist du hungrig? Kennst du Lyotard? Fühlst du dich wohl? Er fragt nicht: Hast du Schmerzen? Vielleicht, weil er spürt, wenn ich Schmerzen habe. Ebenso diskret geht er mit seinen eigenen Schmerzen um: Nie spricht er von seiner Frau, mit der er in einer schmerzlichkalte Ehe gefangen ist, nie von seinem toten Kind. Seltsam. Manchmal, denke ich, kann man mehr Mitleid empfinden, wenn das Unglück nur eine Ahnung ist, unausgesprochen und abstrakt. Denn das Leiden eines anderen kann man mit dem eigenen verknüpfen, wenn es noch unpersönlich wie ein Hotelzimmer Eintritt erlaubt. Deshalb weinen die Menschen über das Unglück von Unbekannten im Kino und nicht über das des besten Freundes.

Judith war noch nicht vergessen, ihre bohrende hohe Stimme: Aber auf was wartest du? Warum sagst du immer vielleicht, später, noch nicht und solches Zeug. Und ich wich den Fragen aus, warf klassische Begriffe ins Spiel: noch Zeit haben, Zeit brauchen, die Liebe bewahren wollen, hab Geduld... alle diese berühmten, von jedem einmal gehörten und von jedem einmal vorgebrachten Hinweise darauf, daß nicht genug Liebe da ist. Vor ihr Ultimatum gestellt, verließ ich sie sofort. Erleichterung statt Bedauern. Lola nahm solche Ausreden nie in den Mund, sie antwortete einfach nicht. Auch wenn sie nie über ihn sprach, als wäre es nicht notwendig, ihn zu erwähnen, weil er ohnehin präsent war, ließ sie keinen Zweifel daran, daß sie Kaspar liebte.

Dieselbe große Freiheit, die ich von Judith gefordert hatte, richtete sich jetzt gegen mich. Ich weiß: man will immer, was man nicht hat und sehnt sich nach dem Unerreichbaren, der alte Hut ist mir bekannt, aber das zu wissen, schützte mich nicht vor der verzweifelten beißenden Hoffnung, in der man das Schicksal verweigern möchte.

Ich stehle mir einen weiteren Moment von Kaspars Lippen. Aber je mehr ich stehle, umso länger werde ich sitzen.

Der Spieler weiß, daß er verlieren wird, wenn er beginnt. Er spielt trotzdem, weil die fragmentarische Hoffnung, die paar Prozent Chance, egal, ob wenig oder noch weniger, ihm schon als Rechtfertigung reicht. Spielt er nicht, würde er gewonnen haben. Spielt er doch, wird er verlieren. Zwischen diese zwei Fälle, die Unmöglichkeit und

die Tatsächlichkeit, will sich der Spieler einschleichen. Will sich mit der List der Schnelligkeit, der coolness (mit der Kühnheit der Verzweiflung) zwischen die Linien bringen: Spielen *und* gewinnen. An diesem schnellen Spiel gegen die Zukunft ist das Vergnügen verlorengegangen, die Zeit vergeht zu langsam, der Gewinn bleibt aus. Nie bin ich schnell genug, um mich hinter die feindliche Linie der Naturgesetze zu bringen, die sich aus Wünschen nichts machen.

Ich weiß nicht, ob es ein Spiel gibt, bei dem man gewinnt, wenn man *nicht* spielt, vom Zuschauen also, oder als Spielstein. Je weniger Einsatz, umso mehr Chancen.?

Die Liebe, scheint mir, wird hier so gespielt.

Kaspar kann man sich nicht wünschen. Ich kann nur darauf warten, daß Kaspar sich mich wünscht.

Auf der Vernissage bei Jana sah ich Kaspar mit einer großen, unbekanntem Frau. Sie sprach gebrochen, mit lauter Stimme, zwischen einem Gestrüpp lockiger schwarzer Haare durch, beißend schwarze Augen voll kannibalischer Weiblichkeit, den schmalen Rücken durchgebogen. Furchteinflößend und anziehend zugleich, das absolute Gegenstück zu Lola. Kaspar verstreute seinen Charme wie üblich, sprach mit vielen, bewegte sich frei durch den Raum, aber ihre Aufmerksamkeit, die ihm folgte, stellte klar, daß die Dunkle der Punkt war, zu dem er zurückkehren würde. Ich beneidete ihn.

Nach der Vernissage ging eine größere Gruppe in die Weinstube am Eck, und es stellte sich heraus, daß Nela, wie die Dunkle hieß, die Malerin aus Bratislava war, deren Bilder ich zuvor nicht besonders aufregend gefunden hatte. Ihr Blick lag wie ein Bannspruch auf Kaspar.

Kaspar küßt mich, wie ein Anarchist eben küßt. Er wird aufstehen und gehen und ich werde nicht wissen, wann er wiederkommt.

Kennst du Nela?, fragte ich Lola. Nein, wer ist das?, und ich sah in ihren Augen leichten Unwillen aufsteigen, weil sie wohl eine story aus der Galerie vermutete. Jetzt tut es mir leid, aber mich packte plötzlich Zorn: Kaspar scheint sich für sie zu interessieren, eine Malerin, ich habe sie bei Jana kennengelernt etc. Irgendetwas zwang mich, zu betonen: Er war mit ihr dort. Lola wandte ihren Blick nicht von der Leinwand und reagierte nicht. Der Film war auf Hollywood-Art spannend. Ein Mann sucht den Mörder seiner Frau, beginnt in der Vergangenheit zu wühlen und findet Fotos aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit, an die er sich nicht erinnert, sich und seine Frau an einem Ort, den er nicht kennt. Er beginnt an sich selbst zu zweifeln, bekommt Angst, etwas Unerträgliches zu entdecken und möchte die Suche abbrechen, aber der Stein, den er ins Rollen gebracht hat, ist nicht mehr aufzuhalten. Schließlich, das Ende fand ich schlecht, stellt sich heraus, daß seine Frau die Fotos gefälscht hatte, um eine falsche Spur zu legen, weil sie selbst vorhatte, ihn zu töten und der Anschlag, bei dem sie ums Leben kam, ihm gegolten hätte. Nach dem Kino wollte Lola alleine nach Hause gehen. Ich fühlte mich elend, weil ich wußte, warum sie so still war, aber es gab kein Zurück mehr. Ich begleitete sie das kurze Stück zu ihrer Wohnung durch die laue Frühlingsnacht. Die kleinen Gassen, Stiegen und Durchhäuser bebten von Leben. Obwohl auf den Straßen nicht mehr viel los war, weil es in Lolas Bezirk kaum Lokale gibt, kam aus den offenen Fenstern genug Tellerklirren, Fernsehstöhnen und Stimmengesumm, um den Eindruck eines großen freundlichen Festes zu geben. Lola ging aufrecht wie eine Schaufensterpuppe. Fast konnte man das Klappern ihrer Plastikglieder hören, ein Schnarren steifer, spröder Gelenke. Nicht bloß in ihrem Kopf, zeichnete meine Vorstellung, sind Metallteile und Maschinerie. Als ganzes ist sie eine ferngesteuerte Zeitbombe, eingestellt auf

ein geheimes Ziel. Ihre Schritte, sonst federnd und lang, holperten neben mir über die Kopfsteinpflaster und ihre Fersen zitterten bei jedem Schritt wie starre schlechtpassende Kolben. Sie zog an ihrem Verband, schob eine Hand unter die weißen Bahnen. Tut es dir weh? Juckt es? Kann ich dir helfen? Sie sagte nicht einmal nein.

Blut spritzt auf das abgewinkelte Knie, und auf den Rist deines Fußes. Ein Tropfen fällt auf deine Hand. Anmutig stehst du auf und schüttelst von dir ab: das Leben zu zweit.

Sie ist tot. Max rief mich an. Er sagte, Kaspar habe ihm aufgetragen, das zu tun. Sie ist tot. Sie ist auf einer Rolltreppe gestürzt, hat vermutlich zuvor das Bewußtsein verloren. Ich wollte den Satz nicht glauben. Sie ist tot. Ich denke an ihre Augen, die diesen Tod irgendwie verraten haben mußten, und ich versuche nachträglich die Spuren der Zukunft, die sich im Moment ihres Todes verewigt hat, zu finden. Ihre Augen waren blau wie ein Gewitterhimmel, groß und weit geöffnet, zwei Trabanten des Mundes, der weich, zärtlich und charmant war. Der Mund lächelte immer, auf tausend verschiedene Arten, wenn ich sie sah, der Mund war ihr Füllhorn des Glücks. Doch darüber liegt ein Schatten und immer wird sie in meiner Erinnerung jetzt die tote Lola sein, die in ihrem nicht sehr langen Leben bereits vom Tod bezeichnet war und als Lebende schon tot. Ihre Augen werden in meiner Erinnerung leer sein, ihr Lachen gespenstisch, die Sätze, die wir miteinander gewechselt haben und von denen mir nur wenige geblieben sind, werden Botschaften aus dem anderen Reich sein. Ich bin nicht traurig, weil ich niemanden verloren habe, den ich in irgendeiner Weise besessen hätte. Ich denke an ihr Gesicht, mehr noch an meine Gefühle.

Zur Einäscherung, drei Tage später, kam ich zu spät, weil ich in einen Stau geriet. Als ich durch das Gewitter in die kleine Halle geflüchtet war, war schon alles vorbei und die Gesellschaft löste sich in zwei Gruppen auf, die Familie und etwas größer der Kreis der Freunde. Max entschied ohne viele Worte, in die AluminiumBar zu gehen und keiner hatte etwas dagegen. Die Gruppe teilte sich im strömenden Regen schnell auf die Mobile auf, mit mir fuhr Kaspar. Ich schwieg verbissen, ich wollte diesem Mann, dem sie ihre Liebe nachgetragen hatte, während ich von Anfang vor verschlossenen Türen stand, keine Gelegenheit geben, blöde Allgemeinplätze von sich zu geben und Lola noch nachträglich zu verraten. Aber auch Kaspar schwieg. Der Regen prasselte aufs Dach und an die Scheiben und strömte in dichten schrägen Linien über die Halbkreise des Scheibenwischers, die sich immer aufs Neue schlossen und öffneten. An einer Kreuzung warf ich einen Blick in den Rückspiegel und sah Kaspar mit geschlossenen Augen weinen. Die Tränen flossen in einer kontinuierlichen Bahn über seine Wangen, an seinen Mundwinkeln vorbei. Ich haßte ihn. Als ich in einer kleinen Gasse in der Nähe des Aluminiumplatzes geparkt hatte, drehte ich mich um. Kaspar saß immer noch blind und stumm hinten und der stille Fluß zog glitzernd seine Spur. Wir sind da, sagte ich kalt und öffnete die Tür neben ihm in die kühle Nässe. Er stolperte heraus, als wäre er besoffen. Gegen meinen Willen tat er mir plötzlich leid und ich nickte: Komm! und faßte nach seinem Arm, aber Kaspar wich meiner Bewegung aus und ging in die andere Richtung davon, hob nur die Hand, ohne sich nach mir umzusehen, wie jemand, der einen Abschied nicht erträgt. Kommst du nicht mit?, rief ich ins Rauschen des Regens in den großen gelbstämmigen Bäumen, aber da war er schon außer Hörweite und ich lief, die Jacke über den Kopf gezogen zur Ampel über die breite Fahrbahn.

der letzte Tag der Hausfrau

Der Mann bewegt sich im Nebenzimmer, macht seine Nebengeräusche, die sie von ihm erwartet. Auch das Kind nebenan macht ihr viele und laute Nebengeräusche. Sie ordnet sich in den Hintergrund passförmig ein und erschafft die Mitte.

Das Haus, angefüllt mit Nebengeräuschen. Das Hauptgeräusch ist lautlos. Oder: das Hauptgeräusch ist das Zischen der Synapsen. Oder: das Hauptgeräusch ist der tosende Atem der Frau, die in der Mitte des Hauses sitzt. Orkane aus ihren Nasenlöchern zieht und stösst, Quelle eines bestürzenden Windes.

Sie denkt sich das als Filmszene: Man sieht ein Kind über seine Aufgaben gebeugt, es radiert dumpf, die Feder kratzt. Eine Katze springt aufs Heft, das Kind schiebt sie fort, dabei fällt etwas um, das Kind springt auf, der Sessel stösst gegen die Wand. Man hört die Geräusche dieser Szene, doch im Hintergrund wird ein Atem hörbar, immer lauter. Das nächste Bild zeigt den Mann, man hört den Rhythmus seiner Finger auf der Tastatur. Auch diese Geräusche gehen im immer stärker anschwellenden Atem schliesslich unter. Ein Schnitt, man sieht die Frau, die mit ausdruckslosem Blick am Küchentisch sitzt. Ihren atmenden Mund, ihre Nase, ihre Augen, das Fenster, eine Fahrt in den Himmel über der Stadt, die Stadt.

Im Hintergrund Mann, Kind und eine Katze. Im Vordergrund die Frau. Wenn sie sich in den Hintergrund zurückziehen will, bleibt der Vordergrund leer, zeichnet aber ihre leergebliebene Silhouette. Also spielt sich auch ihre Abwesenheit im Vordergrund ab, während sie nie wirklich in den Hintergrund gelangen kann, der Hintergrund verweigert ihr das Ankommen. Da der Hintergrund fröhlich und belebt zu sein scheint, hat sie, die Vordergründige, Sehnsucht nach dem Hintergrund. Denn während sich im Hintergrund alles trifft, bleibt sie im Vordergrund immer alleine. Alles gerät zur Hauptsache, die Entscheidungen sind so schwer geworden, dass sie sich nicht mehr entscheidet, sondern auf die nebensächlichen Entscheidungen aus dem Hintergrund wartet.

Wenn alle gegangen sind und sie ganz alleine in der Küche zurückbleibt, dehnt sie sich auf das ganze Haus auf, flutet die Räume mit ihrer Anwesenheit. Die Wände werden Haut, in denen das Echo der Seele sich unendlich wiederholt.

Dass ein Liebespaar alles teilen soll, schreibt sie auf die Tapete, bedeutet oft, dass alles zwischeneinander aufgeteilt wird, bis einer hat, was der andre nicht hat, und der andre das Gegenteil ist vom einen. Teilen ist ein zweideutiges Wort. So kann passieren, dass einer die ganze Leichtigkeit, der andere die Schwere erhält, einer den Mut, der andere die Bedenken, der eine das Faktische, der andere das Mögliche, der eine den Vordergrund, der andere den Hintergrund. Nicht, weil es für die beiden Teile eines Paares natürlich so sein müsste, nicht weil sich zwei Gegensätze angezogen hätten, sondern um ihres gemeinsamen Kosmos Gleichgewicht zu halten. Es gelingt. Sie halten das Gleichgewicht. Aber der einzelne auf seiner Waagschale wird einsam in einem seltsamen Kampf von dem getrennt, mit dem er durch den Waagbalken verbunden ist. Deshalb, sagt sie und steht in Gedanken auf. Sie geht durch die Zimmer und nimmt den Vordergrund mit. In der Mitte des Vorzimmers bleibt sie vor dem Spiegel stehen, einen Fuss auf dem Parkettboden, einen auf dem dunkelroten Teppich, zwischen dem Säuseln des Kühlschranks und dem Rauschen des Spülkastens: Einsam sind die Menschen immer, auch wenn sie sich zu Familien ordnen, auch wenn sie einander festhalten. Die Perspektive lässt sich nicht zerstückeln, keiner sieht aus den Augen eines anderen. Jeder verschwindet in seinen eigenen Schlaf. So fängt es an, so hört es auf. Wenn sie in den Spiegel schaut, sieht sie das Haus. Oder: das Haus ist ihr Spiegel. Umgekehrt ist das Haus längst kein Bauwerk mehr, sondern hat sich ihr Gesicht angemessen. Die Hitze hat ihr die blassen Wangen rot gefleckt, das ärmellose Leibchen unter den Achseln vom Schweiss verdunkelt, die dunklen Haare fliessen strähnig auf die Schultern. Das ungeschminkte Gesicht, betrachtet wie eine Sache, an der man nicht masslos hängt. Aber, schreibt die Hausfrau in den Teppich unter ihren Füßen, das Gesicht hängt masslos fest an

mir, lässt nicht von mir ab, selbst wenn ich es aushungere. Lässt nicht von mir ab, wenn ich verhungere. Haus, ich schenke dir mein Gesicht und gehe fort. In Wirklichkeit schaut sie aus zwei engen Löchern auf die Mauer, die unübersehbar um sie steht, immer fester wird und das Leben gänzlich verliert. Graue feste Mauern, keine Fenster, keine losen Türen. Niemand tritt ein, niemand kommt heraus. Sie lauscht nach hinten, sie hört den Stein rollen, sie hört den Staub rieseln, sie lauscht nach vorn, sie hört die Termiten das Haus aushöhlen.

Die Stadt weiss davon nichts. Der Mann glänzt vom Schweiß. Er berührt Hausmauern mit den Fingerspitzen, das ist eine besondere Angewohnheit, für die er sich schämt. Aber die Hitze, die seit Tagen schon am Morgen auf die Stadt drückt, hat seine Beherrschung gebrochen. Die Mauern sind im Schatten blau und kalt, die Wirklichkeit lässt sich daran beweisen: dass es diesen Unterschied gibt zwischen seinen geschwollenen Händen und den Mauern. Aber dessen muss er sich ständig aufs Neue versichern. Schnell kann die Wirklichkeit sich davongemacht haben und ihn in einem leeren Universum zurückgelassen haben.

Das Kind, das ein paar Schritte hinter ihm geht, merkt sich die Stellen, an denen die Finger des Mannes auf die Wände gestossen sind, es spielt ihn nach, wiederholt seine Bewegungen, aber mit der flachen weichen Hand immer zwischen die Punkte, die er schon berührt hat. Die Mauern sind kühl und aus offenen Eingangstoren und aus manchen Kellerfenstern zieht ein kalter Wind.

Die Füße in den festen schwarzen Schuhen fühlen nichts vom Boden, auf dem sie gehen. Schritte sind leichte Schläge, die der Gehende von der Erde bezieht. Manchmal schlägt er mit den Füßen die Erde zurück. Das ist eine Frage der Laune, erinnert sich der Mann, beim Lauftraining am Wochenende, wenn er frisch und frei ist, ist er stärker als die Erde und dann ist er es, der die Schläge austeilt. Das Kind tritt nie auf die Fugen der Asphaltplatten. Es hat sich ausgedacht, dass der Boden sich dort zur Hölle öffnen müsste, wo eine Linie wie eine Tür von seinem Fuss aufgestossen würde. Die Regeln sind selbst erfunden, aber das Spiel ist trotzdem ernst und beginnt immer in vollem Ernst dann aufs Neue, wenn das unabsichtliche Betreten einer Fuge folgenlos geblieben ist. Das neue Spiel erneuert die Angst. Die Angst ist das Spiel. Das Kind sieht die grossen schwarzen Schuhe blindlings auf den Asphalt schlagen und auf die Zeichen der Gefahr klopfen, ohne sie zu begreifen. Jeder zweite Tritt trifft das Verbot. Das Kind ist enttäuscht, dass nichts passiert, denn es hätte die Hölle gerne sich öffnen gesehen, die von diesen schwarzen Schuhen so einfach herausgefordert wird. So geht die Lust am Spiel verloren. Einmal steigt das Kind mit der Spitze der Sandale auf eine Linie und schaut danach nicht mehr zu Boden. Die Schule erscheint am Horizont. Der Mann dreht sich um, wartet auf das Kind, sagt den täglichen Satz. Er sieht noch zu, wie das Kind allein weitergeht, die grosse Schultasche schaukelt bei jedem Schritt. Das Kind dreht sich nie um, hat seinen Vater vielleicht in der ersten Sekunde nach dem Abschied schon vergessen. Das bemerkt der Mann noch, bevor er sich umdreht und das Kind unter den Gedanken an die Arbeit, die er heute erwartet, begräbt und auch vergisst.

Das Haus haben beide längst vergessen.

Aber das Haus liegt noch im Zentrum der Gegenwart, hat sich nicht bewegt, füllt den Vordergrund, atmet. Die Frau sitzt vor der Kaffeetasse. Die Hände liegen vor ihr. Hinter ihr liegt die Küche, die ihren Händen der Handschuh ist. Ihre Hände passen genau hinein, denn sie sind im Lauf des langen Hausfrauentages in die Küche hineingewachsen. Ihr Kopf, zwischen die Schultern gebeugt, liegt unter dem Dach eingepasst, ihr Atem bahnt den Weg durch die Zimmerflucht frei, ihre Füße wurzeln im Keller. Vielleicht aber, spricht die Hausfrau laut vor sich hin, so dass die Katze aufhorcht und zu ihrem Futterplatz schlendert, zerfalle ich, wenn ich nicht mehr an dieses Haus angelehnt bin. Meine Gedanken sind immer an das Haus angeschmiegt. Es ist schwierig, zugleich Haus und Frau zu sein.

In ihrem Film sieht das so aus: ein Schwung führt auf das Bett zu, auf dem die Frau liegt. Ihre Augen verschliessen sich vor der Neugier der Kamera, die kurz über dem Gesicht kreist, bevor sie niederschießt und durch die Haut zwischen den Augen eindringt. Hinter der Haut liegt das Vorzimmer mit den fünf Türen, von der Erinnerung unwirklich beleuchtet. Eine zögernde Fahrt durch die aufspringende Tür führt in das Wohnzimmer, weiter durch das kleine Arbeitszimmer, dann durch den Abstellraum, der in das Badezimmer führt. Doch dahinter öffnet sich wieder die Tür zum Abstellraum, drängt weiter zum Arbeitszimmer, drängt vorwärts: das Wohnzimmer, das Arbeitszimmer, der Abstellraum, durchbricht Türen wieder und wieder, doch immer liegt dahinter derselbe Raum, den sie eben verlassen hat. Erst dann sucht der Blick der Kamera die Wand nach Fenstern ab und man sieht, dass es in diesem Haus keine Fenster gibt.

Ihre Arbeit beginnt, wenn der Hintergrund zurückgetreten ist und sich der Vordergrund konturenlos vor das Nichts stellt. Nichts ist hinter dem Haus. Nichts ist um das Haus herum. Eine künstliche Schwerkraft hält sie im Innern zentriert.

Ihre Arbeit, die keine ist, macht sie immer schnell. Sie denkt wie ein Schachspieler mehrere Züge voraus, um den elegantesten und schnellsten Weg zum Schachmatt zu finden. Auf dem Weg zum Klo, das geputzt werden muss, nimmt sie schmutzige Geschirrtücher mit und schiebt mit dem Fuss Spielsachen, die auf dem Küchenboden liegengeblieben sind, mit in die Richtung. Sie hat sich eine Choreographie des Kloputzens erdacht, in der sich Effizienz und Eleganz finden wie in der Kür einer Kunsteisläuferin. Manchmal stellt sie sich Publikum vor, das Klo in der Mitte einer grossen Arena. Sie tritt auf, Applaus brandet hoch, legt sich um sie, tausend Blicke bekleiden ihren Körper, leihen ihr Grazie und Kraft. Sie saugt Staub. Sie füllt die Waschmaschine. Sie giesst die zwei Rosenbeete im Garten und die Silbertanne. Sie dreht Pirouetten. Sie eilt.

In Wahrheit hat sie keine Eile. Aber diese Arbeit lässt sich nicht langsam machen. Denn alle diese Handgriffe erhalten ihre Würde durch die Tüchtigkeit und Eiligkeit, in der sie verfertigt werden. Die Effizienz ist die einzige Vorwärtsbewegung, die bleibt. Die Rettung vor der Unwürdigkeit besteht also darin, das Unwichtige durch Akribie wichtig zu machen, das Unbewegliche zu beschleunigen, das Wesenlose mit schneidender Schärfe zu zeichnen, die keine Zweifel aufkommen lässt, dass hier etwas ist.

Aber je reibungsloser die Abläufe werden, umso öfter kommt sie aus dem Takt. Ihr Blick doppelt sich und das zu Erwartende mischt sich mit anderen Möglichkeiten, die auftauchen wie Gespenster. Dann hält sie inne, starrt auf ihre Hände, um die Wirklichkeit wieder einzufangen und kaum hat sie sie wieder konturenscharf in die Welt eingepasst, beginnt sie den Rhythmus der Arbeit wieder aufs Neue, etwas schneller dann, um die verlorene Kontrolle wieder einzuarbeiten. In der Mitte des Vormittags ist die Ordnung fertig. Hier wird Sisifus geboren.

Sisifus' Tag beginnt auf dem Gipfel. Die Luft ist klar und kein Hindernis stellt sich dem freien Blick in den Weg. Mit der Linken hält Sisifus den Stein in Balance, und es lässt sich nicht unterscheiden, ob der Stein Sisifus stützt oder Sisifus den Stein. Ein Idyll von Stein und Mensch. Ausgebreitet liegen die Wünsche vor der Seele. Noch sind keine Preise angeschrieben.

Sie schaut. Sieht die Zwölfheit der Kaffeetassen, die verstümmelte Vollständigkeit der Teetassen (davon gibt es nur noch zehn), die weissen Schneiden der gestapelten Teller, zählbar und tatsächlich gezählt hinter Glas, sie durchschaut braunfurnierte Kästen: Töpfe, Vorräte, Werkzeuge, sie sieht durch die Fassade des Kühlschranks, weiss die gewogenen Mengen von Fleisch, Gemüse, weiss Literzahlen, sie sieht durch drei Wände und Türen Socken zu Paaren ineinandergesteckt, die vereinzelt (Problemsocken) sicherheitshalber extra geordnet, mit

einem Blick sammelt sie die Anzahl der Ecken, der Fehler, der Flecken, der Löcher ein, zählt sie angebrochene Fliesen, tropfende Wasserhähne, ausgeschlagene Kanten und abblätternen Verputz, sie überblickt durch den Boden im Keller eingemottete Mäntel, alte Kinderkleider nach Grössen sortiert (man weiss nie, selbst wenn man nichts hofft), Weinvorrat, Fahrradvorrat, Schischuhe aus zwei Generationen, sieht Sammlung, Mengen, Reihen, Ordnungen.

Sie schaut. Sie sieht also. Der Mann zum Beispiel sieht das Haus nicht. Er ist blind. Er tastet sich von einem Schalter zum nächsten. Zwischen den Funktionen des Wohnens klafft eine Leere, die ihn, den Blinden, jedoch nicht beunruhigt - denn es muss eine Leere geben, die ihm den nötigen Raum für sein bewusstloses Bewohnen schafft, damit er nicht anstösst oder berührt, was ihn nicht interessiert. Er weiss nicht, wo er ist. Er vergisst den Kühlschrank, wenn er auf dem Sofa sitzt. Er vergisst das Sofa, wenn er vor dem Badezimmerspiegel steht und sich rasiert. Er vergisst den Spiegel, wenn er sich zum Essen setzt. Er ist frei und ahnungslos. Das Gewicht des Hauses fühlt er nicht.

Auch das Kind sieht das Haus nicht. Es riecht, es fühlt und tastet die Wände wie an seine eigene Haut. Die Hausfrau beobachtet das Kind beunruhigt. Es vervielfältigt sich, füllt das Haus überall aus, dass die Haut des zahlreichen Kindes an der Haut der Zimmer anliegt, doch wenn das Kind und seine Doubles das Haus verlassen, atmet das Haus auf, füllt sich wieder mit Luft, mit Leere und erkaltet. Ergibt sich wieder dem Blick. Die Hausfrau lässt den Blick durch die Zimmer gehen, legt ihn eisenschwer auf die Pölster des Sofas, lehnt ihn gegen die Bilder an der Wand, klebt mit ihrem Blick die kleinen Dinge und Bücher, die wie Schriftzeichen die Regale bebändern, unverrückbar fest, sie bügelt die stille Ordnung flach wie ein Leintuch, das nach jedem Zufalten überbügelt wird, bis sich ein festes dichtes Tuchbrett ergibt. Wie Medusa versteinert sie, was sie anblickt, damit ihr nichts entfliehen kann. Der Blick frisst das Angeschauten. Ja, sagt sie sich, und dieses Ja bedeutet den Tod.

Wenn das Haus vom Blick getötet ist und reglos daliegt, dann beginnt sie unmerklich erst, sich rückwärts zu tasten, langsam Schritt für Schritt, ohne die Erstarrung dadurch auszulassen. Sie hält die Luft an, sie hält die Zeit an. Bis sie hofft, weit genug entfernt zu sein, um sich umzudrehen und haltlos zu laufen, mit schlenkernden Armen und Beinen.

Den Fluchtversuch hat Sisyphos immer nur am Gipfel gemacht. Der Gipfel lädt zu grossen Gedanken ein, wenn der Himmel plötzlich so nahe kommt, das Tal fern aus dem Blick fällt und die Anstrengung ihr Ziel gefunden hat. Der Stein ist in Balance, ein Ergebnis ist da. Der Stein ist besiegt. Sisyphos streckt die Schultern, die Hand auf dem Stein, stolz und von der Ferne, die von oben dunstig zu sehen ist, metaphysisch betrunken. Daraus wächst Übermut. Die Höhe macht möglich, dass die Ferne ruft. Vorsichtig festigt er seinen Tritt, zieht langsam die balancierende Hand vom Stein, verharrt die eine brennende Sekunde - und sprintet los. Ohne sich umzusehen, mit federnden Beinen, sich mit den Händen an den Felsen auffangend, teilweise im staubig verdorrten Gras rutschend, fast selbst wie ein Stein rollt Sisyphos davon.

Nein. Das ist ein Wunsch.

In Wahrheit setzt sie sich an den Küchentisch. Eine Schnecke kann ihr Haus nicht verlassen. Und das Haus würde zusammensacken, wenn sie es nicht in ihrem ständigen Luftstrom aus ihren unermüdlichen Lungen aufbliese. Sie ist der Körper, das Haus die Haut.

Sie sitzt und horcht. Alle Muskeln der Erwartung sind gespannt. Wer sie sieht, muss glauben, dass sie selbstverloren träumt, in Wahrheit aber schreit sie brennende Worte: ich stecke in einer Haut aus Stein,

eingegraben liege ich in der Erde eines Vorstadtgartens, festgenietet, geschraubt, verputzt, umrüstet, eingemauert, meine Glieder festgezurt und eternitverkleidet, meine Augen verdunkelt, mein Blut fließt in bleiernen Rohren, ätzend gereinigt mein Atem. Aber darüber kann ich mich nicht beklagen, denn das Furchtbare ist normal und nüchtern wie Zement. Nur dass meine Gedanken sich trotzdem noch frei bewegen, ist ein Spuk im Haus, der mich ängstigt.

Sie blättert in der Zeitung. Die Katze springt auf ihren Schoss, richtet sich dort ein und schnurrt. Katze, antwortet die Hausfrau, dass es eine Zukunft gibt, die sich von der Gegenwart unterscheidet, ist nur vorstellbar, wenn sich die Gegenwart von sich selbst unterscheidet. Da alle Tage aber gleich sind, glaube ich nicht an Zukunft. Die Zukunft ist niemals da, ist immer im Kommen, kommt aber nie an, bleibt ein Horizont, der sich im Vorwärtsgen mitverschiebt. Wir haben uns mit der Gegenwart des einen einzigen Tages eingerichtet, du und ich. Du sitzt auf meinem Schoss, bis ich aufstehe. Ich sitze hier unter dir, bis mich das Haus hochzieht. Trotzdem gibt es einen Unterschied zwischen uns. Dir ist es recht.

Der Blick über den Küchentisch aus dem Fenster findet ein Stillleben: die Fassade des Nachbarhauses, nur von einem Klofenster im oberen Stock und den Lichtschlitzen des Stiegenhauses durchbrochen (das weiss sie von Besuchen). Die Reihe regloser Tujen davor, gelbe Tulpenspitzen. Der beissendblaue Himmel darüber ausgeschnitten aus dem Vordergrund der Dachfirste, Schornsteine, der Spitze der Silbertanne, des Fensterrahmen. Ein hässliches Vieleck. Blau, grauweiss, todgrün, fahlbraun, weisse Spitze. Da und dort. Im geöffneten Fensterflügel spiegelt sich von links der Gartenzaun, dahinter die Strasse, ein rotes Auto. Auch da das blaue Vieleck Himmel. Überall aus jedem Fenster derselbe Himmel, lieblos in lächerliche Portionen geschnippelt.

Lange sitzt sie nicht mit der Katze auf dem Schoss vor der Zeitung, die Zeit schiebt sie vorwärts durch den Parcours. Bald wird das Kind kommen, es löst sich bereits aus dem Vergessen. Es widerstrebt ihr, die hergestellte Reinheit zu zerstören. Aber auch das ist massgeblicher Teil ihrer Arbeit an der fragilen Ordnung des Hauses. Das Ziel ist zugleich das feindliche Gegenüber der Hausfrau. Nicht das Haus ist das Ergebnis, sondern sein Zweck. Aber Zwecke kleben an ihren Wirten und lassen sich nicht abschütteln, nicht einmal gedanklich. Der Zweck der Ordnung – also das Wohnen - ist die Zerstörung der Ordnung. So gibt es keine Endpunkte des Erfolges, kein Produkt: weder kann sie jemals fertig werden, noch kann sie ihr der Verwitterung mühsam abgetrotztes Paradies gegen die verteidigen, für die sie das Paradies erschaffen will und die vom Paradies nichts zu verstehen scheinen. Das Wohl derer, für die sie, das Haus, arbeitet, richtet sich gegen ihre Arbeit: Klobrillen, die sie schrubbt, damit sich keiner ekeln muss, werden angepisst, Teller, die sie vorspült, in die Geschirrspülmaschine einschlichtet, wieder ausräumt und in den Kasten zu weissen Zylindern türmt, werden achtlos beschmutzt, Flaschen, die sie voll die Stiegen hinauf und leer hinunterschleppt, werden ausgetrunken, nie bleibt der Braten knusprig, nie der Kühlschrank voll. Kein Wunder, dass Xanthippe sich in ihr zornig erhebt, dass sie die immergleichen Floskeln wie giftige Pfeile abschießt: Putz die Schuhe ab! Beug dich übers Teller! Sei leise! Dreh das Licht ab! Schütt nichts daneben! Spritz nicht so! Musst du immer... und so weiter, zugleich voll Entsetzen über sich selbst. Und Cassandra muss klagen: Alles wird vergehen.

Sie wirft die Katze vom Schoss. Beim Kochen bringt sie die in Balance gebrachte Küche aus dem Lot, zum Beispiel ist sie gezwungen, die gerade erst aus der Geschirrspülmaschine geräumte, nachgeschrubbte und an den richtigen Haken gehängte Pfanne zu verwenden und damit das zu beseitigen, was sie eben wiederhergestellt hat, nur um es gleich danach wieder zu beseitigen. Aber sie hat gelernt, während dem Kochen bereits die Spuren vom Kochen zu löschen, sich die Arbeitsgänge so einzuteilen, dass Zerstören und Wiederherstellen wie Zahnräder

ineinandergreifen.

Für das Kind ist der Heimweg von der Schule wie ein Fall nach unten. Vom Hunger aufgeweckt, erfindet es das Haus und die Frau. Das Haus ist das Zentrum der Schwerkraft, zu dem Müdigkeit und Hunger unwillkürlich ziehen. Die Sonne hat sich nach oben geschoben und legt ihre heisse Hand überallhin, auf dem Heimweg, der viel länger dauert und viel farbiger ist, weil der Vater nicht mehr wie eine Lokomotive vor ihm zieht, berührt es verschiedene Gegenstände: den Handlauf des Geländers an der Ecke, die Glasscheiben, den Mistkübel, den Asphalt, wo er noch schwarzglänzend frisch ist, die Stange, auf der das Stoppschild hoch über seinem Kopf sitzt. Am heissesten ist das schwarze Auto. Ein anderes Auto berührt das Kind nur ganz vorsichtig mit der Zeigefingerspitze, weil rotes Blinken verrät, dass darin eine Alarmanlage lauert. Und als könnte das Auto Augen haben, taucht plötzlich Angst aus dem Dunkel, der Rest des Weges ist beschleunigt. Das Kind stellt sich vor, dass zwei Polizisten es beobachtet haben und nun hinter ihm schleichen, sich verstecken, wenn es sich umdreht. Je öfter es sich umdreht und die Polizisten damit zwingt, in Hauseingängen oder hinter Ecken zu verschwinden, umso langsamer können sie sich nähern. Eine Weile geht es rückwärts, um den Polizisten das Weiterkommen zu erschweren, bis ihm einfällt, dass sie aber vielleicht längst schon die Seite gewechselt haben und nun vor ihm schleichen und damit auch der grünen Eingangstür näher sind. Das darf nicht sein. Darum dreht sich das Kind, läuft wieder vorwärts, aber so schnell es kann, stolpert, fängt sich, läuft schwankend unter dem Gewicht der Schultasche. Schon im Moment, wo das weissgraue Haus mit der grünen Tür um die Ecke biegt, geben die Polizisten auf und sind spurlos aus der Welt verschwunden.

Aber der Stein kommt nach. Sisifus hört das schwere Kollern, spürt den Hang zittern, Geröll spritzt auf, mit einer Leichtigkeit rollt er in die Tiefe, die beschämend ist. Nun rennt Sisifus um sein Leben.

Zugleich mit dem Stein kommt er am Fuss des Berges an, in einer Mulde bleiben beide liegen. Wieder ist die Flucht missglückt. Wieder quält er sich und den Stein hoch.

Es ist schwierig, zugleich Haus und Frau zu sein.

Meistens ist sie Haus. Ihre Organe hält sie schmerzlich geöffnet. Die sich da leichthin und gleichmütig ins Innere drängen, wissen nicht, wie empfindsam diese Räume sind, Räume, die erst von den Hineindrängenden aus ihrer stillen Dichte eröffnet werden. Das Haus, das die Frau ist, will versiegelt bleiben. Und will geöffnet sein. Und will versiegelt bleiben. Zu Mittag kommt das Kind. Sie hört zuerst das Klicken der Gartentür, dann den Schritt auf die zweite lose Stufe der kleinen Treppe. Dann die zwei Töne der Glocke, mehrmals angeschlagen.

Sie fließt hinter dem Kind nach, schwemmt die Spuren mit sich: die fallengelassene Schultasche, die von den Füßen explodierten Sandalen, die Schokoladepapierchen, die aus der Hosentasche quellen, Sand. Der Tisch ist gedeckt. Das Essen ist fertig. Erst wenn das Kind kein Kind mehr ist, wird es den Satz umformulieren: Der Tisch ist gedeckt worden (von wem?) von jemandem (Objekt). Das Essen ist gekocht worden (hinter dem Passiv bleibt Aktives verborgen). Die Frau alleine weiss die Wahrheit: Ich (Subjekt) habe den Tisch gedeckt, habe gekocht. Sie selbst setzt sich erst zum Essen, wenn halbwegs Ruhe eingekehrt ist, wenn nicht hinter ihr die Pfannen und Töpfe kreischen, wenn die Schalen der Kartoffeln und Zwiebeln, die leeren Becher, die Plastikreste im Abfalleimer mundtot gemacht sind, die klebrigen Stellen auf der Arbeitsplatte gedämpft. Das Flüstern der Schwerkraft hält sie in der Fliehkraft eine Weile aus: Wer hat das Wohnen erfunden? Der Mann ist unschuldig, das Kind sowieso. Auch die Hausfrau. Das Wohnen war schon vor ihr da. Sie ist nicht schuld, sie hat eine

Schuld übernommen. Die Schuld muss gross sein, denn sie lässt sich nicht abstreifen.

Sisifus' Stein ist immer gleichzeitig oben und unten. Man kann von einer schmerzlichen Balance sprechen. Am Gipfel zieht das Gewicht bereits dagegen, unten, in der Mulde, in der der Stein zur Ruhe gekommen ist, setzt Sisifus' Plan ihn schon wieder nach oben. Wie ein elektromagnetischer Motor, der in der Spannung zweier Pole zur Rotation gebracht wird, wird Sisifus' ewiger Tag angetrieben vom Kampf zwischen Sisifus und dem Stein.

Wenn sie nicht alleine im Haus ist, findet sie keine Ruhe mehr. Eine Weile hilft sie dem Kind bei den Aufgaben. Das schreibende Kind betrachtet sie, wie sie sich selbst vom Haus betrachtet fühlt. Die Erziehung des Kindes, kratzt sie sich in die Haut am Oberschenkel, ist die Erziehung der Mutter zur Erziehung. Nein, sie verwischt die Spuren. Sie flieht in den Garten. Sie beobachtet die Blumen und sagt: Wenn ich Lust hätte, euch zu zertreten, müsstet ihr euch das gefallen lassen. Ihr habt Wurzeln. Die Frage ist, ob Wurzeln ein Gegenmittel zum Fluchtwunsch sind. Im Garten ist es zu heiss, sie flieht ins dunkle kühle Wohnzimmer, das wie ein Balkon aus der Hitze des Tages in eine unbestimmte Dunkelheit hängt. Sie schaltet den Fernseher ein, um dasitzen zu können. Ohne auf die Talkshow zu achten, dreht sie in einer einzigen langen Einstellung einen Dokumentarfilm, in dem Archäologen einer anderen Zeit tief untertag ein Haus freilegen, das mitsamt der darin befindlichen Menschen – einer Frau, einem Mann und einem Kind - von einem Lavastrom fixiert oder von einer anderen Unerbittlichkeit (wie im Märchen das Schloss der verfluchten Prinzessin) getroffen wurde, die sekundenplötzlich das Wohnen für immer dingfest gemacht hat. Nachdem sie das Dach mit einem Kran behutsam abgehoben haben, finden sie drei Statuen um einen steinernen Tisch, mit steinernen Blumen geschmückt, die steinernen Münder reglos für den ersten steinernen Bissen geöffnet. Immer noch erkennbar die Perfektion, Wohnlichkeit, Ästhetik. Elegant und deutlich umzeichnen die in Stein geschlagenen Spuren die Wege einer reibungslosen Häuslichkeit. Glatt liegen die in makellose marmorne Falten gelegten Betten, die versteinerten Zimmer unverwüstlich da, so dass die, die das Haus nach hunderten Jahren eröffnen, erkennen, dass es sich um ein Werk handelt und nicht um das ins Abschüssige dahin geflossene Leben.

Später fährt sie einkaufen. Im Supermarkt folgt sie einem jungen Mann, der jeden zweiten Meter eine Ware berührt, ohne sie aus dem Regal zu nehmen. Sie hat ein Alarmsystem, das nutzlose Bewegungen augenblicklich erkennt, deshalb hat sie ihn sofort bemerkt. Weil er beschwingt geht, kann sie unauffällig in seinem Kielwasser nachtreiben. Seine grosse, braune Hand legt sich wie ein Gruss auf eine Kaffeepackung, dann ganz leicht auf das Gestänge des Regals, einmal greift er hoch zu einer der Werbetafeln, die unerreichbar über ihrem Kopf hängt, immer wieder auf die wenigen freien Wandstücke. Er scheint zu lächeln. Sie vergrössert den Abstand, denn er ist sicher verrückt. Einem Verrückten möchte sie nicht auffallen. Andererseits, formuliert sie an ihrem Drehbuch, möchte er dieser Frau, die ihm folgt, auch nicht auffallen, denn sie ist sicher verrückt. Doch scheint sie ihn schon im Visier zu haben. Zielsicher stösst sie ihren Einkaufswagen wie eine Drohung hinter ihm her. Er lächelt, um sie zu beschwichtigen, eilig durch die Mäander, um ihr zu entkommen, um den weiteren, hinter Sonderangeboten lauernden Verrückten, die - als Hausfrauen getarnt - um ihn ihr Netz enger ziehen, zu entkommen. Er beschleunigt so sehr, wie ohne Aufsehen zu erregen möglich ist. Er versucht, mittels Klopfzeichen Kontakt zu seinem Verbündeten aufzunehmen. Er versucht, sie in Bann zu halten. Umso gnadenloser ist diese Jagd, als sie so beherrscht ist. Niemand bemerkt etwas.

Sie sieht den Mann, der so vieles berührt hat, an der Kassa vorbeidrängen und den Supermarkt verlassen, ohne etwas gekauft zu haben. Nachdem er fort ist, geht sie eine zusätzliche Runde. Soweit sie sich an seinen Weg

erinnern kann, berührt sie dieselben Punkte, die er berührt hat. Um nicht aufzufallen, nimmt sie die besondere Kaffeepackung aus der Herde der Kaffeepackungen heraus, als würde sie Produktionsangaben lesen wollen, stützt sich wie zufällig am Regal ab, legt sogar eine von ihm gezeichnete Dose in ihren Wagen, obwohl sie niemals weisse Bohnen in der Dose kauft. Aber sie hat nicht übersehen, dass die wichtigsten Punkte die Wandstücke waren. Vor dem Eingang, nach der Klimaschleuse, brüllt ihr die Hitze entgegen. Das Auto steht in der Sonne. Weil sie sich Sorgen um Milch, Schokolade und Tiefkühlzeug macht, kehrt sie um und kauft noch eine Tiefkühltasche. Damit hat sie Zeit gewonnen. Setzt sich ins weit geöffnete Auto, lässt sich antauen, lässt das Gefrorene schmelzen, lässt sich von der gestockten Luft so fest umarmen, dass ihr wie von Begehren die Luft wegbleibt. Nichts rührt sich mehr, als erstickend festes Daunenzeug liegt der Himmel auf dem Parkplatz und hält Tagesschlaf. Stille. Schnitt. Ein Sportwagen biegt ein, fährt eine Runde, hält an der verdorrten Böschung am Rand. Ein Mann steigt aus, streckt sich, schaut sich flüchtig um und stellt sich breit an einen Mast, an dem Werbefahnen schlaff hängen. Aha, denkt sie. Sie stellt sich die Tropfen vor, die am Mast ihre Spuren zeichnen und verdampfen. Sein Auto beginnt hinter seinem Rücken lautlos zu rollen, beschleunigt langsam, der Parkplatz ist abschüssig. Erst als er fertig ist, merkt er, dass sein Wagen nicht mehr hinter ihm steht, flüchtet ihm, der zu seinem Glück eine Kurve eingeschlagen und dadurch eingebremst hat, nach. Hastig fährt er los. Man hört, dass er zu lange zu schnell in einem zu niedrigen Gang fährt. Sie stellt den Autositz nach hinten, lehnt sich zurück, so dass sie durch das geöffnete Schiebefenster am Dach in den viereckigen Himmel sieht. Der so blau ist, dass sie alle anderen Farben vergessen möchte.

Da Sisifus nie versucht hat, den Stein am Grund liegen zu lassen, sich hinzusetzen und mit geschlossenen Augen der Sonne zuzuwenden, ist nicht bewiesen, ob er den Stein schieben muss oder ob er nur glaubt, es zu müssen. So könnte sein, dass Sisifus seine entsetzliche Arbeit freiwillig tut. Das macht es nicht leichter, sondern noch schwerer. Das schwerste am Stein ist der freie Wille, der so frei ist wie der Stein, wenn er auch in die andre Richtung zeigt – wie der Stein nach unten will, so will der Wille nach oben.

Das Kind versammelt am liebsten seine Sachen vor sich in der Mitte des Zimmers. Nur was sichtbar ist, existiert. Die Vorstellung unsichtbarer Dinge erzeugt Sehnsucht und das Unglück einer Trennung. So räumt es alle Laden aus und leert die Kisten, versammelt alles vor sich auf dem Boden und macht eine Ordnung. Ein Heer, das ihm zur Seite steht. Die Stofftiere, alte Freunde, für die es, seit es gross und in der Schule ist, liebevoll herablassende Gefühle wie für kleine Kinder hat, reiht es an der Wand rund um das Zimmer auf, damit sie auch alles im Blick haben. Alle Sachen haben Namen, die müssen immer aufs Neue wiederholt werden, damit sie im Besitz des Kindes bleiben und nicht beleidigt verschwinden. Alle Sachen sind miteinander verwandt. Die roten Sachen sind die Kinder von den blauen Sachen und müssen beisammenbleiben. Die Farbstifte, die zwischen den hölzernen Spielfiguren aufgelegt sind, haben Zahlen geheiratet. Keine Leere und kein Versteck, keine Heimlichkeiten, keine Überraschungen sollen übrigbleiben. Dann bewegt es sich durch die Landschaft seines Zimmers, das sich mit jedem Blick völlig verwandelt, je nachdem was im Zentrum steht. Es gibt hundert Landschaften und sie gehören alle ihm.

Wer hat das Wohnen erfunden? Der Mann ist unschuldig, das Kind sowieso. Auch die Hausfrau. Das Wohnen war schon vor ihr da. Sie ist nicht schuld, sie hat eine Schuld übernommen. Die Schuld muss gross sein, denn sie lässt sich nicht abstreifen. Sie begreift die Ordnung des Kindes, auch wenn sie verzweifelt.

Wenn ihr Mann nach Hause kommt, setzt sie sich mit ihm an den Tisch. Sie beobachtet sein Gesicht, während er isst. Sie hat schon mit dem Kind gegessen, isst aber mit ihm noch einmal, um ihm Gesellschaft zu leisten. Sie schaut seinen Händen zu, beobachtet seine Blicke. Braucht der Mann Ordnung? Wenn sie da ist, braucht er sie nicht. Wenn er auf dem Sofa sitzt und Platz für sein Buch findet und nichts seine Ruhe stört, ist er zufrieden. Der Kleiderkasten liefert ihm Hemden und Sockenpaare, der Kühlschrank ist voll, es gibt immer Zahnpasta und Klopapier. Ob er den frisch aufgewaschenen Boden des Klo bemerkt, ist fraglich. Er genießt Ordnung nicht, wie es in der Berufsbewerbung für Hausfrauen steht, er nimmt sie nicht wahr. Ein Ignorant. Deshalb weiss er nicht, dass er einer Spezialistin gegenüber sitzt, denn jede Tätigkeit konzentriert sich zu einer Wissenschaft, und findet Spezialisten in ihrem Brennpunkt. Aber sie ist einsame Spezialistin einer einsamen Wissenschaft, ihr Interesse, ihre Forschung, ihre Erkenntnisse teilt sie mit niemandem. Da es keine Beobachter ihrer Meisterschaft gibt, gibt es sie auch nicht. Weil es deshalb nichts zu erzählen gibt, erzählt sie alles. Das heisst: sie beschreibt nicht den Vordergrund, in dem sie sich aufgehalten hat (die Kür am Klo, das Ballett im Kinderzimmer, die Filme, die sie gedreht hat), sie beschreibt nicht ihren Frauenkörper, nicht ihren Hauskörper, sondern sie erzählt aus dem Hintergrund, den sie nur vom Hörensagen kennt. Sie erzählt den seidenen Faden, an dem sie hängt. Von allem, was sie in der Zeitung gelesen hat, von der abgebrochenen Talkshow im Fernsehen, dass die Nachbarn im gelben Haus Besuch hatten, dass die Katze auf den Teppich gekotzt hat, das Kind brav war, vom pinkelnden Mann am Parkplatz, vom Telefonat mit der Schwiegermutter, von der Post, vom Supermarkt. Sie hat ihrer Stimme einstudiert, eine Fahne von Fröhlichkeit (und Verschwiegenheit) am Flattern zu halten, so dass, falls ihr jemals Mitleid zufließen sollte, es freiwillig und nicht nur Antwort auf eine Forderung sein sollte.

Der Mann hat sich entschieden, die Fröhlichkeit zu wählen. Meine Frau, erzählt er, wenn er gefragt wird, ist ein sonniger Charakter. Die Sonne ist aber untergegangen, das verschweigt er wissentlich.

Im Keller, schweigt sie ihm zur Antwort, liegen die Logbücher des heutigen Tages, heisse Ware, Sondermüll. Weiss nicht, wie lange der Keller noch hält, wieviele Tage ich noch untertag halten kann. Du sitzt auf einer Bombe. Du sitzt auf Diebesgut. Du lebst mit der Katastrophe. Ich bin vermint. Wer mich betritt, fliegt in die Luft. Aber niemand, denkt die Hausfrau, bringt sich in Gefahr. Niemand wird mich betreten. Die Gefahren sind so unbekannt wie die Vegetation. Ich schütze euch, indem ich mich unsichtbar mache. Der Krieg ist ohne Anfang in die Welt gekommen. Das Unsichtbare so langsam sichtbar geworden, dass man es nicht sieht.

Den Göttern darf das keiner in die Schuhe schieben. Sie haben Sisyfus' Qualen nie eingefordert, das ist ein Missverständnis. Im Gegenteil ist Sisyfus' vergebliche Mühe ein Kampf gegen die Götter. Dass der Stein oben auf der Spitze des Berges stehenbleiben soll, ist ein magischer Gedanke. Denn wenn es gelänge, die Schwerkraft zu brechen und oben zu halten, was unten sein will, dann ist der Bann gebrochen, der auf den Steinen und Menschen liegt und sie vom Himmel zu Boden zwingt. Wenn der Stein erst oben bleibt, dann bin ich frei, denkt Sisyfus, und nicht nur ich. Dann sind wir alle frei.

In deiner festgeordneten Welt kann ausser dir niemand auftreten. Der Mann flüstert in die Tristesse matter Glühbirnen. Kühl ist es im Keller. Er bleibt neben dem halbvollen Weinregal stehen, befühlt die feuchte Wand, von der sich blasig der Verputz löst. Knisternd zerfällt die Kruste der Wand unter seinen Fingern, darunter liegt grau der Beton. Er schält mit hungrigen Fingern ein grösseres Stück Wand frei, bis er vor der Lust erschrickt. Den weissen Staub, der auf die Keramikrundungen gefallen ist, bläst er fort. Die Spielregeln haben sich von der Unsicherheit einer gemeinsamen Wahrheit in deine alleinige Sicherheit geflüchtet. Du hast sie festgeschrieben.

Aber du bist allein in deiner Sicherheit. Sag nicht, du hättest nicht gewusst, dass dieser Dressurakt, in dem du uns über die Bühne führst, nur mehr für einen einzigen Zuschauer – dich - stattfindet. Tatsächlich bewegen wir uns ausserhalb dieses Hauses und unabhängig von diesem Haus, nur für dich sind wir die Schatten deiner Hausfrauenwünsche, deiner Mutterwünsche, deiner Ehefrauenwünsche. Aus schützendem Abstand betrachtest du das Gleissen unserer Fremdheit und Freiheit, beobachtest du uns wie seltene Tiere, die du zähmen und dressieren musst, damit wir wert sind, auf deiner Bühne zu erscheinen. Manchmal zwingst du uns, die Zirkusnummern zu sehen, in die du uns schickst. Wir begegnen uns als quälende Missverständnisse, die niemals aufzuklären sind. Der Mann nimmt die zwei Bierflaschen aus der Kiste, die er sich für heute abend vorgenommen hat. Also kann man nicht auf eine gemeinsame Wahrheit hoffen. Auf der Treppe schätzt er den Abstand der Spitzen seiner Hausschuhe zur Stufe. Er stellt fest, dass der Abstand bei jedem Schritt fast gleich ist, als arbeitete sich eine Maschine die Stiege hinauf.

Mit den zwei Bierflaschen setzt er sich an den Computer. Das Haus ist Aufbewahrungsort seiner Müdigkeit, seiner Frau, seines Kindes, vor allem aber schätzt er die Fenster in seinem Haus, die hinauszeigen, und durch die er aus dem Haus wieder in die Welt schauen kann. Die Abendnachrichten, das zweite Bier. Spät erst stellt er sich vor den Badezimmerspiegel, schaut auch dort hinaus auf ein dunkles Gesicht, das er wie einen Mantel ausziehen möchte, und das er doch schamhaft anbehalten muss wie Unterwäsche. Er streift über die fremde Landschaft aus Haut. Das ist nicht sein Gesicht, das ihm gehört, sondern es ist der Rest, den er den anderen (seiner Frau, seinem Kind, seiner Familie etc) überlässt. Das Opfer. Er meidet die Augen. Putzt sich die Zähne. Betrachtet seine Hände. Spannt ein paarmal seinen Bizeps und denkt an das Gewicht, das er auf den Boden drückt. Spannt probeweise noch einmal seine Freiheit an, bevor er das Licht abdreht. Leise schleicht er zum dunklen Bett, um die Frau nicht zu wecken. Ihr Gesicht, das er kaum in den Decken und Pölstern findet, ist hermetisch verschlossen, aber sie ist noch wach. Sie ist immer wach.

Gute Nacht. Schlaf gut.

Sie schliesst die Augen, sie hört das Vibrieren des Hauses. Im Horrorfilm, den sie tagträumt, sieht man zuerst das Haus im Halbdunkel des Gartens hockend, kurz eingeschoben nur eine Ahnung vom Rücken einer reglosen Gestalt im dunklen Innern, dann wieder das Haus von aussen in Hubschrauberschwüngen umkreist. Man beginnt zu begreifen, dass etwas Ungewöhnliches vor sich geht. Das Haus zittert, Winkel verschieben sich, Mauern schmelzen, dehnen sich organisch, das Dach wölbt sich hoch. Man hört Aufregung und vom Funk verzerrte Kommandos, jemand im Haus müsste geborgen werden, hektische letzte Versuche, doch schon ist es zu spät. Die aggressive Dehnung eskaliert, das Haus wächst hoch, bläht sich zu einem Ball, explodiert, die Kamera verdunkelt sich. Alle tot.

Je schneller der Stein ins Tal rast, um so schneller will Sisyphus ihn wieder hochtreiben, als könnte er ihn eines Tages überholen. Er sollte wissen, dass den Göttern sein Ehrgeiz gleich ist, doch er hofft. Er sollte wissen, dass die Götter das Hochtreiben des Steines nicht einfordern, aber er hofft. Zu stolz ist Sisyphus, den Stein in der Grube liegen zu lassen, als wäre er, Sisyphus, nie dagewesen.

Der Mensch ist eine Flüssigkeit. Träumt von Siedepunkt und Dampf, doch er muss fließen. Nein: Der Mensch ist ein Festkörper, von Verdampfen und Aufsteigen unvorstellbar weit entfernt. Er fällt und wenn er nicht fällt, klebt er am Boden. Und doch, denkt die Hausfrau, bevor sie einschläft, gibt es Bedingungen, unter denen sich feste Körper - Häuser wie Frauen - verflüchtigen, als wären sie nie fest und greifbar da gewesen.

die Augen (sind der Liebe Pforte)

Sie steht früh auf, um vor dem Kind wach zu sein. Das Haus ist noch still, die erste halbe Stunde gehört ihr allein. Sie hockt sich vor das Bett und schaut die flachgeschlossenen Lider an, die geröteten Wangen, den kleinen feuchten Mund. Reglos liegt das Kind da und gehört ihrem Blick. Sie wird nie fertig damit, es anzuschauen, und es wird sie nie langweilen. Sie schaut es an, als sähe sie es das erste Mal und so ist es auch, denn nur sie nimmt die unaufhörliche Verwandlung wahr, in der das Kind seine Gestalt wechselt. Sie sammelt die Ansichten ein: aus dem silberhaarigen Tier wird eine Tulpe (weiss), eine Kartoffel (rund), ein Stein (schwer), wird ein Wurm, ein Monster, ein Engel. Sie sieht die Zukunft nach ihrer Form suchen, sieht das Suchen, das Tasten, Ausprobieren, das Verwerfen, das erneute Zusammensetzen wie unter den Händen eines manischen Bildhauers. Sie sieht die Natur arbeiten, ein sich abschuppendes und aus sich herausstreifendes Wachstum, dessen sich ständig verschüttende Millimeter sie zählt wie ein (durchdrehendes) automatisches Zählwerk. Nichts bleibt ihr verborgen, sie ist das grosse Auge, das niemals blinzelt und hellblau über den Dächern und Bergkämmen hängt, tags wie nachts das Gedächtnis speist.

Das erste, was das Kind sieht, sind die Augen der Mutter, die über ihm hängen: Himmel, die ihm den Tag einleuchten.

Das Kind soll lernen, sich selbst anzuziehen, deshalb hilft sie nicht mit, aber sie folgt jeder Bewegung, ihr Blick hebt die kleinen Arme, die Beine, sortiert die kleinen Finger durch die Ärmeltunnel, hilft dem Kopf bei der Geburt aus dem Dunkel des Pullovers etc. Sie begleitet jede Bewegung, das Kind muss gar nichts mehr tun, sie wird der Umriss, der dem Objekt Raum für die richtige Form und Bewegungen öffnet. Beim Frühstück schaut sie zu, wie die Apfelspalten im Mund des Kindes verschwinden, schiebt mit dem Blick nach und sieht weit hinein in den kleinen Rachen bis zum Zäpfchen und den Mandeln, springt den Apfelspalten nach, taucht ab, lässt sich vollständig verschlingen, verteilt sich, zählt die Organe, die Zellen, treibt das Wachstum an. Beim Zähneputzen steht sie hinter dem Kind (mit der Zahnbürste im Mund sägend) und beobachtet (die eigene Zahnbürste selbstvergessen im Mund) das Kind, wie es sich selbst beobachtet: Blickblitze, die in Lichtgeschwindigkeit im Zickzack zwischen ihr und ihrem Herz hin und her schiessen. Noch hat sich das Kind von seinem Spiegelbild nicht getrennt, weiss noch nichts über den Unterschied zwischen sich und seiner Ansicht. Vor dem Spiegel werden seine Augen rätselhaft leer, sie sieht auf der Stirn, wie es dahinter rattert. Dann treffen sich die Brennpunkte und das Kind lacht die im Spiegel gefundene Mutter an, dass ihm der Schaum aus dem Mund platzt.

Sie macht also Frühstück, hilft dem Kind beim Anziehen, packt ihm eine Jause in den kleinen gelben Rucksack, bringt es in den Kindergarten, holt es wieder ab, kocht gesund und nach seinem Geschmack, putzt ihm die Nase, schiebt es, erzählt ihm Geschichten, hebt die verlorenen Dinge auf, geht mit ihm auf den Spielplatz, sucht, findet, trägt, putzt, beatmet es, bringt es da- und dorthin, hilft ihm bei diesem und jenem, zerrt es von Gefahren, von schlechten Launen, schiebt es zum Ziel, zum Glück, zum Schlaf, rollt es hin und her, füllt und leert es, singt, küsst, trägt, schleppt, zieht und hebt es. Ihre Arme sind der Hafen, ihre Stimme die Sirene, die an Land zieht. Aber von allen Arbeiten, die sie für das Kind verrichtet, ist das Schauen die Wichtigste.

Den anderen Eltern (vorwiegend Paare, die einander den Rücken decken) im Kindergarten gegenüber ist sie unsicher. Sie fürchtet, auf der falschen Seite zu stehen. Lieber würde sie zu den Kindern gehören, sich auf die winzigen Sesseln setzen, sich zwischen buntem Plastik im Geplapper verstecken, um nicht zu den Erziehungsmassnahmen, die man mit ihr besprechen will, eine Position verteidigen zu müssen. Wörter über das

sich wandelnde Bild stempeln zu müssen, scheint ihr umständlich bis unmöglich. Weil das Kind als Körper angefangen hat, der zu beobachten war, hat sich das Auge als vorrangiger Sinn der Forschung etabliert. Um sie herrscht Stille. Aber auch den Wörter, die nach und nach zwischen das Bild vom Kind und sie eindringen und sich beteiligen, schaut sie mehr zu, als dass sie zuhört: halbe Sätze aus wenigen Wörtern, simple Sachverhalte. Wiederholungen, Wiederholungen, Wiederholungen. Waldrauschen. In Verkleinerungen noch geschrumpfte Winzigkeiten, ein Kosmos aus sprachlichen Rädertierchen. Sie kann mit dem Kind sprechen, ohne sich selbst zuzuhören, unter Verwendung dieser neuen Sprache. Das andere, alte Sprechen unter Zuhören hat sie aber verlernt, die alten Wörter, die Sätze, die Regeln und auch ein eventueller Sinn des Gesprächs haben sich in ihrem Stummfilm verflüchtigt, sind in der Flüssigkeit der Bilder mühsame schwarze Zwischentitel geworden.

Sie erzieht nicht, sie schaut. Sie wird erzogen, belehrt und geformt von einem Wunder, für das sie keine Regeln weiss.

Wer die Kinder verzärtelt setzt sie ins leichte Schiff, tadelt die Grossmutter (ihre Mutter) gelegentlich, setzt sie ins leichte Schiff. Wo man den Esel krönt da ist Stadt und Land gehöhnt. Erziehst du dir einen Raben wird er dir zum Dank die Augen ausgraben. Aber, besänftigend gibt sie zu: Nachgeben stillt den Krieg. Und: Liebe schafft Liebe.

Sie nickt und weiss nur: das Kind ist das Kommando der Stunde. Wenn es Hunger hat, muss gegessen werden, wenn es krank ist, gibt es keine Gesundheit mehr, wo es spielt, ist Gefahr. Sie hat aufgegeben, Pläne zu machen, denn es ist ein wechselhaftes Kommando, unter dem sie steht. Sie hat täglich umzulenken, das Ziel, den Feind zu wechseln, die Logistik und die Strategie neu zu bestimmen. Es erfordert ihre ganze Konzentration, scharfes Auge. Die Landschaft, die sie zu kontrollieren hat, ist unberechenbar. Kaum ist ein Plan gemacht, wächst ein neuer Berg, wechselt der Fluss seine Richtung, rückt der Wald vor, ob Rabe, ob Esel, ob Kind, nichts weiss sie.

Niemand weiss etwas über die Raben, die Esel, die Kinder. Der eigene Besuch in der Kindheit liegt wie ein Traum hinter ihr, ist gestorben, liegt unbegraben zurück, von der Erinnerung skelettiert. Ist vom wieder und wieder Nacherzählen blass und abgenutzt wie eine vielgeküsste Reliquie. Denn mit erwachsenen Wörtern lässt sich die Kindheit nicht nacherzählen, von erwachsener Logik wird sie umgelogen, wird zum Märchen, das in Nostalgie oder Schrecken versetzt, für dieses und jenes zur Rechtfertigung dient, um Unbegründetes zu begründen, für die lebenslange Unterhaltung mit einem erdachten unschuldig gebliebenen Zwilling. Sie braucht das Selbstgespräch nicht mehr, denn sie schenkt die Fragmente ihrer Kindheit ihrem Kind, legt sich als Wärme um ihre eigene Kindheit, im Nachhinein. Vermischt die Zeiten, tröstet das Kind für ihre eigenen Erinnerungen mit ihren eigenen Träumen. Sie legt die zwei Kindheiten übereinander, paust die eine auf die andere durch, wiederholt das Leben.

Ja, antwortet sie hilflos, wenn man ihr dieses und jenes rät. Ja. Sie nickt. Hat nichts dagegen vorzubringen. Stimmt zu. Aber kaum haben sich die Wörter entfernt, sind auch deren Spuren verblasen, und sie reiht sich zurück in ihre wortlose Mission: Sie erzieht nicht, sie steht allein vor dem Mysterium. Lässt sich widerspruchslos davon belehren, lernt das Kind wie ein neues Alphabet, wo jeder Buchstabe eine neue Sprache eröffnet, und führt ihr doppeltes Leben mit der doppelten Kraft. Widerspruchslos lässt sie die Energie wirken, die nicht ihre ist, denn würde das Kind aus ihrem Leben, an dem es zehrt, verschwinden, zerfiele ihre aufgeplusterte, geliehene Kraft und liesse sie wie einen ausgeleerten Sack zurück.

Sie hat dreieinhalb Stunden Zeit (minus der halben Stunde, die sie für den Supermarkt braucht). Am liebsten streunt sie nur so herum, beutelt die Augen an den nichtssagenden Gemeindeaufassaden, Schaufenstern und

vorbeifahrenden Bonbons aus wie verspannte Tänzerbeine.

Weil sie Geburtstag hat, lässt sie sich auf der Strasse von einer Zigeunerin aus der Hand lesen, nur so zur Feier des Tages, ohne daran glauben zu wollen. Die Zigeunerin beugt ihren kletzenfarbenen Kopf über die Handfläche und leiert dort die üblichen Versatzstücke der Zukunft hinein: viele Erfolg, viele Glück, 99 Jahre, lange Leben, viele Liebe, gute Mann, viele Geld. Um für das bisschen Geld des Guten nicht zuviel zu tun, schneidet sie eine Ecke in das Rund: Wirst Ärger haben mit deine Kind, grosse Ärger mit deine Kind. Der Geldschein bringt sie zum Schweigen, aber der Zukunft sind damit die Weichen gestellt und sie rollt beschleunigt auf sie zu und ist durch nichts mehr zum Halten zu bringen. Sofort glaubt sie an das Unglück, zählt mögliche Katastrophen: Schmetterlinge, die vom Verkehr ablenken, einen Orkan verursachen, einstürzende Sandburgen, Waldlabyrinth, eiskalte Könige, zuschlagende Flügel der Windmühlen, gefährliche Gewässer, Hundezähne, drehende Räder, die Sogkraft der Rolltreppenritzen etc etc. ein endloses Feld eröffnet sich... Sofort fällt ihr der ausgeleerte Hintergrund ein, der übrig blieb, als sie das Kind aus einem Foto ausschnitt: ein Nichts in den genauen Massen und Umrissen des Kindes, ein grauenvolles Loch, wo das Kind vorher lachend gestanden war, als wäre die Wirklichkeit aus der Welt herausgerissen. Doch die Katastrophe der Zigeunerin ist viel einfacher: das betrachtete Objekt, heisst es, wird eines Tages den Blick erwidern und fragen: Was schaust du so? Ist was?, wird die Liebesblicke von sich fortscheuchen, wird sich dem Blick entziehen. Wird sein Bild vor der Mutter schützen, wird sich unsichtbar machen, undurchsichtig machen, sich tarnen und die Mutter wird blind werden an diesem blinden Fleck.

Aus den Märchenbüchern sollte sie bereits wissen: Die Zauberfee umgibt einen leeren Wunschraum, in dem der gehobene Zauberstab genügt, um das Ersehnte zu materialisieren. Aber ebenso wichtig ist das darauffolgende Senken des Zauberstabes. Denn das Senken des Stabes lässt den Überschuss an Fürsorglichkeit, Mütterlichkeit, Behütung, Erfüllung, der nach dem Nutzniessen daran zurückgeblieben ist, wieder verschwinden. Die ideale Fee - das ist der Merksatz dieser Lektion - zieht sich selbst nach dem Zauber zurück, verschwindet ins Vergessen und entsteht auch erst wieder aus dem Nichts, wenn ein neuer Wunsch erscheint. Nicht vergessen, reisst die Zukunft mit brennendem Blick in die hauchfeinen Vorhänge ihrer Augen, nicht vergessen: verschwinden!

Bevor sie das Kind wieder vom Kindergarten abholt, kauft sie: Griess, Milch, Karotten, Eier, Marmelade, Kartoffeln, für sich drei Dosen Bier, für das Kind die ersten Erdbeeren.

Mittags besuchen sie ihre Mutter. Am Tisch steht beim Eintreten schon eine entzündete Geburtstagstorte. Sie selbst ist zwar der Anlass für diese Torte (deshalb 24 Kerzen), aber mit Mäusen und einem gelben Käsestück aus Marzipan, ist es eine Kindertorte, also mehr für das Kind als für sie selbst gedacht.

Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben, sagt die Grossmutter. Das Kind kräht vor Vergnügen, will weitersingen und wird fest auf die Backe geküsst, dass ein rosa Fleck zurückbleibt. Mit einem Schwung tauscht die Grossmutter die Torte mit der Lasagne: *Süsses kriegt der nicht zu lecken der das Saure nicht will schmecken. Erst die Arbeit dann das Spiel. Erst*, stimmt das Kind ein, *die Arbeit dann das Spiel*.

Seit ihre Eltern Grosseltern geworden sind, ist sie (die Tochter, die Mutter) aus den Angeln der Tochterschaft gehoben und aus der Mitte fortgedreht, auf mysteriöse Weise verwaist. Jetzt liegt das Kind im Knoten des Blicknetzes. Im Kind haben alle Augen der Familie ihr gemeinsames Esperanto gefunden, umsprochen wird das Thema der verlorenen Liebe. Die Eltern schauen durch das Kind auf sie (erinnern sich an Blick und Blickverlust), sie sieht durch ihr Kind auf die Eltern (erinnert sich an deren Augen, vor denen sie selbst geflüchtet ist und die irgendwann aufgehört haben, sie anzuschauen). Zu dritt starren sie auf das Kind zwischen

ihnen, wo die alte Sprache erlischt, schweigen also, bis einer von ihnen anfängt, Kinderreime in ihre Mitte zu singen: *Im Winter da schneits den Schnee im Sommer da blühts den Klee dann sehn wir uns wieder*. Der Frühling rollt heran.

Sie selbst ist durchsichtig geworden wie die Vergangenheit. Manchmal (aber nur kurz) möchte sie mit den Beinen und Armen schlenkern, auf und abspringen wie ein wütender Clown, um zu testen, ob man sie noch sieht... nein. Sie ist die geöffnete russische Puppe, sie ist die Haut des Objekts, der Umriss. Sie ist die nylondünne Haut, in der das Kind aufbewahrt ist.

Nicht nur bei den Grosseltern liegt das Kind im Mittelpunkt der Blicke, sondern auch zwischen Fremden. Kinder sind gewöhnt, angeschaut zu werden. Sie knurren nicht und ziehen nicht den Schwanz ein wie Hunde. Sie schliessen nicht wie Katzen ihre vor dem Zugriff fremder Augen, geraten nicht in Panik wie Pferde und sie verlangen keine Erklärung wie erwachsene Menschen. Weich kann der Blick auf Kindern landen und darf darauf ruhen bleiben. Nicht nur die sentimentalen alten Weiblein beobachten das Kind in der Strassenbahn, sondern auch der Beamte im hellgrauen Anzug, das junge Mädchen mit den Kopfhörern, die Elegante, der Dicke mit der Jogginghose. Sie alle treffen sich auf dem Kind, das sich anschauen lässt: es hat noch nicht die Anstanderegeln des Schauens gelernt, es folgt noch nicht der abgesprochenen Dramaturgie. Es schaut den Leuten ins Gesicht, ohne etwas zu meinen, es schaut, sieht aber nichts. Weil es nicht weiss, was es sehen könnte, ist es auf dem Raubtierauge blind, sein unschuldiger Blick bedeutet noch nichts als das Sehen: kein Abschätzen, kein Begehren, keine Urteile. Davon erlöst überlassen sich die Leute in der Strassenbahn dem Starren, wie es die ursprünglichste Absicht des Auges gewesen sein muss.

Und sie? Kontrolliert wie eine Gastgeberin die Blicke auf ihre Absichten, die Intensität, die Manieren, schreibt das Protokoll der Blickdichte: das Auge sucht Veränderung. Aber so wie das Auge von einem hungrigen Geist auf die rastlose Suche nach neuem Futter geschickt wird, wenn ein Bild einfriert und sich das Gesichtsfeld leert, so ruhig zentriert sich der Blick auf dem bewegten Objekt: über dem Flackern des Feuers, dem Flimmern der Wasser, dem das Zirpen und Zappeln des Kindes schlafen die Augen und träumen von Unsterblichkeit. Der Bilderfluss, notiert sie also: ist reissend. Das Archiv: unersättlich.

Bei der zweiten Station steigt eine verwahrloste Familie ein. Der kleine Bub, schneeweiss im Gesicht, wird die Stufen hinaufgezogen und beginnt, kaum sitzt er auf dem Platz, zu kotzen. Seine Mutter stopft ihm ein Taschentuch in den Mund, aber das hilft nicht, die Kotze rinnt daran vorbei. Der Geruch breitet sich sauer aus. Der Herr im Anzug reisst die Augen auf, starrt ins Leere, versucht sich zu beherrschen, aber immer wieder zerrt sein Blick ihn dorthin, wo ihn ein perverser Ekel schüttelt. Die dünne blonde Mutter bearbeitet den Kleinen ungerührt, der weiter bricht, als wären noch Stunden Elend in ihm. Sie steigt nicht an der nächsten Station mit ihm aus, sondern sucht langsam und wortlos in ihrer grossen Handtasche nach einem Sack, findet erst einen, nachdem schon alles am Boden ist und der frierende Kleine entsetzt auf einen Sitz weit von ihrem zusammensinkt. Auch ihn schaudert es beim Blick auf das Vollbrachte und vor Scham: alle haben zugeschaut und mit offenem Mund Bild für Bild in Zeitlupe festgehalten, auch das Kind. Fragend sieht es zu ihr auf. Sie antwortet: Jetzt ist das Bauchweh draussen. Da liegt es, sagt das Kind laut. Da liegt es, sagt das Kind laut, zeigt begeistert hin und sammelt damit wieder alle Augen auf sich ein.

Am Heimweg will das Kind mit den neuen Plastiksachen (die es zu ihrem Geburtstag bekommen hat) noch auf den Spielplatz. Also nehmen sie einen Umweg. Es ist ein winziger Umweg für sie, aber ein grosser mit dem

Kind. Ihr Blick dehnt die Landschaft auf das wahre Mass. Distanzen und Hindernisse haben neue Bedeutung. So schätzt sie Wege nicht mehr in Kilometern, sondern in langen Metern, sie sieht Hügelchen mit den Augen eines Extrembergsteigers. Sie macht pro Atemzug einen Schritt. Sie hat gelernt, auf der Strasse zu stehen und die ungeduldigen Beine im Zaum zu halten, auch wenn sie Rennbahngefühle hat und links und rechts von ihr andere schon vorpreschen. Langsamkeit ist schwieriger als Geschwindigkeit, die Geduld ist der Sieg über die Siegreichen, das Mikroskop ihre Wissenschaft.

Mit lila Hütchen und lila Anorak trägt es das Kübelchen, leuchtend gelb und unwirklich, weil noch nicht in die Welt hineingewachsen, zur Sandkiste. Sie fesselt diese Farbproportionen wie die Markierungen eines Korallenriff-Fisches in ihr territoriales Bewusstsein und ist somit imstande, es aus einer Horde überall und jederzeit herauszufiltern, so wie sie aus dem Chor der Mamarufe den einen einzigen Tonfall herauszuschlagen spürt wie einen Blitz zwischen Kerzen.

Von der Bank aus hält sie das Kind an der Leine ihres Blickes. Oder: wird an der Leine ihres Blickes festgehalten, ist festgeknüpft in das Spinnnetz der Spiele, immer zieht das Kind, ohne darauf zu achten, die Aufmerksamkeit seiner Mutter hinter sich her wie etwas Willenloses, Entkräftetes. Welche Motive es da oder dorthin ziehen, wann es sich an sie erinnert und zu ihr läuft, warum es das eine Kind stört und von einem anderen gestört wird, wie die Spuren zu verstehen sind, mit denen es den Spielplatz in einem sinnlosen Ameisenzickzack überzieht, ist das Schachspiel der Mutter mit der Natur. Sie rätselt, sie löst manche Frage, sie verliert häufig, lernt jedes Mal einen neuen Winkelzug, eine neue Strategie, eine neue Voraussicht über die Mechanik der Seele und die Dynamik ihrer Dränge.

Das Lilagelb lässt sie nie los (kein Millimeter darf ihr entgehen), nimmt aber dabei eine Pose der Entspannung ein, scheint dann irgendwohin zu schauen, irgendwohin: auf eine gelblich austreibende Baumkrone (dicht befüllt mit lindblauem Himmel), auf ein anderes Kind (rotgelbweiss), auf ihr Buch, das sie auf den Spielplatz immer mitnimmt (aber nie fertigliest), auf die Blumen in den engen Rabatten auf der anderen Seite des Zaunes (wo die alten Damen spazieren), doch kann sie - und das ist das Geheimnis ihrer Mutteraugen - um Ecken schauen, sieht durch andere Menschen durch, über Mauern hinaus, wie in eine Spiegelbrille hinter sich, sogar durch die geschlossenen Lider: immer dorthin, wo das Kind ist: das Kind. Sie berührt es aus den Augenwinkeln, auch wenn sie die anderen Mütter auf den Bänken rund um die Sandkiste beobachtet. Genau: Sie beobachtet die anderen Mütter beim Beobachten der anderen Kinder. Aus einer Fernsehsendung weiss sie, wie das Auge einen Körper betritt und in welcher Reihenfolge es ihn bewandert und erforscht. Der Blick, erinnert sie sich, beginnt bei den Augen, surrt dort blitzschnell in engen Knäueln hin und her, streift hinunter zum Mund, verschafft sich einen Überblick über Lippenlinien und Mundwinkel, und fällt dann bei Erwachsenen zum Geschlecht, steigt wieder auf zu den Brüsten und Schultern, umreisst den Umriss, stösst immer wieder zu den Augen hoch und bleibt unaufhörlich in Bewegung. Sie stellt sich die Blicklinien vor, die aus den Mütteraugen ein Netz um die Kinder weben, die Luft um die Sandkiste dicht versponnen. Stellt sich ihre eigenen Blicke vor, die das Kind inzwischen über und über bekritzelt und in einen Kokon eingeschlossen haben.

Die Grossmutter (ihre Mutter) sagt: *Die Augen sind der Liebe Pforten. Die Augen sind des Herzens Zeuge.* Aber sie ist schüchtern. *Was das Aug nicht sehen will da helfen weder Licht noch Brill.* Fremden Leuten in die Augen zu schauen, fällt ihr oft schwer, wenn ihr die Absurdität bewusst wird, enge schwarze Gucklöcher aufeinander zu richten, die in ein dunkles Inneres führen, ohne etwas preiszugeben - Türspione zweier gegenüberliegender

verschlossene Eingänge. Ebenso absurd wäre es, sich Ohr an Ohr anzuhören. Mit dem Einander-ins-Auge-Schauen, möchte sie ihrer Mutter (der Grossmutter) entgegenhalten, soll der andere nur gebannt und von den wichtigen Bewegungen abgelenkt werden, vom Kräuseln der Wellen auf den Lippen zum Beispiel, oder dem Tanz der Finger, die viel mehr und deutlicher vermitteln. Wenn sie also jemandem gegenübersteht, streift sie nur kurz, höflichkeitshalber, die Augen und wandert lieber unaufhörlich zwischen den Einzelteilen des Gesichtes herum, misst die Steilhänge und Überhänge der Nase, den Abstand zur Schlucht, in der das Auge wie ein See liegt, blättert im Katalog der Wangenfarben, zählt die roten Flecken, die grünen und blauen Flecken, malt mit impressionistischer Gebärde, forscht vom Nasenflügel über das Faltental bis in die Mundwinkel, beobachtet das winzige Flattern dort, hat dafür die Nase inzwischen wieder vergessen, fliegt zurück, konstruiert sie aufs Neue, und findet doch wieder und wieder nicht den Überblick, denn solange sie ein neues Gesicht auch bewandert, es bleibt eine unbekante fremde Landschaft. Nur ihrem Kind schaut sie in die Augen wie in einen wetterlosen Himmel. Und nur das Gesicht des Kindes nimmt sie wie ein Schriftzeichen mit einem Blick als Ganzes wahr. Es ist: Das Gesicht.

Diese Selbstverständlichkeit lässt sie manchmal an sich selbst zweifeln. Sie sieht sich zu, wie sie altert, seit sich das Jungsein mit dem Kind aus ihr herausgelöst hat. Sie sieht die Jugend von sich fortwachsen. Schon ist sie das Wegschuppende, das noch das Nachwachsende schützt, bald aber davon abgestossen wird, beiseitewelkt. Sie ist noch jung, aber das Welken neben dem Neuen ist bereits ihr Beruf. Das Kind ist ihr Referenzmodell, das sie in den Bereich des Fehlerhaften, des Mangelhaften verweist: ihr Oberschenkel kommt ihr neben dem kleinen des Kindes zu gross vor, eine unnötige aufgeblähte Masse. Ihre Haut, die rötlicher ist als die makellos weisse des Kindes, ist zu fleckig und beginnt bereits, in winzige Schwächen zu zersplittern. Ihre Augen sind zu schmal und Haare zu dunkel, ihr Gesicht wie schlecht lackiert neben dem opalisierenden Rund des Kindes.

Ihr eigener Körper ist aus dem Blickfeld geraten, der erst auffällt, wenn er stört: wenn sie etwa aufs Klo muss, obwohl das Kind fiebert, wenn sie, von irgendeinem Zweifel gepackt, nicht genug Geduld aufbringt, wenn sie krank ist, wenn sie sich langweilt. Wenn sie müde ist. Am Weg nach Hause bricht das Kind zusammen, muss getragen werden und wird, weil sie zu schwach ist, mit jedem Schritt schwerer.

Weil es nicht mehr fernsehen darf (es ist schon zu spät, sie muss an den Abend denken), schlägt das Kind nach ihr, heult und weint. Sie zieht alle Register der Erklärung, Ablenkung, des Trostes. Zwar spannt sich die Welt zum Leuchten, wenn das Kind lacht. Aber wenn es weint, kämpft sie gegen die Sonnenfinsternis: spannt die Muttermuskeln, rast zu den Fenstern, schaltet alle Lampen ein, entzündet ein Feuer, fängt Glühwürmchen aus der Luft mit allen Händen und umkränzt sich, spricht Zaubersprüche. Öffnet ihren Mund und lässt mit aller Kraft die Sonne aus sich leuchten.

Dann leuchtet die Sonne. Das Kind ist beeindruckt, aber nicht wirklich verwundert, dass die Sonne als grosse Lampe über ihm hängt und von der Mutter aus und eingeschaltet wird, denn es weiss mittlerweile, dass die Welt gut eingerichtet ist.

Zumindestens zuhause. Es ist nicht überall gleich. Es ist sogar überall anders. Die Grossmutter sagt in der Früh: *Morgenstund hat Gold im Mund. Morgenstund hat Gold im Mund*, und reisst den Vorhang beseite. *Es ist nicht alles Gold was glänzt*, antwortet das Kind wissend. Die Grossmutter fährt fort: *Jaja. Jeder hält sein Kupfer für Gold*. Aber: *Gold macht taub und Glück macht blind*. Am grossen Küchentisch sagt sie zum Frühstück: *Am Morgen wie ein König zu Mittag wie ein Edelmann am Abend wie ein Bettelmann. Iss am Morgen wie ein König*,

sagt die Grossmutter und legt dem Kind noch ein Butterbrot auf das Brett.

Am Abend legt die Grossmutter dem Kind ebenfalls ein Butterbrot auf das Brett: *Iss am Abend wie ein Bettelmann*. Ein Rätsel, das pragmatisch gelöst wird: *Was du heute kannst besorgen das verschiebe nicht auf morgen. Morgen morgen nur nicht heute sagen alle faulen Leute. Morgen morgen nur nicht heute sagen alle faulen Leute*, singt die Grossmutter und putzt in einer Ecke zur Nacht. *Morgen morgen nur nicht heute*, wiederholt das Kind und probiert etwas Neues: heute heute nur nicht morgen. Neinein, dreht sich die Grossmutter aus ihrer Ecke um, erlaubt so spät nichts Neues, *morgen morgen nur nicht heute sagen alle faulen Leute*. Hier gibt es unveränderliche Dinge, die sich um das Kind nicht kümmern, sondern in eine andere unbekanntere Richtung zeigen so wie die grosse schnaufende Rückseite seiner Oma. *Abends wird der Faule fleissig. Die Ziegen*, erklärt die Grossmutter, *scharren so lange, bis sie nicht mehr gut schlafen können*.

Aber sie. Wenn es Zeit wird, holt sie den Pyjama aus dem Kasten, zwingt sie die Ziege zu Boden, verdunkelt sie die Sonne zu Abendrot, lockt sie das Kind ins Bett und liest aus dem Repertoire der zehn Lieblingsbücher drei Geschichten vor. Sie kontrolliert jeden Satz, den sie liest, auf dem Gesicht des Kindes, sieht die Tiere und Figuren darauf ihre langen Schatten werfen. Die langweiligste Geschichte erzählt sie zum Schluss, denn dann schläft es manchmal mitten in die Geschichte hinein ein. Es ist wichtig, dass das Kind schläft, wenn sie geht, das ist die verdeckte Schlacht, in die sie sich täglich wirft. In einem Kampf ohne Blut und Wunden besiegt sie das Kind und die Sonne und erzwingt deren Untergang. Kaum ist das Kind eingeschlafen, geht die Sonne unter und sie ins Theater.

Schon auf dem Weg dorthin ist ihr das Gehen leicht, sie wird kleiner und leichter, der Wind bläst ihr die Flügel um die Schultern, fast hebt sie ab, lässt sich immer zwei Stufen auf einmal die Stiege zur U-Bahn hinunterfallen. Schon am Bahnsteig übt sie das Schauen ohne das Gewicht der daran baumelnden Liebe: Einer geht tänzelnd die Station entlang, verlangsamt, beschleunigt, dreht den Oberkörper, bleibt stehen, schwankt einen Schritt zurück, wiegt sich auf dem Spielbein, als wollte er springen. Sein Telefongespräch muss ein Flirt sein, es sind Balzbewegungen. Soso, denkt sie. Eine hübsche Frau mit blonden Locken und hohen Stiefeln fragt einen Passanten um Auskunft. Während er vor ihr steht und eine Antwort versucht, hebt sie einen Arm über den Kopf, spielt mit den Fingern in ihren Locken, in einer Pose, die sie aus Parfumwerbungen kennt. Sofort, nachdem er sich abwendet und weitergeht, lässt sie die Hand fallen. Ach, denkt sie. Ein kleines Mädchen im schneeweissen Mäntelchen springt im Galopp über den marmorfleckigen Boden seiner Mutter entgegen, rutscht aus und fällt hin, lacht aber sorglos, springt auf und läuft weiter. Wo sie gefallen ist, bleibt ein weisses Tüchlein liegen. Sie schaut das am Boden liegende Weiss lange an, beobachtet das Mädchen und die Mutter, ob sie es bemerken, kämpft mit sich, möchte es am liebsten mit ihrem Blick hinüberschieben. Und freut sich dann daran, es liegen zu lassen wie ein Blümchen.

Als sie im Theater einläuft, ist sie schon im Spitzentanz eingeübt, den sie in der Arbeit braucht, das ganze grosse Gewicht der Natur ist schlafengelegt, jetzt kommt das leichtgewichtige Kulturspiel. Auf rotierenden Füßen, ungefähren Blicken, ungefähren Handgriffen mit spitzen Fingern etc. Am Portier hastet sie vorbei durch die neonschabigen Gänge zur Personalgarderobe ins dunkelrotschwarze Kostüm (scheusslich), sie ist spät dran, der Einlass hat schon begonnen. Wenn sie hinter dem Mahagonitisch die Jacken, Mäntel, Jackengruppen entgegennimmt und damit gewöhnliche Leute zu Publikum macht, wenn sie, von den üblichen rotsamtenen Vorhängen eingerahmt, als feierliches Standbild auf dem erhöhten Podest hinter dem Tisch abwartet, dass sich

die vor ihr Antretenden aus den Jacken schälen, mit einem Seitenblick auf sie noch ihre Geldtaschen aus den Manteltaschen herausnehmen oder den Reissverschluss darüber schliessen, nach den Münzen wühlen, die sie ihr gegen das Kärtchen reichen, ist ihr Blick schwerelos. Weil sie den ganzen Tag in das Netz der Liebesblicke eingesponnen war, wo alle Bewegungen so gewichtig sind, ist diese Arbeit leichtsinniges Seitenblickspiel. So greift sie wahllos in die anonyme Menge, um zum Beispiel ein rundes blasses Ohr mit Hängeglimmer aufzunehmen und gleich wieder fallenzulassen, die Anstehenden wie Schnörkel barocker Tapeten zu ordnen, in deren Mustern alles schwerpunktlos ineinander fliesst, sie tanzt ein Menuett, zählt Knöpfe und Köpfe, sammelt Kleider, Körperformen, Umgangsformen, Verschrobenheiten wie wertloses Glasperlenzeug. Sie lächelt in das Muster hinein (erhält dafür mehr Trinkgeld als ihre mürrische Kollegin) und spielt Gastgeberin. Der Sachverhalt ist ihr vertraut: wie ihr Kind zieht sie ihre gehorsamen Gäste am Abend aus. Aber sie spielt das Spiel allein, das Publikum ist blind oder scheu, und sie (die Zauberfee) ist durch den Dienst, den sie tut, unsichtbar: nur wenige Leute schauen ihr ins Gesicht, die meisten halten den Blick aus ihrer Griffweite, gleiten über ihre Schulter an ihren Augen vorbei, konzentrieren sich auf den Weg, den der Mantel in ihren Händen zum Haken nimmt, reden mit jemandem nach hinten, warten ungeduldig auf den gelben Nummernzettel, wühlen in den Geldtaschen und auf den gesenkten Gesichtern zeichnet sich die hastige Rechnung ab: Trinkgeld? wenn ja, wieviel? Doch weder Freundlichkeit noch Unfreundlichkeit nimmt sie persönlich, sie weiss, dass sie der praktischen Seite des Theaters angehört, die sich unter das Publikum beugt, um das zu verzaubernde Publikum dem magischen Theater entgegenzuheben, und sie tut es wie die Schauspieler auf der Bühne: sie spielt und ist selbst gar nicht da. Das Heben ist sie gewöhnt. Das Beugen ist sie gewöhnt. Das Magische sowieso.

Wenn die Türen gegenüber geschlossen sind, beginnt sie zu zählen. 250 Euro sind ein schlechter Tag, man merkt, dass der Frühling anrollt. Na, schätzt der alte Billeteur (er selbst nennt sich Platzanweiser), der seit Jahrzehnten jeden Tag bei der Tür vor der Garderobe steht, zwofuffzig, stimmts? Nach den üblichen zwei Witzen, denen sie nie zuhört, aber ihm zuliebe belacht, verpufft auch er ins Dunkel.

Zweimal in der Woche hilft sie im Buffet aus. Sie legt das weisse Schürzchen an, reiht Sektflöten in die gläsernen Regale, räumt die Lachs- und Kavierersatzbrötchen aus den Schachteln auf Tablett, wo sie sich auf dem Spitzenpapier augenblicklich in Werte verwandeln. Sie bemüht sich, den Druck langsam zu steigern und sich in Spannung zu versetzen, um sich dem Ansturm, der in der Pause auf sie zukommt, entgegenzuwerfen. Fügt sich dann wie in einem Ballett perfekt in die Rotation des Ensembles ein, schätzt mit schnellen Blicken aus den Augenwinkeln das Gefüge der Bestellungen ab, ordnet sich in die Formation, geht der vorgeschriebenen Schrittfolge selbstverständlich nach, als wäre es Lust des Moments. Wenn es keine Bestellungen gibt, hat sie immer noch die Möglichkeit, die Schank abzuwischen, Gläser und Leerflaschen einzuschlichten, bis weitere Bestellungen das Tempo angeben. Hinter der Bar bewegt sie sich noch schneller als in der Garderobe und bremst nur, wenn sie sieht, dass es bald zu einem Stillstand kommen würde: Im Gegensatz zu ihrem Tag muss in ihrer Nacht Stillstand vermieden werden, nie darf die Bewegung stehenbleiben, der Verkehr muss flüssig bleiben, der Tanz muss fließen, denn sonst tritt die Erschöpfung in ihr rotsamenes Haus der Arbeit ein. Nach dem Ausläuten der Pause und dem Einsammeln der Gläser, schleicht sie entweder in eine leere Loge, meistens aber bewacht sie noch eine halbe Stunde vor diesem Haufen Privaten im grünen Neonaquarium die Antipode des Theaters.

Das Bild des schlafenden Kindes hat sie konserviert, in ihrem Skulpturendepot abgelagert, wo das schlafende, das ruhig atmende, das im Traum zuckende, das eingerollte, das ausgestreckte, rotwangige, das unter der Decke

verkrochene Kind in vielen Grössen und Materialien gesammelt und unter Tag gut verwahrt ist. Sie liegt selbst dort an das schlafende Kind gelehnt. Deshalb schrickt sie aus ihrem Abendtraum, hellwach mit einem Mal, als die alte Nachbarin anruft: Das Kind ist aufgewacht hat wie ausgemacht bei ihr geläutet hat ein Glas Wasser getrunken ist aufs Klo gegangen schnell wieder eingeschlafen alles gut keine Sorgen. Nach dem Telefonat muss sie sämtliche Muskeln anspannen, das Gewicht abschütteln, die verstreuten Bilder des Schlafes einsammeln, um wieder dorthinzukehren, wo sie ist. Erst beim Anschwellen der Geräusche hinter den goldweissen Türen zum Saal, dem Aufbranden des Applaus, in das sich die Türen öffnen und erste Fluchten ausgiessen, schnellt sie zurück in ihr Garderobeleben.

Nach der Vorstellung ist es umgekehrt. Nun sucht das in Einzelpersonen zerfallende Publikum ihre Augen, um das Mantelzurückbekommen zu beschleunigen, aber sie kann, wenn das Publikum als fester Block vor ihrem Tisch steht und die Nummernkärtchen in Bündeln vor sie hinfordert, nur noch eine routinierte und unbedeutende Grimasse auf ihrem Gesicht fixieren. Leere Augen, leere Freundlichkeit, wie Gas gleichmässig im Raum verschwendet, aber nicht mehr mit dem Raum und den Objekten im Raum verbunden, denn bei einem Ansturm von 200 Leuten gibt es keine Freundlichkeit mehr, die irgendetwas mit den Gesichtern zu tun hätte - eher ist es so, als löschten sich die Gesichter gegenseitig aus und sie stünde über mantelhungrigen Körpern, die wie geistlose Tiere vorwärts drängen. Nichts bleibt übrig von ihrem Blick, die Heuschrecken fressen alles auf, die Raben graben die Augen aus.

Das Kind ist der Pol, sie der Kompass. Der schwarze Zeiger folgt dem Kind, der weisse zeigt in den verlassenem Süden, dort ist zum Beispiel der Schauspieler beheimatet. Manchmal, wenn sie Lust hat, sich zwischen Garderobe und Garderobe kurz in eine Loge zu setzen, sieht sie ihn auf der Bühne herumspielen. Die zig Meter, die dann über den Köpfen des Publikums zwischen ihr und ihm liegen, verleihen dem Blick das Ungefähre und Wesenlose, das sie als passend empfindet. Wie ein Kind stellt sich der Schauspieler den Augen zur Verfügung. Man darf, man soll ihn sogar anstarren: er schaut nicht zurück. Während das Publikum hemmungslos festhalten kann, sich anschmiegen und mit vollem Gewicht an die Gesichter und Körper des Schauspielers hängen und sich versenken darf, ist er selbst auf der Bühne blind.

Sie trifft ihn immer erst nach der Vorstellung und drängt sich, unter seinem Grinsen in einen hungrigen Körper verwandelt, gegen ihn, schon wenn sie nach der Vorstellung in der Kantine ein Bier trinken und er noch feuchte Haare hat. Sie hört weder dem ewigen Theaterklatsch zu, noch schaut sie ihn an, sondern stemmt sich alleine gegen das Gewicht seines Geruchs und die Hitze, die um seine Haut steht als ein ewiger Süden. Er legt seine Hand auf ihr Bein oder seinen Arm um ihre Schultern und macht sich im Gespräch mit den Kollegen Luft, während sie in seinen Bewegungen die von der Bühne übriggebliebene Anspannung spürt, die sie bald in sich aufnehmen wird, und sich auf das Weichwerden ihrer Knie konzentriert, wenn sie wie eine Beute vor ihm fallen will. Sie will sich in seinem Geruch auflösen, anschauen will sie ihn nicht. Sie schliesst die Augen, wenn sie ihn küsst, wenn er sie an sich zieht, denn ihr Blick gehört alleine dem Kind. Manchmal lobt sie ihn, um ihm zu versichern, dass sie zugeschaut hat, so wie sie auch mit dem Kind spricht, ohne sich zuzuhören, aber es ist unmöglich, zu ihm von Liebe zu sprechen. Dieses Wort ist reserviert. Sie antwortet ihm also ausweichend: mit einem Kuss, mit einem Lachen, mit einem Witz. Und wenn er sie (selten) nach ihrem Leben und nach ihren Wünschen fragt, weiss sie auch nichts zu sagen. Dann räumt sie mühsam kleine konkrete Wünsche aus, Kinderwünsche. Das begreift er nicht, das kann er nicht begreifen. Als Psychologe der Bühne versteht er Figuren (also Menschen) als Richtungen, denn der Menschenmotor ist die Unzufriedenheit: die aus sich herausgreifende

Vision, der Vorwärtsdrang, das Wachsenwollen, von einem unbefriedigenden Zustand in den nächsten, in den nächsten. Als labil auf einem Bein stehende, bereits von einem Taumel zum nächsten Schritt erfasste Momente, von Fall zu Fall sich rettend. An Ruhe glaubt er nicht, hält nichts von Ankunft, von Geduld (blosse Götzen naiver Optimisten.) Auf der Bühne geht es um Realität, heisst: um den ewigen Wandel, den gewünschten wie den ungewünschten. Dich, sagt er, könnte man nicht auf die Bühne setzen, kein Mensch würde lange zuschauen, wie du dir nichts wünschst, wie du dasitzt und zufrieden bist. Kein Mord, kein Betrug, keine Sehnsucht, kein Neid, kein Risiko, keine Angst. Fast redet er sich in Zorn.

Sie lacht verlegen, schreibt aber in grossen wilden Buchstaben um sich herum: es muss doch auch Zuschauer geben. Die Form, die sie angenommen hat, muss sie nicht verteidigen, muss nichts rechtfertigen, denn sie ist: junge alleinlebende Mutter und damit leibhaftiger Sachzwang. Ihr Norden steht fest, ihr Süden steht fest. Sie dreht sich wie der Kompass in vollkommener Sicherheit immer in die richtige Richtung, exakt orientiert, präzise eingestellt auf das Vorwärts, sie sitzt an der Quelle der Zukunft, bleibt ruhig auf ihrem Platz, weil anderes sich bewegt. Diese unberührbare und durch nichts betretbare Sicherheit, das Abstreifen aller Abhängigkeiten zugunsten der einen, ihr Bewohntwerden vom Wachstum macht sie zwischen den anderen einsam, aber sie weiss es nicht. Sie ist nie allein, sondern von den blendenden Ansichten des Kindes umkreist. Wo immer sie hinsieht: das Kind. Sie muss nichts, aber sie kann alles, was sie will, denn sie will alles, was sie muss. Müssen und Wollen sind übereinander hergefallen, decken sich, lassen keinen Zwischenraum, keine Unschärfe zwischen sich. Kein Riss, durch den ein Wunsch leuchtet, keine Lücke, die es zu stopfen gilt, die Zeit ist dicht.

Das weiss er nicht. Das kann er nicht wissen.

Wenn er mit zu ihr kommt, tappt sie am liebsten mit ihm im Finstern durch die Wohnung wie durch eine fremde, zündet höchstens eine Kerze für das letzte Bier in der Küche an. Das Kind wacht nachts nicht auf, man könnte laut singen, rufen, Musik hören, aber sie flüstert lieber mit ihm im Dunkel, das wie ein Vorhang vor ihrem Leben hängt. Sie möchte nicht, dass er hinter den Vorhang sieht, sie schauen sieht. Er wäre, wenn er es wüsste, dankbar: denn es würde ihn langweilen wie die glatte metallische Oberfläche einer hermetischen Form, die ihm keine Funktion anbietet, die ihm keinen Eingang öffnet.

Der Schauspieler weiss zwar, dass es ein Kind gibt, weil sie nicht immer Zeit für ihn hat, wenn er Zeit für sie hat, und er die Wohnung nachts leise betreten muss. Gesehen hat er das Kind aber noch nie, bestenfalls eine blonde Locke im schimmernden Parallelogramm der Strassenbeleuchtung auf dem Polster des Kinderbettes. Er weiss nicht, was ein Kind ist. Das Kind kennt wiederum vom Schauspieler nur den Haarschopf, der gelegentlich morgens im Bett der Mutter liegt und sich während des Kindergartens wie von selbst in Luft auflöst. Er schläft, wenn es wach ist und es schläft, wenn er wach ist. Sie ist immer wach und hält mit ihren zähen Schiedsrichtermuskeln ihre beiden Leben auseinander, die voneinander nichts verstehen.

Bevor sie in das Schnarchen des Schauspielers hinein einschläft, starrt sie noch ins vollkommene Dunkel über sich. Aber das Auge sucht Licht und findet Licht: das Schwarz beginnt zu flimmern, sich in Farbe zu zerlegen: in die Grundfarben, in die helleren Komplementärfarben, in die nächste Generation der Mischungen, die sich weiter und weiter in flimmernde Pixel und chemische Tricks teilen. Sie starrt in die selbstgemachte Buntheit, die sich ausformt, Schatten und Lichter voneinander absetzt und ordnet, bis sich schliesslich das Gesicht zusammensetzt, mit ausgerissenen Rändern unscharf über ihr schwebt, sich zu bewegen beginnt und wächst und wächst und wächst...

Sie steht früh auf, um vor dem Kind wach zu sein. Das Haus ist noch still, sie liebt die halbe Stunde, die ihr allein gehört. Der Frühling rollt heran. Sie setzt sich vor das Bett und schaut. Reglos liegt das Kind da und gehört ihrem Blick. Sie sitzt fünf Minuten da. Sie sitzt eine Stunde da, ein Jahr. Sie sitzt da ihr ganzes Leben lang. Sie ist ein Uhrwerk, das einmal aufgezogen, unbeirrt die Stunden vor sich hintickt. Sie weiss weder wann, noch dass es enden wird. Sie ist ein Automat. Sie ist ein Schläfer. Vollkommen unbekannt. Getarnt als beliebige junge Frau in den üblichen Billigkleidern der Saison bewacht sie das Geheimnis. Geheim, weil es niemanden interessiert. Aber das kümmert sie nicht, sie ist auf den Weg geschickt, sie geht den Weg, was auch passiert. Nie wird ihr das kleine Gesicht langweilig, sie schaut es an, als sähe sie es das erste Mal. Und so ist es auch.

Ariel

Ariel wußte lange nicht, wer sein Vater war. Seine Mutter legte keinen Wert darauf, ihm das Wort Vater zu definieren. Vater schien ein flexibles Wort, das auf viele Männer zutraf, die er kennenlernte, die alle gleichermaßen um ihn bemüht waren, ohne sich deshalb ihm gegenüber etwas anzumaßen. Ariel beurteilte sie nach dem Leuchten, das sie im Gesicht seiner Mutter zustandebrachten, so gab es bessere und schlechtere Väter - es gab auch gute Väter, die er nicht mochte und schlechte, die er liebte. Zugleich war aber das Wort Vater so unbestimmt, daß es nirgends zu wohnen schien, sich an nichts so endgültig festmachen wollte wie etwa das Wort Tisch am weißen Küchentisch, mit dem Ariel die ersten Jahre seines Lebens verbrachte, sondern in unerwarteten Wendungen und Sprüngen durch seine Kindheit streunte, sich mal da, mal dort niederließ, um wieder aufzustehen und zu gehen, wenn die Zeit gekommen war. Vater war eine Berufsbezeichnung, nicht die Bezeichnung einer Berufung. Ein Beruf, der schnell und leicht gewechselt wird, den man annimmt und abgibt, ohne Spuren zu hinterlassen, und diese Vorstellung prägte Ariels Bild von Männern ebenso wie seine Interpretation des Wortes Mutter das Gemälde von Frauen. Seine Mutter, kurzsichtige Malerin, apodiktisch, heftig, weich und liebevoll, randvoll Überraschungen und Stimmungsumschwüngen, die wie Wetter über Ariel kamen, ihn frieren, lächeln und schwitzen ließen, machte ihm die Frauen zum Kosmos. Die Welt, in der er sich bewegte, war trotz all der Väter eine Welt der Frauen, oder genauer gesagt: der einen Frau, ein großer Bogen zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, in sämtlichen vorstellbaren Farben, dröhnend von all den existierenden Tönen, riesengroß und unendlich, so überwältigend vollständig, daß Ariel später überrascht sein sollte, als er entdeckte, daß es noch mehr gab, das all das ergänzen und widerlegen konnte. In diesen ersten Jahren jedenfalls schien die Welt aus seiner Mutter und ihren Schatten und Reflexionen auf den Gesichtern der anderen zu bestehen, die sich zwar teilweise als Individuen bemerkbar machen konnten, doch nur innerhalb des Raumes, den seine Mutter ihnen bot, und in dem sie sozusagen Teile der Mutter wurden. Der blonde Jesuit gehörte auch in diese Welt. Obwohl Ariel den Instinkt nicht besaß, die Besonderheit dieses Mannes, der vielleicht sein leiblicher war, vor den anderen herauszufühlen, stießen ihn doch die ungewöhnlich launischen Reaktionen seiner Mutter, ihre Unruhe und Ungeduld vor seinen Besuchen, die Ariel nicht deuten konnte, selbst in zwiespältige Gefühle für den regelmäßig auftauchenden Gast. Vielleicht war die Zwiespältigkeit, auch wenn sie anders entstand, nicht so verschieden von den dissonanten Zu- und Abneigungen einem regulären Vater gegenüber, und Ariel war sicher davon weniger gepeinigt als die meisten Buben seines Alters, die auf viel radikalere Weise ihre Mutter an den Vater verlieren oder sie gegen ihn erkämpfen müssen. Ariel hingegen war der wichtigste Mann im Leben seiner Mutter, oder zumindestens der einzige, der konstant, gleichmäßig und täglich existieren durfte. Daß er nicht wirklich der wichtigste Mann in ihrem Leben war, verstand er später, denn so sehr er in ihrem Leben eine unauslöschliche Manifestation der Vergangenheit war, nicht zu tilgen und einzigartig, war seine Mutter, eine blasse zarte Frau mit dunklen Locken, doch vor allem auf der Suche nach Zukunft. Aus dieser Gier nach Zukunft, die die Gegenwart als ihre Geburtstunde feierte und mit einschloß, entwickelte sie die Kraft, die ihn und die Männer, die sich Väter nannten, bezauberte und an der sie hingen und den süßen Honig zogen.

Ariel hatte noch einen zweiten Vater, der über den Rest der Väter hinausragte und der in Frage kam, leiblicher zu sein, das war der Regisseur. Allerdings erfuhr Ariel solche Details erst, als er die Fragen nicht mehr ignorieren konnte, die ihm von seinen Freunden und anderen gestellt wurden, und er daraufhin selbst fragte. Seine Mutter seufzte wie jemand, der sagen will: ach, es mußte ja so kommen... und bot ihm dann diese zwei an, wie zur Auswahl, eine Mutter, die sogar noch vor dem Schicksal der Herkunft zu beschützen weiß, eine Mutter, deren Liebe zur Zukunft und Aversion der Vergangenheit gegenüber so weit ging, daß sie die Vergangenheit

auslöschte und zur Möglichkeit machte, in der sich Gesetze biegen ließen, wie man sie wünschte.

So wie Ariel die vielen Väter hingenommen hatte, nahm er auch die zwei an, nicht weiter überrascht, daß es auch diesmal anders als bei seinen Freunden sein wollte, und auch dankbar, daß sie ihm zum spröden blonden Jesuiten, der inzwischen graumeliert war, den Regisseur schenkte, der ihm, weil sich die Gefühle seiner Mutter mit seinen eigenen deckten, einer der liebsten war. Doch war diese Eingrenzung und Neudefinition des Wortes Vater Ariel ein Geschenk, das er zwar mehr oder weniger erfreut entgegennahm, das er aber nach gebührender Begutachtung in den Kasten stellen konnte und vergessen. Da das Wort Vater nicht mit der Bedeutsamkeit der Singularität gedrechselt worden war, konnte es auch mit nichts gefüllt werden. Da er so viele Väter hatte, hatte er im Grunde an einem Vater keinen gesteigerten Bedarf.

Die zwei Männer aber, denen er daraufhin einen Brief schrieb, um sich darin zu seiner Sohnesschaft zu bekennen, nahmen die Veränderung ihres Verhältnisses nicht so leicht. Beide kamen sofort angereist, der Regisseur von einem Berliner Theater, an dem er zu der Zeit beschäftigt war und der blonde Jesuit aus dem Kollegium in der Schweiz, in dem er seit Jahren wohnte und lehrte.

Mit Falten zwischen den Augenbrauen stand Ariels Mutter am Herd und kochte, was ausschließlich ein Vorwand war, sich nicht setzen zu müssen, denn keiner von ihnen war hungrig. Natürlich war den beiden Männern bekannt, daß sie verdächtig waren, mit Ariels Entstehung zu tun zu haben. Ariels Mutter hatte ihre Entscheidung, das Kind auszutragen, zwar nicht mit ihnen geteilt, ihnen aber mitgeteilt. Doch die Leichtigkeit, mit der sie die Realität von Vaterschaft und Vätern aus dem Einflußbereich ihres Sohnes spielte, nahmen beide dankbar an, der Jesuit aus verständlichen Gründen und der Regisseur in Anbetracht seiner Lebenslust und des beruflichen Nomadenlebens, beide nahmen es gerne als Aufforderung, auch ihrerseits dieses Thema nicht anzuschneiden. Fast, läßt sich vermuten, geriet das Geheimnis zwischen den dreien in Vergessenheit, mehr in Vergessenheit als in Verruf, denn beide Männer blieben gelegentliche Liebhaber Ariels Mutter und reihten sich auf diese Weise harmonisch und selbstverständlich in den Kanon der Väter ein, ohne einer besonderen Rechtfertigung zu bedürfen.

Nun, vor Ariels dunklen Augen, die dennoch hell die schweigenden Erwachsenen beleuchteten, lief der Faden der Erinnerung rückwärts bis seiner erster Lebenstunde, in der er noch keine Rolle gespielt hatte außer der, die Fäden unbemerkt so fest zu knüpfen, daß sie in die dämmerblaue Stunde in der Küche führten. Er saß ruhig da und wartete, beobachtete die nervösen Blicke und die roten Flecken am Hals seiner Mutter, horchte auf das Husten des Regisseurs, forschte im verschlossenen Gesicht des Jesuiten und wartete.

In den Jahren, die er durch die Schule seiner Mutter gegangen war, hatte er gelernt, geduldig zu sein. Nicht nur die Väter wechselten Plätze und Wert, stiegen unabänderlich in seinem und seiner Mutter Leben wie Gezeiten auf und ab, sondern auch in allen anderen Belangen des Lebens lernte er, vor allem darauf zu vertrauen, daß sich ändern würde, was noch fix schien, daß das Unmögliche möglich und das Mögliche unmöglich wurde. Ariels Mutter lenkte den Wagen ihres Lebens riskant über holprige Wege, jederzeit bereit, die endlich gefundene Straße ohne Vorwarnung abrupt wieder zu verlassen, immer getrieben von einem unstillbaren Hunger nach dem Horizont. In ihrem unberechenbaren Haushalt, der gegründet, aufgelöst und wieder gegründet wurde und in dem wenigstens so verlässlich blieb wie der weißlackierte Küchentisch, der mit ihnen karge und opulente Zeiten sah, lernte Ariel Ruhe. Keine Ruhe, die man etwa durch Armeverschränken in der Schule oder in harter Disziplin einem unruhigen Geist abtrotzt, sondern echte friedliche Gelassenheit, die viel später manchmal von Übelmeinenden mit Gleichgültigkeit oder Arroganz verwechselt wurde. Doch solange er bei seiner Mutter lebte, fiel das nicht auf, im Zentrum der Aufmerksamkeit standen immer die heftig geäußerten Gefühle seiner Mutter,

und sie selbst, die so atemlos um die Fragen der Kunst und der Liebe kreiste, kam nur in den seltenen Momenten, da man sie nach dem Charakter ihres Sohnes fragte, darin kurz ins Stocken, dachte nach und antwortete langsam, selbst überrascht von der Feststellung, er sei sehr ruhig und zufrieden. Und das war Ariel tatsächlich. Um ihn herum tobte die Unterhaltungsmaschinerie, die seine Mutter in Gang gesetzt hatte und die von einem großen Freundeskreis mit Energie versorgt wurde, doch ihn, der im stillen Zentrum des Wirbelsturmes saß, ließ man in Ruhe. Die Schattenseiten und Dunkelheiten der Erwachsenen hatten für ihn noch keine Bedeutung, er wußte die kleinen Aufmerksamkeiten der Väter zu schätzen und die große Liebe, die ihm seine Mutter unregelmäßig, dann dafür überwältigend, darbrachte. Das war genug und er verlangte nicht nach mehr. Von dem stillen Platz, den er sich ergattert hatte, beobachtete er die Erwachsenen, die Gezeiten der Liebe und der Katastrophen, der Arbeit und der Feste, des Glücks und der Tränen und zog seine Schlüsse. Das Leben, stellte er fest, führte nicht unbedingt vorwärts, wie seine Mutter glaubte, sondern brachte, was hinaufführte, auch wieder hinunter und alle Bewegungen, so kühn und gerade sie erst vorwärts zielten, krümmten sich und fanden zu ihrem Anfang zurück. Ariel lernte sehen und hören, weil er vor allem zusah und zuhörte. Er sah, wie die Katastrophen ebenso unweigerlich ihr Ende fanden wie auch die Begeisterung und lernte daran Geduld. Mit dieser geduldigen Aufmerksamkeit saß er auch am Küchentisch und wachte über die Gesichter seiner drei Eltern. Die drei schwiegen, jeder in der Hoffnung, ein anderer würde die Bürde des ersten Wortes auf sich nehmen. Ariels Mutter erwartete von den beiden Männern, die so lange davon profitiert hatten, daß sie das Wort Vater von Ariel ferngehalten hatte, den Faden zu ihrem Sohn selbst zu knüpfen, die beiden wieder hofften, sie, die Ariel am nächsten stand, würde ihnen eine Brücke zu ihm legen.

Natürlich spürte Ariel, daß dieses Schweigen anders als seines war, voll verhaltener Schreie und Wörter, voll gezähmter und unterdrückter Bewegung, angehaltenen Atems. Alle drei hatten Angst, doch ihm war nicht ganz klar, wovor, und deshalb tat er, was er sein Leben lang getan hatte: er mischte sich nicht ein und wartete, daß sich diese Angst irgendwann in Freude oder Ärger verwandeln würde. Da er nicht gewohnt war, im Mittelpunkt der Vorgänge zu stehen oder Einfluß auf sie zu nehmen, kam ihm gar nicht erst in den Sinn, daß gerade seine Ruhe die drei, denen er sich darin so verbunden fühlte, so quälte. Er sah das Zucken am Mundwinkel des Regisseurs, dessen stetes leichtes Lächeln nur mehr eine Grimasse gewollter Zuversicht war, hinter der sich Erinnerungen, Schuld und Ängste eine Schlacht lieferten, er folgte dem abgewandten Blick des Jesuiten, der dem Muster der bunten Bodenkacheln entlangastete wie einer, der verzweifelt nach einem Fluchtweg sucht. Er sah seine Mutter, die nicht kochen konnte, hastig und ratlos in ihren Zutaten und Kochbüchern wühlen, als hinge ihr Leben davon ab, ihnen einen ordentlichen Auflauf zu servieren. Nichts davon war besonders ungewöhnlich, Ariel war gewohnt, den Tänzern der Leidenschaft zuzusehen, daß ihm die Besonderheit, diesmal Ursache der Bewegtheit zu sein, entfiel. Und im Grunde lag er damit auch richtig, denn mit seiner Geschichte hatte er selbst nicht so viel zu tun, seine Geschichte war ein Wirbel, den andere Kräfte um ihn vollführten, so wie eine Windhose, die in ihrem stillen Zentrum jemanden hochheben und Kilometer weiter unversehrt absetzen kann. Das Vertrauen in den Lauf der Dinge und in die ihm oft unverständliche Unruhe der Erwachsenen, mit der sie sich aus einer in die nächste Situation kämpften, immer im Glauben, es müßte die nächste die bessere sein, gab ihm die Zuversicht, daß das quälende Stocken in ihrer sich laut drehenden Welt nicht von Dauer sein konnte. Und als seiner Mutter die Zwiebel, die sie schneiden wollte, unter dem Messer davonrutschte, lächelte er mitfühlend.

Mit diesem Lächeln öffnete er die Schleusen. Sogar der Jesuit, der beharrlich allen Blicken ausgewichen war, und sich in seine Gedanken zurückgezogen hatte, sah das Lächeln und hob seine hellen Augen. Alle begannen

zugleich zu sprechen und lachten, als sie merken, daß nichts zu verstehen war. Ihre Erinnerung an die Zeit vor fast eineinhalb Jahrzehnten, in der Ariels Existenz zwischen ihnen erfunden wurde, strömten hoch, von seinem kleinen unschuldigen Lächeln begnadigt, das nichts anderes meinte als: ich bin da, laßt euch nicht stören, es geht mir gut. Und in alter Gewohnheit ließen sich die Erwachsenen auch nicht stören, denn sie begannen nun ganz von vorne, als Ariel noch nicht einmal eine stumme Nebenrolle spielen hatte können, als Ariels Mutter in der Zukunft auf der Suche nach der Freiheit von den Fesseln der Vergangenheit in den beiden Männern eine Leichtigkeit entdeckte, sich über gegebene Bedingungen hinwegzusetzen, die sie begeisterte. Die Liebe zwischen den beiden Männern öffnete sich bereitwillig, um sie darin aufzunehmen und nach einiger Zeit fanden sie sich zu dritt, jeder für jeden gleich entzündet. Die Unmöglichkeit, die ihre Liebe wie ein Piratenschiff im Meer der Zeit schwimmen ließ, hielt sie frei von den üblichen Mechanismen von Besitzgier und Verlustangst. Nichts zu besitzen, war für den blonden Jesuiten Religion, der Regisseur warf, was er hatte, lebensfroh zum Fenster hinaus und Ariels Mutter hatte nichts und war zu sehr mit den Bewegungen in der Welt beschäftigt, um sich für das Festhalten zu interessieren. In ihrer Liebe fanden sie sich besitzlos und unermeßlich reich. Und obwohl es so perfekt war, daß sie natürlich hofften, es möge sich vertiefen und bleiben, erwartete keiner von ihnen, es könnte ewig dauern, oder dachte daran, irgendetwas zu planen. Tatsächlich löste sich das Idyll nach wenigen Wochen auf, weil der Regisseur für Monate nach Italien ging und der Jesuit den aufkommenden Unmut seiner Mitbrüder beschwichtigen mußte und in ein anderes Kolleg versetzt wurde.

Zu dem Zeitpunkt war Ariel schon unterwegs. Seine Mutter, die ahnte, wer von den beiden echten Vätern der noch echtere war, beschloß, ihre Vermutung für sich zu behalten, weil sie erstens nicht sicher war, auch weil sie in krauser Logik keinen der beiden bevorzugen wollte und schließlich, weil sich Ariel selbst bei seiner Geburt als ein gerechter Mittelweg zeigte. Vom blonden Jesuiten, dem Bergbauernsohn, hatte er die hellen Locken und das zurückhaltende Wesen, vom Regisseur die dunklen wachen Augen und die hohen Backenknochen, von seiner Mutter den weich geschwungenen Mund, der so leicht lächelte. Auch als er älter wurde, drängte sich keine genauere Ähnlichkeit auf, kein Zeichen verwurzelte ihn deutlicher in der Vergangenheit, als seine Mutter das wünschte. Ariel, in einem Jesuitenkloster gezeugt, war ein Kind Gottes, nicht in dieser Welt exakt und datierbar nach den profanen Gesetzlichkeiten der Biologie gemacht, sondern in einem Mythos aufgetaucht. Diese Idee, von der er nichts wußte, verkörperte Ariel so perfekt, als gäbe er sein geheimes Einverständnis. Mit seinem Lächeln nun erstand dieser Mythos in der verlebten, aber großzügig lebensvollen Küche vor ihnen wieder auf, aus dem Vergessen wuchs die Erinnerung, die zwischen ihnen am Tisch saß und wartete. Das, was die drei vor so vielen Jahren verbunden hatte, nie in Worte gefaßt, was über eine sichere leidenschaftslose Liebe hinaus eine Vorstellung, wie man leben sollte, wie einen Schwur proklamierte und eine abstrakte Vision realer Schritte entwarf, stieg über Ariels von der tiefhängenden Lampe golden flammenden Haaren wieder auf und rief ins Gedächtnis, was hinter den drei Leben verschollen schien. Wenn auch die näheren Umstände, würden sie kurz und neutral geschildert, ein Bild leichtsinnigsten Bohemienlebens zeichnen mußten, war das Geheimnis, das so lange gehütet blieb, der Mythos der Unschuld. Ein Mythos ist nur denen zugänglich, die ihn der Welt entlockt haben, gleichermaßen entdeckt und erfunden. Oder jenen, die in ihm aufgewachsen sind. Wie die drei ihren Mythos der Unschuld zwischen sich geschaffen hatten, kam ihnen mit einem Mal ins Bewußtsein, war Ariel, darin geboren, in einer viel tieferen Weise die Verwirklichung ihrer Vision. Und in diesem Moment, als die drei Eltern sich an den Gedanken erinnerten, noch vor allen Gesprächen und Annäherungen zwischen Ariel und seinen Vätern, die folgten und scheinbar bedeutsamer waren, entzündete sich in den beiden Männern ein ungekanntes Gefühl.

Nach dieser Nacht, die Ariels neu erworbenen echten Väter im Bett seiner Mutter verbrachten, fuhren sie wieder ab. Aber sein Leben war danach verändert, sowohl aus der Schweiz als auch aus Berlin kamen nun regelmäßig Briefe, Pakete mit Büchern und Fahrkarten. Nachdem Ariel in das Leben seiner Väter getreten war, traten sie in seines ein und beide waren erregt, diesem Sohn, der so begabt war, zuzuhören, alles zu erzählen, was sie für wichtig hielten. Ariel ließ sich alles erzählen, merkte sich jedes Wort und teilte seine Aufmerksamkeit gerecht. Wenn sie sich widersprachen, blieb er neutral, im Wissen, daß die Wahrheit sich ihm schon irgendwann erschließen würde, falls es eine gäbe, und bis dahin war er bereit, mit zwei Wahrheiten zu leben. Sein Gleichmut schützte Ariel davor, sich in eine Richtung lenken zu lassen, denn wenn er auch jedes Wort und jede Erfahrung, die sie ihm boten, behielt, behielt er zugleich das Bewußtsein über die Quelle, und alles, was sie ihm beibrachten, blieb mit ihrer Stimme und Persönlichkeit so fest verknüpft, daß er nie in Versuchung kam, ihre Meinung für seine zu halten. Und das war Ariels Glück, da, obwohl seine Väter noch gute Freunde waren, ihre Vorstellungen zu konkreten Fragen öfter auseinander gingen, als sie früher für möglich gehalten hätten.

Trotzdem hatte ihr Interesse für Ariel auch etwas Beunruhigendes und Verwirrendes. So neu war es, nicht zweiter Hand zuzuhören und aus sicherer Entfernung als unbeobachteter Beobachter an der Welt teilzuhaben, sondern mit einem Mal der Angesprochene zu sein, der einzige Zuschauer, für den alleine inszeniert wurde. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde auch er beobachtet und gefragt, einfach nur da zu sein wie früher, wurde schwer. Deshalb kam er, so aufregend die Reisen mit dem Regisseur und die Besuche in der Schweiz, wo Ariel im Orden als Neffe ausgegeben wurde, auch waren, immer gerne in sein unsichtbares Leben bei seiner Mutter zurück. Dann sah er ihr beim Malen zu, half ihr, die Leinwand aufzuspannen, erledigte Transporte in die Galerien und saß bei den großen Abendessen den ganzen Abend dabei, ohne ein Wort zu sagen. Er lächelte freundlich, half in der Küche und niemand fand ihn verändert, obwohl er es längst war. Nach jeder Heimkehr, sogar nach jedem Buch, das er las, bemerkte er in einer Mischung aus Entsetzen und Zärtlichkeit, wie seine Mutter älter und kleiner wurde, und das Leben in der weißen Küche schnürte ihm manchmal die Kehle zu. Er war dabei, das, was er für den Kosmos gehalten hatte, zu verlassen und in ein neues Universum aufzubrechen, das sich abenteuerlich rasch vor ihm weiter und weiter öffnete.

Seine Väter, die ihn in dem Alter überreicht bekommen hatten, in dem von außen nicht sichtbar ist, ob noch Kind oder schon Mann, behandelten ihn der Einfachheit halber als Erwachsenen. In der Schweiz erhielt er dieselben, mit kirchengeschichtlichen Anekdoten gespickten musikwissenschaftlichen Vorlesungen, die sein Vater an der Universität hielt, und in Berlin und an verschiedenen exotischen Drehorten spann der Regisseur angeregt von einem so geduldigen Zuhörer seine literarischen und philosophischen Theorien vor ihm aus, die über Ariels Möglichkeiten weit hinausreichten. Seine Mutter merkte nicht, wie schnell und still Ariel erwachsen wurde, weil sich an seinem Verhalten nichts änderte, und seine Väter wußten gar nicht, daß er noch ein Kind hätte sein können. Die Veränderungen fanden in seinem Innern statt, eine langsame Kristallisation einer erstarrenden Schmelze.

Während Ariel als Kind wie ein Apparat zugeschaut und zugehört hatte, neutral und intensiv, ohne in einer spontanen Leidenschaft für oder gegen etwas Partei zu ergreifen, und alles, was er sah und hörte, gleichwertig nebeneinander in sein Gedächtnis einreichte, ohne Ordnung in die Dinge zu bringen, weil ohnehin seine Mutter bereits die Ordnung der Dinge war, in der alles zusammenlief und sein Zentrum fand, war angesichts des Doppelvaterwunders notwendig, ein neues Archiv anzulegen, in das er seine eigenen Urteile und selbstentdeckten Zusammenhänge einreichte und das zwischen den Vätern vermitteln konnte.

Später sollte Ariel sehr genau und unerbittlich wissen, was er für richtig hielt, aber anfangs war er unendlich

vorsichtig mit seiner Meinung, erprobte sie im Stillen, dachte nach und behielt sie für sich, so daß niemand wußte, daß er eine hatte. Auch seine Liebe teilte er gerecht an die beiden unterschiedlichen Männer. Der Jesuit, der für das Kind Ariel nie Interesse aufgebracht hatte, erwies sich als weich, zärtlich und aufregend gebildet. Ariel liebte die Predigten, in denen sein Vater glühende Visionen des Lebenwollens malte, er liebte die Sammlung alter Instrumente und die Konzerte, die sie miteinander hörten. Genauso wie er die wüste Atmosphäre am Theater liebte, die Bücherberge in Berlin quer durch alle Sparten und Qualitäten, zwischen denen sie ewig lange zusammen frühstückten und die Sammlung skurriler und dunkler Menschen, mit denen sein Vater soff und philosophierte. Ariel fand zwei ambitionierte Lehrer und er lernte wie andere atmen. Wie langsam wachsendes Holz, das in kleinen Schritten seine Jahresringe setzt, das dichteste und härteste ist, baute Ariel seine Vorstellung von der Welt bedacht und überlegt mit dem Reichtum seiner Väter auf dem lebendigen Grund seiner Mutter, Synthese und Vollendung, die über die drei hinauswies.

Als er mit der Schule fertig war, war er einen Kopf größer als seine Mutter, groß wie seine Väter und Fachmann für Barockmusik und Hegel. Ganz selbstverständlich begann er in Zürich Komposition und in Berlin Architektur zu studieren und warf in höchster Geschwindigkeit alles über den Haufen, was seine Väter ihm beigebracht hatten. Ariel machte seinen Mund auf und hatte eine Meinung, die niemand vermutet hätte.

Wie läßt sich die Unschuld, die in der Kindheit so leicht wiegt, daß man sie trägt, ohne sie zu bemerken, später, wenn sie schwerer und schwerer wird, noch halten? Ariel, geboren im Mythos der Unschuld, beobachtete die Menschen genau, wie er es als Kind getan hatte, voll Interesse und Staunen, doch aus der Distanz des unbeteiligten Beobachters, er lernte ihre Gründe und Ziele kennen, aber verstand sie nicht in dem Sinn, als Verstehen Wiedererkennen bedeutet, denn er selbst war anders, und weil er zwischen ihnen als geheimer Einsiedler lebte, der die Maße und Regeln, die ungeschrieben unter ihnen etabliert waren, nicht begriff und nicht anerkannte, war es ihm ein leichtes, frei zu sein, er mußte dafür keine Mauer niederreißen, er war nicht provokant, nicht rebellisch oder revolutionär, weil ihm der Sinn dafür fehlte.

Das erste Musikstück, das Ariel komponierte, erregte Aufsehen. Obwohl er es fertigbrachte, sich scheinbar gesetzlos durch die Töne zu bewegen, mußten seine Lehrer zugeben, daß sie selten etwas so Reines und Durchsichtiges gehört hatten. Das Wort Genie soll hier vermieden werden, zu einfach ist es mißbraucht, aber Ariels natürliches Talent wurde von Zielstrebigkeit gestützt, und ein Teil dieses Urteils rührte also daher, daß Ariel seine Arbeit mit einer so selbstverständlichen Sicherheit vorbrachte, daß niemand daran dachte, ihm zu widersprechen, daß alle Zweifel davor verstummten. Die Stille, die Ariel als Kind unsichtbar gemacht hatte, als wäre er willenlos, so daß er übersehen oder über ihn entschieden wurde, weil er es selbst nicht tat, kehrte sich um und wurde gerade zum Zeichen seines Willens, als hätte er die chaotische Tatkraft, in der sich die Kindheit verzehrt, aufgespart, um sie nun, gebündelt und zielsicher, umzusetzen. Auf die vorsichtige Anmerkung des Jesuiten, der ein wenig enttäuscht war, daß keine barocken Einflüsse zu hören waren, es sei, vor allem am Anfang einer Entwicklung, klug, seine Erneuerung in kleinen Schritten auf einer festen Tradition aufzubauen, als ein Zwerg, der ein einzelner vor der Kultur sei, auf des Riesen Schulter zu steigen, antwortete Ariel freundlich, er müsse das *eine* Richtige tun, das von ihm getan werden wolle, so gut wie möglich tun, mehr könne er dazu nicht sagen. Du bist ja radikal! staunte seine Mutter und betrachtete ihn, als sähe sie ihn zum ersten Mal.

Das Architekturstudium absolvierte er in den Wintersemestern und schnell, dabei fiel er bis zu seiner Dissertation nicht besonders auf, dann aber gründlich. Statt ein Bauwerk zu zeichnen, schrieb er eine Arbeit über das Besitzen von Verlusten und den Verlieren von Besitz, die nach heftigen Diskussionen abgelehnt wurde, aber in den Kreisen, die er adressiert hatte, zirkulierte. Nachdem der Regisseur eine Nacht lang mit ihm gestritten

hatte, weil er Ariels Methode unwissenschaftlich fand, bis er im Morgengrauen zugab, daß er beeindruckt war, half er, einen Verleger zu finden.

Zu der Zeit verliebte sich Ariel auch zum ersten Mal auf eine für ihn typische Weise in eine Archäologin. Sie erzählte später gerne, daß er weder geflirtet noch sie ins Kino eingeladen habe, um sie kennenzulernen, sondern ihr unbekannterweise alle seine Kompositionen gewidmet habe, bis sie neugierig und leicht aufgebracht ein Konzert besuchte. Als sie aus der Dunkelheit des Hauses in den Vormittag trat, explodierte das weiße Licht des diesigen Himmels in ihre Augen und fiel als ein Blitz tief auf den Grund. Das Schicksal, dachte sie, jetzt trifft es mich, das ist das Schicksal.

Sie zog mit ihm nach Frankreich und bekam in den nächsten vier Jahren eine Tochter und zwei Söhne. In den zwei unterschiedlichen Hälften seines Leben - in Berlin galt er als der zurückgezogene Komponist und in Frankreich als komponierende Architekturkritiker und Familienvater - die sich in Ariel perfekt verbanden, wich Ariel dem Erfolg weder aus, noch der Erfolg ihm, sie interessierten sich nur nicht füreinander, weil in Ariels Welt Erfolg Wahrheit und Ehrgeiz Faszination hießen, und wenn man zwar sagen kann, daß Ariel glücklich war, war auch sein Glück ähnlich sonderbar - vor sich selbst sehr unbescheiden und der Welt gegenüber sehr bescheiden.

Doch weckt Unschuld selten Bewunderung, Ariel wurde naiv und unnahbar genannt, und die nicht wußten, daß er nur für sich selbst urteilte, hielten ihn für arrogant. Wer sich seiner Sache nicht sicher war, verschanzte sich vor Ariels Bestimmtheit hinter nervösem Beharren oder ließ sich schnell von ihm überzeugen, weil nichts dagegen zu setzen war, obwohl - oder gerade weil - Ariel niemals versuchte, jemanden zu überzeugen. Auf der anderen Seite war er zu nichts zu überreden, es biß sich die Zähne an ihm aus, wer sich in den Kopf gesetzt hatte, ihn zu wenden, denn wenn er zu einer Sache eine Meinung hatte, hatte er sie, doch vermied er, um die Zahl dieser Zusammenstöße und ausgebissener Zähne klein zu halten, sie allzu sichtbar zu haben. Die Zahl der Wahrheit ist eins, Ariel wußte, daß man, um eine Wahrheit zu betreten, das große Feld der Möglichkeiten verlassen mußte. Aber daß es, auch wenn man selbst gewählt hatte, doch andere Möglichkeiten der Wahrheit gab, so wie es zwei Väter geben konnte und deren einander gegenüber stehende Wahrheiten gleichermaßen überzeugend, vergaß er nicht, wie Meinungen im Lauf des Lebens den Pfad, über den sie erreicht wurden, und mit diesem Pfad auch ihre Gründe verlieren und zur freitreibenden Willkürlichkeit verkommen, deshalb behielt er seine Meinung für sich, weder trug er sie vor sich her wie eine Waffe, noch lag ihm daran, sie geteilt zu wissen. Der gerade Blick, vor dem sich verstanden fühlte, wer danach suchte, und ertappt, wer etwas zu verbergen hatte, war so rein, daß er je nach zugleich Befremden, Respekt und manchmal Unbehagen weckte, und obwohl Ariel liebenswert und sein Gesicht offen und anziehend war, er die Schönheit des Jesuiten und die Lebendigkeit des Regisseurs vereinte und übertraf, ein goldlockiger Gottessohn mit Lächeln in den Augen, war etwas in seinem Wesen fremd, zu frei von den gewöhnlichen Werten und Wünschen, zu sicher und unabhängig in seinen Handlungen. Weil er nicht kommentierte, was er beobachtete, während allgemein erwartet wird, daß nach jedem Schluck Wein sofort kennerhaft ein Urteil verkündet oder nach einer Premiere scharf Kritik abgegeben wird, um laut zu beweisen, daß man fähig ist, sich eine Meinung zu bilden, machte er einen leicht abwesenden Eindruck. Tatsächlich konnte er so konzentriert sein, wenn er komponierte, dachte oder zeichnete, daß er alles um sich vergaß und eine ganze Kanne Tee in eine Tasse leerte oder seiner Frau ins Gesicht sah, ohne zu bemerken, daß sie weinte.

Der Regisseur war der erste, der starb. Er stürzte in einer fröhlichen Nacht auf der steilen Wendeltreppe zu seiner Wohnung und brach sich das Genick, ohne es zu bemerken. Die drei Zurückgebliebenen standen beim Begräbnis

zwischen einander beim Trauern beobachtenden Schauspielern, zwischen ungezählten aufeinander eifersüchtigen oder miteinander liierten Exliebhabern und Exliebhaberinnen, die noch nachträglich um seine Gunst kämpften, und faßten sich einen Moment bei den Händen wie zu einem Schwur. Deutlich fühlte Ariel die Besonderheit ihrer Verbindung, in die seine Mutter und der Jesuit ihn nun aufnahmen, und er weinte bei der Vorstellung, das nächste Mal nur mehr zu zweit dazustehen, und irgendwann den Mythos alleine tragen zu müssen.

Sie flohen vom Leichenschmaus, und fuhren zusammen nach Wien. Am Morgen saßen sie in der Küche am Tisch seiner Kindheit. Ariel richtete ein gutes Frühstück und wartete. Sein Blick strich die Reihe von Selbstportraits seiner Mutter aus verschiedenen Phasen entlang, die er selbst vor vielen Jahren knapp unter der Decke rund um den hohen Raum aufgehängt hatte, und die, so hoch hängend, fast in Vergessenheit geraten waren, bunte Blicke einer jungen Frau in eine reiche Zukunft, Sonnenstrahlen um den Kopf, die neugierigen Augen so froh auf das gerichtet, was jetzt bitter und endgültig angekommen war, und Ariel war schockiert, wie weit das Leben sie von ihrer Zukunft entfernen hatte können. Daß der Jesuit schwieg, die Blicke schwer am nabigen Holz, war nicht so ungewöhnlich, doch als er auch seine Mutter so ungewöhnlich stumm in ihrem Kaffee rühren, und die Semmel, die er ihr gestrichen hatte, unberührt sah, ging seine eigene Traurigkeit und Ratlosigkeit, wie er der neuen Situation, nur mehr zwei Eltern zu haben, begegnen sollte, in Mitleid unter. Zwischen ihrem müden Gesicht mit den roten Augen, in denen eine übermächtige Vergangenheit die magere Zukunft verhöhnnte, das Leben als schweren Sack von Verlorenem darstellte, der umso schwerer zu wog, je schwächer man wurde, ihn zu tragen, und den Portraits konnte er kaum noch Ähnlichkeiten feststellen. Er forschte auf der Stirn in den steilen Falten, die zwischen den Augenbrauen hochstiegen, den Mundwinkeln, die schwerer waren, den braunen Flecken an der Stirn und den Wangen, den feinen Rissen. Er wollte sie wie eine fremde alte Frau betrachten, doch war das Bild seiner Mutter in seiner Erinnerung ungebrochen bunt und lebendig wie die Bilder an der Wand, und schob sich vor die neue Wirklichkeit wie das Springbild, in dem mit einem Blick aus dem Profil einer schwarzen Hexe das eines weißen jungen Mädchens wird. In diesem Augenblick berührte die Zeit Ariel, berührte ihn auf die überraschende Weise, in der sich das Leben manchmal in die Karten schauen läßt, für einen kurzen Moment nur, doch so überwältigend, daß der Eindruck, alles mit einem Blick erfaßt zu haben, auch bleibt, wenn in der nächsten Sekunde unwiderruflich alles wieder verschlossen wird, wie eine Fata Morgana aufgelöst und niemals wiederholt. Er schaute seiner Mutter und seinem schweigendem Vater ins Gesicht und begriff, daß er sie ebenso verlieren würde, daß sie bereits tot waren, weil sie sterben mußten und doch in ihm unsterblich behalten blieben, weil er selbst, wie es das Schicksal von Engeln ist, auf ganz andere Weise in der Zeit verloren gehen würde.

Ariel, schwer bewegt, lächelte glücklich und sein Lächeln wärmte seine Eltern, ohne daß sie es wußten. Seine Mutter griff abwesend nach der Semmel und der Jesuit hob den Blick und begann, eine Geschichte aus ihrer Zeit zu dritt zu erzählen, in der Ariel aus der Liebe aufgetaucht war, bis seine Mutter einfiel, um irgendeine Kleinigkeit zu korrigieren, die in ihrer Erinnerung genauer oder anders gezeichnet war. In ihren Erzählungen wurde, wie man so sagt, der Regisseur wieder lebendig, doch eigentlich war es so, daß er nur nicht gestorben war, sondern sich eben in ihren Köpfen weiterbewegte. Um sich über das Begräbnis lustig zu machen, erzählten sie sich Anekdoten aus seinem Leben und was er dann und da getan hatte, was er bei seinem eigenen Begräbnis gesagt hätte, Regie von unten, der unsichtbare Wink ist der stärkste etc., und weil sie ihn so genau kannten, schien es tatsächlich sein Kommentar zu sein. Ariel hörte ihnen zu, fragte, wenn die Kette der Erinnerungen zu reißen drohte, und freute sich, wenn sie sich nicht einig waren, weil sie einander dann, um sich gegenseitig zu

überzeugen, atemlos ins Wort fielen und lachten wie früher. Und wie als kleiner Bub saß er wieder dabei, hörte manches zum ersten Mal, wie jedesmal überrascht, daß es die Welt schon vor ihm gegeben hatte.

Selbst wenn seine Mutter, so lange er denken konnte, sich von der Erwartung genährt hatte, die Verheißungen des Kommenden beschworen hatte, und alles Geschehene unbeachtet hinter sich zurückließ, als ein gegessenes Mahl und ein getrunkenes Glas, niemals die Ereignisse notiert, fotografiert oder anders aufbewahrt hatte, schien sie nun gerade davon satt zu werden. Alles war noch immer da, jedes Fest, jede Freundschaft, jede tränenreiche Leidenschaft, sie mußte sich nur umdrehen, wo mit einem Mal die Zukunft auf der anderen Seite der Gegenwart lag und dort ebenso voll wie früher war. Das Gefühl, sie schrumpfen zu sehen, weil ihre unendliche Zukunft sich als endlich erwies und schrumpfte, kehrte sich um, erstmals sah er sie von außen, als eine von ihm unabhängige Frau und er war beeindruckt, mit welcher Tapferkeit sie in der Enge ihres Lebens dem Tod entgegenspazierte, als wäre die Richtung die gleiche wie eh und je. Die Liebe, die er als Kind für sie, die ihn groß und unübertrefflich wie eine Welt umhüllt hatte, fühlen mußte, weil ein Kind keine andre Wahl hat, wuchs und dehnte sich, um sie, die klein und zerbrechlich geworden war, zu umhüllen. Ohne daß sie es wissen sollte, beschloß Ariel, sie ab nun zu beschützen und sich darum zu sorgen, daß sie sich um ihre Vergangenheit kümmern konnte, ohne von der Zukunft behelligt zu werden.

Um diese Zeit verließ ihn seine Frau. Seine Unschuld, die sie anfangs anziehend weil geheimnisvoll gefunden hatte, wurde ihr ungemütlich, weil sich ihre Ängste darin verstärkten und sie sich mit ihren kleinen und unbedeutenden Sorgen vor seiner Großartigkeit, die durch Bescheidenheit noch unerträglicher wurde, einsam fühlte. Als sie ihm vorhielt, daß er zu wenig verdiene, weil Ariel sich längst nicht mehr um das Postengerangel an der Universität oder die guten Kompositionsaufträge kümmerte, die nicht selten kamen, ablehnte, und so auf Kosten der Familie eigenwillig seinen Kopf gegen die Welt durchsetzen wolle, ihm seine zwei Väter, all das vorhielt, wofür sie ihn erst geliebt hatte, ließ er sich geduldig alles vorwerfen und wehrte sich nicht, weil er ihr recht geben mußte, auch wenn er sich tief in seinem Innersten unfähig zur Schuld wußte. Er war ein Kind der Freiheit und wußte, daß er die Dreiheit nicht beschneiden konnte, die seinen glänzenden Kern bildete, sein Mal der Geburt, und es schien ihm ebenso nutzlos, sich in den Spiegelungen und Balancen eines Systems aus zweien zu beschränken und sich in der Liebe der Konvention der Selbstbegrenzung zu beugen wie in der Musik oder in der Philosophie. Ariel ließ seine Frau gehen, wie man etwas, das zu teuer ist, bedauernd wieder ins Regal stellt. Die Kinder, die sie bei ihm zurückließ, beobachtete er zwischen den gewöhnlichen alltäglichen Mühen eines Alleinerziehers mit großer Sorgfalt, versuchte ein guter Vater zu sein, ohne je zu begreifen, was das war, lebte in ihnen, daß er ihre Gesten und Wünsche genau kannte. Er freute sich, Ähnlichkeiten mit seinen Eltern zu finden, und dieselbe Unruhe, die ihm aus dem Haushalt seiner Kindheit vertraut war. Mit leisem Bedauern ließ er sie in die Welt und die Schuld ziehen. Unser Vater ist ziemlich seltsam, sollten sie später nachsichtig über ihn sagen, vom Typ zerstreuter Professor, spricht nicht viel, manchmal wie ein Geist, ein wenig unnahbar, aber er war wenigstens nie ungerecht oder streng...

Da es nur mehr einen lebenden Vater gab, wurde aus einem Feld, in dem Ariel sich frei bewegte, ein Fixpunkt, ein Gegenüber. Doch wie Ariel zu seinem Glück seine Väter gerade in dem Alter bekommen hatte, in dem er reif war, seiner Mutter zu entwachsen, trat er in einem Alter dem einen Vater gegenüber, in dem selbst schon ein Mann war und seinen Tribut an die Gesellschaft entrichtet hatte. Sie wurden Freunde, ohne Überlegenheiten, Kämpfe und Abhängigkeiten, wie sie Söhne und Väter so vernichtend voneinander trennen können. Er besuchte ihn im Kollegium in Südtirol, wanderte mit ihm in der Morgendämmerung über feuchte Wiesen und hörte zu, wenn der Jesuit, der sein Leben lang Atheist gewesen war, die goldenen Beschwörungen, die er nie ernst

genommen hatte, mit ihrer alten Bedeutung füllte und zum hundertstenmal erklärte, was er selbst erstmals begriff. Ariel sah beide Eltern sterben. Der Jesuit begann ein Jahr vor seinem Tod seine Reise nach innen, sprach kaum mehr, und wenn, dann um die Uhrzeit festzustellen oder ein paar Takte eines Salve anzustimmen, bis er so still ankam, daß es erst Stunden später bemerkt wurde, als sich Mitbrüder wunderten, warum er so lange unbedeckt in der beißenden Bergsonne saß. Ariels Mutter, die älteste der drei, lebte nicht viel länger, starb leicht und lachte in ihrer letzten Minute im Fiebertraum. Dann beschleunigte sich das Sterben rund um Ariel. Seine Frau kam in einem mysteriösen Unfall ums Leben, seine Freunde starben einer nach dem anderen, seine Kinder bekamen Kinder, viele wurden alt, viele starben jung, alle starben. Ariel weinte längst nicht mehr, blieb dem Sterben schließlich fern, denn alles kehrt zu seinem Anfang zurück, übrig bleibt nur der Mythos und der bleibt allein.

Wie lebt einer, der unsterblich ist? Wenn weder die Vergangenheit noch die Zukunft zu messen sind, bleibt nur die Gegenwart, denn was eilt dann noch, welche Ungeduld, die in die Zukunft weist, welches Versäumnis, das die Vergangenheit betrauert, welcher Grund zur Beschleunigung, die eine in die andere zu verwandeln, gelten noch, wenn der Vorrat nie zuende geht, die Bedeutung dessen, was unweigerlich untergehen wird, mißt sich mit einem Mal so leicht, und die Maßstäbe werden unendlich, welche Sehnsucht oder Reue, welche Leidenschaft, ausgelöst von Momenten, einen Moment flammend, einen Moment nur andauernd, kann noch Beachtung finden vor der endlosen Langsamkeit des Jetzt? Kritik löst sich in Gnade, Leidenschaft in Mitgefühl, Geschichte in Gedichten. Ariel, du wehst uns aus deinen Liedern entgegen, streifst uns aus Augen durch zitternde Luft, langbeinig und helläugig, fährst mit bloßen Händen in unsre Sünde und bleibst rein, wohnst in Kirchen und Bäumen, küßt uns, daß wir unseren Mund von deinem kaum mehr lösen können, sanfter Ariel, so trägst du uns fort, durch dunkle Jahrhunderte, Ariel, unsterblich und still im Rauschen der Zeit.

Wenn alles erloschen ist, leuchtet noch dein kühles Licht der ewigen Morgendämmerung.

Moritz Shooting Star

Man fragte den neuesten shooting star der Literaturszene, was er selbst gerne lese, welchen Autor er bevorzuge, wer etwa sein Vorbild sei... „Ich lese am liebsten meine eigenen Bücher.“, antwortete er ungeniert, während sein Agent sich im Hintergrund die Haare raufte.

„Die Wirklichkeit wahrzunehmen ist nicht wichtig, solange sie noch da ist. Das genügt.“ Das war reine Notwehr, er hatte keine andere Wahl. Denn die Kameras, die breitbeinig vor ihm lauerten, öffneten bereits ihre Mäuler, um ihn aufzusaugen. Weiter versuchte er sie zu bannen: „Daseinsberechtigung durch Konsumentendasein. Mein Ziel: unverzichtbar sein: durch den täglichen Fleisch- und Seifenbedarf...“, „Nahsehen statt Fernsehen!“, „Stellen Sie sich vor: Hakenkreuze an den goldenen Kettchen junger Marxisten...“ usw.

„Ein bedeutender Teil der Kunst ist die Rezension.“, hielt ihm der Agent später im Schminkkammerl vor dem nächsten Auftritt empört vor, „Ein Kunstwerk ist praktisch erst da, wenn es rezensiert wird und sein Wert deklariert. Also bitte! bitte mach es uns nicht immer so...“.

„Stell dir vor,“, begann der shooting star träumerisch, „Stell dir vor: ein Kunstwerk im Wald. Ein einsamer, verwilderter Wald muß es sein, in dem niemand spazieren geht, ein sibirischer Wald zum Beispiel...“, er wandte sich an den Friseur: „Gibt es in Sibirien Urwälder?“ Der FunkhausFriseur war festentschlossen, die multikulturellen Macken seiner Kunden zu ignorieren und zog nur unbemerkt seine linke Augenbraue hoch. „Dort steht mitten in der Einsamkeit ein kleines Häuschen mit einer Tür, unversperrt. In dem Häuschen ist etwas drin, ein Buch, eine Skulptur, ein Bild, ein Film... Niemand kommt jemals dort vorbei. Niemand weiß etwas davon, außer dem, der das Kunstwerk geschaffen und das Häuschen gemauert hat.“, eine Kunstpause, „Das wäre schön, nicht wahr?“, und im Geheimen beschloß er, diese kleine Träumerei in seine nächste story einzubauen.

Der Agent kläffte ungeduldig: „Eine romantische Vorstellung, klar.“

Ungerührt fuhr der shooting star fort: „Niemand würde das Kunstwerk jemals zu Gesicht bekommen, also keine Rezensionen, Kritiken, keine Dokumentation, kein Katalog, keine Präsentationsmappen... *Wäre* das nun ein Kunstwerk oder nicht, wenn drin ein Buch wie *Hausnummer* Kafkas Prozeß oder Pynchons *V* oder ein Baconbild, ein Tinguelydings liegen würde?“

Der Agent war nicht begeistert, sich auf eine Diskussion einlassen zu müssen, die nicht in sein Metier fiel, andererseits wollte er die Gefahr einer weiteren Provokation vor laufenden Kameras bannen, die wie schwere Gewitterwolken vor seinem inneren Auge hing. Wie kapiert so ein Esel, daß sein Magen jeden Tag Hunger hat, daß es aus ist mit seinem Genie, wenn er in einem Großraumbüro sitzt, daß er sich seine chice UnderstatementMarkenmode nicht mehr leisten kann. Und erst *ich* und die anderen Leute, die bereits dranhängen! Das Leben ist kein sibirischer Wald, sondern ein Slalomwettrennen zwischen Ampeln, Prozenten und Renditen ins Ziel eines ruhigen-Häuschens-mit-Familie-wie-groß-auch-immer.

Also, höchste Diplomatie: „Natürlich wäre es ein Kunstwerk, aber seine Aufgabe, anderen neue Blicke und Visionen zu eröffnen, könnte es nicht erfüllen. Ist es nicht so etwas wie eine Botschaft, die der Künstler loswerden will? Wenn es nicht darum ginge, andere zu erreichen, vielleicht sogar soviele wie möglich“ (Ja! Soviele wie möglich!) „...soviele wie möglich zu *berühren*“, (*berühren* klingt immer besser als *erreichen*), „wäre doch ein Traum schon genug, oder der Gedanke, die Idee im Kopf.“

Der shooting star sagte: „Au!“, weil der Friseur ihn zwickte, und seufzte ergeben in den blaßrosa Puderbesen, mit dem man über ihn hinwegkehrte. „Ich hasse das Wort *Künstler*.“, aber das kam so leise, daß es nur die Visagistin hörte und die machte sich nichts draus.

Auch ein shooting star hat eine Wohnung, in der ab und zu jemand auf ihn wartet. Mink. Und auch ein shooting

star hat einen Namen. Moritz.

Am Abend erzählte Moritz Mink: „Die Polizei hielt mich gestern nacht auf. Ich war schwer besoffen und das war nicht zu übersehen. Klar, *Kommen Sie mit, Alkotest*. Ich bat, noch aufs Klo gehen zu dürfen. Am Klo lehnte ich mich kurz mit der Schläfe gegen die weißgekachelte Wand, um die Übelkeit nach unten zu drängen, die mich drehen und auswinden wollte. Dann pisste ich auf Teufelkommraus und trank am Wasserhahn zwei Liter Wasser. *Laßt euch sagen*, das ist ein guter Tip: Das Wasser verdünnte mein Blut auf die Schnelle und der Alkomat zeigte bloß 0,2 Promille. Der Beamte staunte und fragte mich beim Gehen: *Im Vertrauen, Sie haben doch mehr getrunken, nicht? Jetzt passiert Ihnen eh nichts mehr, jetzt können Sie's ja zugeben?* Ich lachte bloß und wehte ihm meinen Schnapsatem entgegen: *Aber nein! Wirklich nicht!* und wankte zum Auto zurück.“

Mink: „Darauf bist du stolz?“

„Bist du langweilig! Was ist los, Mink?“

Mink streckte ihre Beine kilometerlang aus und ihre Arme über den Kopf und raunzte: „Du redest wie ein *Buch*.“

Moritz lachte und meinte: „Das ist doch super. Ich *bin* ein Buch.“

Sie stand auf und stakste zielstrebig zu ihrem Mantel, „Genau.“, mit einem Ärmel hatte sie ein wenig zu kämpfen, der Mantel war sehr schmal und kurz. „Ich kann mir ja eins deiner Bücher kaufen.“ und dabei schlüpfte sie in die beiden Riemen der braunen alten Kinderschultasche, die sie diesen Herbst schick fand. Moritz wußte, daß er nicht mehr viel Zeit hatte, denn sie würde ruckzuck in ihren reifarbenen Stiefeln stecken und auf die unnachahmliche Minkart die Tür hinter sich zudrücken: nicht heftig, aber tödlich. „Minkchen, stinkchen, sei nicht böse, reich mir lieber deine Möse!“ Triumphierend trat sie in ihren zweiten Stiefel: „Siehst du!“ und der shootingstar war allein.

Shooting stars sind alleine einfach: Moritz.

Moritz dachte an den sibirischen Wald, dachte an Mink und den Vorschub auf sein nächstes Buch, das er schreiben würde *müssen*, und nicht mehr schreiben würde *wollen*. Aus diesen Gedanken destillierte sich folgende Geschichte, die er eine Stunde später in den computer, Datei *Divers/ Fragment* tippte:

Die Matrosen ritten auf den Wellen heim zum Abendessen, das unter den schweren Brüsten ihrer Bräute schon in den Töpfen schmort. Die Trinker rüsteten nun langsam ihre Kräfte für den Zusammenbruch und wogen noch ab, was bereits längst entschieden war. Endgültig fielen in den Trafiken die verschnürten Zeitungen des Tages, die nun keiner mehr kaufen würde, unter den Tisch, so wird Heute schon zu Gestern. Der Abend ist ein Hohlraum zwischen Gestern und Morgen, Niemandszeit rund um die senkrechten Zeiger. Wer will schon ständig auf die Uhr schauen, um zu wissen, ob noch gestern oder schon morgen ist? Lassen wir das, sagten wir, und leben, trinken und fühlen wir für alle Schläfer mit! Das taten wir in dieser Nacht und taten noch mehr: Die Konzertbesucher sanken in tiefe Ohnmacht, nachdem die Trompeter die gesamte Luft im Saal aufgesaugt hatten. Es war uns mit unseren Sauerstoffmasken ein Vergnügen, die Brieftaschen aus den wehrlosen Fracktaschen der Herren und den silbernen Beutelchen der Damen zu ziehen und die Colliers über den Dekolltees zu öffnen. Wir nahmen nur das Beste - so groß war der Überfluß. Als wir zur Tür gingen, grüßte die Garderobiere höflich. Auf der Straße warfen wir das Zeug probeweise in die Luft, um zu sehen, ob es darin hängenbleiben würde. Das war der erste Qualitätstest, dem wir das Diebsgut unterzogen, zweitens kontrollierten wir das Verhalten im Wasser, drittens das unter Menschen. Fast alles erwies sich als hervorragend, der Abend war gerettet, wir amüsierten uns königlich. Königlich? Auf der ganzen Welt gab es nur mehr ein einziges Problem, das wir miteinander

teilten. Irgendwie war es unter die Beute gerutscht, das düstere Geheimnis eines Konzertbesuchers, in russischer Sprache verfaßt. Moritz erinnerte sich an seine russische Freundin Ira, die großmündig und aufrecht durch die Weltmeere pflügte. Er rief sie auf der Stelle an, weckte sie damit auf oder störte auf andere Weise? und bat sie um Übersetzung. Fax. Hier voreilig eingefügt die Übersetzung des Problems¹, die sie am nächsten Nachmittag zurückfaxte: LMF Bf UNRFKNQ\ B[R\ HAI VNL, UNRFKNQ\ ONBFGAR\ C NBP ARMS^ QRNP NMS MA QCNIU SXAU...Eine Zeitlang setzten wir uns damit auf eine berüchtigte Straße, in der Hoffnung, das Problem an einen anderen Räuber zu verlieren, der sich vom Glitzern und Prunken des ganzen Plunders und dem wirklich fabelhaften Leder der Börsen täuschen lassen würde, aber selbst die unheimlichsten und düstersten Figuren senkten ihre Waffen, wenn sie in einem weiten Bogen an uns vorbeischlichen, um uns nicht nahe zu kommen, die Ärmsten der Armen schenkten uns ihre Brotrinden, um nicht von uns bespendet zu werden, bis wir aufgaben. Klar, sagte einer, wir werden uns einen anderen Weg suchen müssen, das Zeug wieder loszuwerden. Nur das Problem!, warf ein anderer ein, nicht das Gold! Aber im Grunde waren wir uns einig: Besser alles als nichts loszuwerden. Verbrennen! Vergraben! Unter einen Schmiedehammer werfen! Hochspannungsmast? Erfrieren! Erfrieren? In Sibirien! Gesagt, getan. Wir fuhren etwa zwei Wochen mit dem Zug, den wir für uns alleine reserviert hatten. Jeden Tag bewohnten wir einen anderen Waggon und verließen ihn im Morgengrauen verwüstet. Die russische Seele läßt sich nur betrunken ertragen (dies ein hilfreicher Hinweis des Zugführers aus Wladiwostock). Als wir die Vorräte des Zuges erschöpft hatten, überfielen wir die Dörfer, die, an Attacken der Reisenden schon gewöhnt an der Einfahrt ins Dorf Dutzende Flaschen ölig gefrorenen Vodkas in den Schnee steckten, so wie anderswo Knoblauchgirlanden gegen Vampire an Eingangtüren gebunden werden. Auf diese Weise schlugen wir uns durch das Land, bis die Gleise in Sibirien in einer Schneewehe verschwanden und der Zugführer aus Wladiwostock Aussteigen! befahl. Es folgt eine längere amüsante Beschreibung der Kälte, die hier nicht wiedergegeben werden soll...hielten wir das Problem in die sibirischen Kälte, in dem es zur Sprödigkeit erfrieren und dann zersplittern sollte wie die Physik-Demonstrations-Rosen im Flüssig-O. Unsere Erfahrungswerte waren minimal, das wurde uns zum Verhängnis: Während das Gold, das Geld und diverse Eleganzen als Staub in den Schnee bröselten, blieb das Problem elastisch und stabil, so sehr wir es auch im eisbeißenden Wind schwenkten und im Schnee wälzten. Ach was, schlug einer gereizt vor, lassen wir das! Sibirien hat nicht die power, die man ihm nachsagt. Fahren wir zurück! Ja, ja, ja, murmelten wir einig. Wird es uns folgen?, fragte der ängstlichste von uns zweifelnd. Wozu sollte es?, wir sind frei!, prophezeite der älteste. Wir nickten. Das Problem ließen wir zurück, ohne uns noch einmal nach ihm umzudrehen. Im Bewußtsein, ein unrühmliches Kapitel hinter uns abzuschließen kehrten wir Sibirien den Rücken und zogen los. Der Weg führte uns von Tomsk, wo man Scheiben aus Eis in die Fenster einsetzt, über Omsk und Orsk bis nach Minsk, wo wir beschlossen, eine Pause im Morgengrauen einzulegen. Minsk! Minsk! ...hier langweilt eine ausgiebige Lobeshymne auf die Minsker Plattenbauten, die an Gewicht und Charme alle anderen übertreffen, und die Festigkeit ihrer Bewohner, bis Moritz nachthunrig wurde und zum Kühlschranks wanderte, um sich schläfrig zu essen.

Notgedrungen stand Moritz um 9 auf, zog die Hängehinternhose und den schwarzgrauen Kapuzenpullover, die braune Lederjacke an, alles auf einem Stadtrandkirchenflohmarkt auf Empfehlung von Mink gekauft, die diesen Winter missionarisch versessen war auf den *Russischen Stil*. Er setzte sich eine gedankenlose halbe Stunde vor den Nescafé, ohne ihn zu trinken. Danach stand er als shooting star der Literaturszene auf und ließ sich Schritt für Schritt die Treppen hinunterfallen, auf deren Stufen ein längst verstorbener Hausherr einen roten Teppich mit

grünen Quasten malen hatte lassen.

Neben die Journalistin einer Frauenzeitschrift in die samtrote Kaffeehausbank gelümmelt, lief er bei drei Mokka zur Höchstform auf. Auf Fragen wie: „Welche Füllfedermarke bevorzugen Sie beim Schreiben?“ „Haben Sie die gleiche sexuelle Power wie ihr Held Zuper Billu?“ und „Um wieviel Uhr schreiben Sie Briefe?“ etc. antwortete er. „Also dieses Buch, von dem Sie da reden, kenne ich nicht, habe ich selbst nicht gelesen.“ Verunsichert bat die lady: „Sie machen einen Witz, nicht?!“ „Nicht im geringsten.“, schmitzte er, „Ich dürfte es niemandem sagen, aber... ich bin ein Frontmann für einen schwer körperbehinderten taubstummen Schriftsteller, der noch dazu am ganzen Körper mit Feuermalen verziert ist und den der Verlag nicht in der Öffentlichkeit zeigen wollte. Ich habe mich auf eine Annonce gemeldet, in der ein *junger sexy Typ für den Außendienst* gesucht wurde. Mittlerweile habe ich den Rummel aber *ziemlich* satt, ich habe auch inzwischen ein besseres Angebot und ich werde den ganzen Kram bald sausenlassen. *Sie sind die erste*, die davon erfährt.“, sehr vertraulich: „Eigentlich bin ich mit Herz und Seele Fleischer. Kennen sie den WürstelKatapult in der Reitherstraße? Dort werde ich im Lager arbeiten!“ Die lady wiederholte monoton: „Das ist ein Witz. Das ist ein schlechter Witz.“ „Aber nein“, beruhigte er sie, „Ist doch eine phantastische Enthüllungsstory für Sie! Ich werde Sie zum Echten bringen, er wohnt hier ums Eck. Darum wollte ich Sie auch gerade hier treffen.“, und er sprang auf, in seinen Mantel hinein und zum Kleiderständer, um ihr Pelzchen zu holen, das die gleiche Farbe wie ihr Haar hatte. Bepelzt sah sie aus wie ein sonderbares plumpes Tier (Ach, ich sehe *Mrs. Biber* eigentlich von hinten *lieber*, reimte Moritz zufrieden). Auf dem Weg zur Tür suchte sie verzweifelt nach einer politisch korrekten Ausrede, um dem Monster zu entkommen, das diese schweinischen und skandalesk sexy stories schrieb, in denen von Pinkeln während dem Laufen, nackten Engelninnen und anderen unzivilisierten Verhaltensweisen die Rede war. Sie stellte sich das Monster in einer urinmuffigen Höhle vor, mit blinden Augen ihre Kleider durchwühlend, aber es fiel ihr nicht anderes ein als: „Ich muß noch mit der Redaktion Rücksprache halten, entschuldigen Sie...“ und schon war Moritz sie los und piff in Richtung Frantisek, dem Musikmacher.

Frantisek hauste in einem kleinen roh gezimmerten Holzhäuschen in der Mitte einer ausgeräumten Fabrikhalle. Seit Jahren träumte er davon, in das Häuschen noch eine Schlafhöhle einzubauen. „Je mehr Mauer, umso besser!“ erklärte er Moritz. „Warum?“ Darauf konnte er nie eine *Antwort* geben, nur umso überzeugter betonen: „Ist gut, viel Mauer zu haben!“ Für Frantisek mußte eine Antwort nicht auf die Frage bezug nehmen, um eine Antwort zu sein. Ein Faktum war ein Faktum und immer eine Antwort. Frantisek erzählte: „Hab Ziegel gefunden: wunderschöne! Im Hof von Haus unten an der Ecke. Wird gebaut da. Jedesmal, wenn ich von Trafik komme, ich nehme drei mit. Schau!“ und er führte Moritz aus dem Häuschen in die Halle, in der es immer ein paar Grad weniger hatte als im Freien: „Schau.“ und zeigte stolz auf das Ziegelhäufchen, das verloren dalag. Moritz zählte überschlagsweise und meinte: „Du rauchst viel, hn?“ „Ja, aber mit System. Mache ein Projekt.“ Aber er wollte nichts darüber erzählen und Moritz mutmaßte zurecht, daß Frantisek wieder einmal eine gute Ausrede gefunden hatte, etwas Dummes zu tun.

„Spielst du mir etwas vor?“, bat Moritz.

Frantisek nickte, klar, und Moritz setzte den präparierten Kopfhörer (©Frantisek) auf, der den unglaublichen Krach, der gleich loswüten würde, dämpfen und in Musik übersetzen sollte, und wickelte sich auf dem muffigbraunen butterweichen Sofa, das wie eine Schrebergartenbank neben der Türe des Häuschens stand, in eine Decke.

Frantiseks Musik war ein einschneidendes Erlebnis, nicht einfach nur zum Hören, sondern auch zum Spüren und Sehen, vielleicht zu vergleichen mit einer Motorbootfahrt auf hoher See. Die Freunde, die er damit beglückt

hatte, kamen immer wieder und ließen ihn für sich spielen. Dann setzte er sich auf seine seltsame Konstruktion, die einen seriösen Ingenieur zur Verzweiflung getrieben hätte, weil Elektronik, Mechanik und computer ungeniert und risikofreudig ineinandergriffen und sich bei ihren Tätigkeiten störten. Aber die Töne, die dabei entstanden, waren wie kleine elegante Geschöpfe, die in perfekten Tänzen mit vollendeter Präzision stiepten. Wie schwere Schlachtschiffe, die das Meer mit ihren Sirenen zum Kochen bringen. Wie Raumschiffe, die Zitterwellen durch den schalllosen Raum katapultieren. Wie *pathetisch* ich an seine Musik denke!, dachte Moritz, es ist nicht möglich, nüchtern und distanziert daran zu denken. Liegt das daran, daß Musik diese besondere Kraft hat, den Intellekt auszutricksen und direkt in die *Seele* zu treffen oder ist, was er macht, einfach das Beste, das Allerbeste... Sogar der kleine mickrige Frantisek selbst, der viel zu große rote Ohren hat, verwandelt sich auf seiner Musikmaschinerie in einen hero, sein Strampeln und Zappeln in die weltbewegende Zeremonie eines Zauberers, die kahle Halle in ein Sonnensystem. Ach, Frantisek! schmolz Moritz und verkroch sich tiefer in die Decke und *spürte wie hörte mit Leib und Seele*.

„Dein Getrotze hat gottseidank nicht allzusehr geschadet“, sagte der Agent und verschwieg damit, daß der sexy shooting star im Gegenteil damit erreicht hatte, zu einem sexy LiteraturPopstar zu avancieren und die Grenzen der Wahrnehmung von Buchrücken gesprengt hatte. Obwohl er den Mechanismus, nach dem dieser Erfolg lief, grundsätzlich ablehnte (schlechtes Benehmen hat nichts mit gutem marketing zu tun), witterte er Gold: Man muß ihn weitersteuern, die Zügel nicht zu fest und nicht zu locker lassen. Ich darf ihn nie aus den Augen lassen...

„Die deutsche Sprache“, sagte der sicher-Hofrat abends auf dem Empfang im *Literarischen Topf* zum shooting star, „wird verstümmelt. Wagner hat den ganzen Ring geschrieben, ohne das Wort *Kulturprojekte* in den Mund zu nehmen. Verstümmelt von Fremdwörtern ist die deutsche Sprache. Goethe hat gesagt...“, er zitierte eine Weile, „...schon Goethe! Aus dem Faust! Lassen Sie mich ausreden!“, schnauzte er in verblüfftes Schweigen.

„Von der heutigen Kunst sehe ich nur, daß die Künstler sich Künstler nennen. Was die Leute dazu sagen, die anderen“, damit meinte er: die *eigentlichen Leute*, „...ist ihnen egal! Sagen Sie mir, was *ist* Kunst, *Herr...?* Wissen Sie, sogar Picasso hat zugegeben, daß sein Gekritzeln keine Kunst ist gemessen an den Renaissancemeistern! Hat er gesagt, sogar er!“ Wie schwierig, dachte Moritz, ich greife die Kunst ebenso an wie er, doch von der anderen Seite und auch wenn wir beide nicht mögen, was wir sehen und uns darin eigentlich einig wären, sind wir in Wirklichkeit *absolut* uneinig, weil wir Verschiedenes sehen. Unsere Kämpfe laufen an verschiedenen Fronten, aus verschiedenen Gründen, mit verschiedenen Waffen, so sehr verschieden, daß man fast sagen kann: sogar gegen verschiedene Gegner. Um diese doppelte Unmöglichkeit zu vermeiden, erfüllte der shooting star das gute alte Klischee jugendlicher Provokation. Lange ließ der sicher-Hofrat ihn aber nicht sprechen, die *ordinäre ausländische* Wortwahl (floppy, beschissen, found footage, slam poetry und ähnliches) erregte ihn und er spuckte weiter vor sich hin, bis seine kleine literaturbeflissene Gattin ihn gewaltsam wegzerterte und dem shooting star flehentlich entschuldigende Blicke zuwarf. Sofort war der Agent an seiner Seite, um ihn zu beruhigen, und zischte: „Ein alter Ministerialtrottel. Hofrat. DoktorDoktorDoktor. Förderungsgelder, Stiftungsjury. Die Ministerin und den vom *Dynamo* mußt du jetzt noch begrüßen, und die hundert Exemplare von *Zuper Billu checkt Tschetschenen in Tscherkessien* signieren, aber *bitte* diesmal mit *deinem eigenen* Namen! Und: Reg dich nicht auf, mach es uns *bitte!* bitte nicht schwer...“ etc

Einige verzweifelte Fluchten vor gebildeten Damen&Herren später wandte sich der shooting star einer nilgrünen Kapitänin zu: „Warum bist denn du hier?“

„Man hat mich gezwungen.“, zuckte sie mit den Achseln und dabei löste sich der rote Sternorden von ihrem

Mantel, der fast so russisch war wie Minks. Während sie sich beide danach bückten und mit den Köpfen zusammen stießen, fiel ihre Lederhaube auf den Boden und der shooting star meinte anerkennend:

„Das ist auch der einzige vernünftige Grund!“, verlor Kleingeld, Papiere und seine Zigaretten aus der Jackentasche, es fiel aus den Augen eine Kontaktlinse, aus ihrem Rucksack zwei Feuerzeuge, ein Schal, eine Gabel und ein undefinierbares Päckchen. Sie setzten sich aufs Parkett und kehrten die Fundstücke zusammen, um sie gerecht aufzuteilen. „Der Langsitz stärkt die Rückenmuskulatur.“, schwor die Kapitänin auf den Knien und der shooting star ließ sich lachend nach hinten fallen.

„Er hat doch einen guten Geschmack bei den Frauen!“, flüsterte der Agent erstickt. „Das kann ich bestätigen.“, flüsterte der Verleger neben ihm, erstickt, und die paparazzi blitzten.

Die Freundin des Verlegers sagte in der Fluchtbar: „Weißt du, eigentlich bin ich gar nicht wirklich seine Freundin, er glaubt das nur.“ „Aha.“, antwortete Moritz nur, weniger ermutigt, wie sie beabsichtigt hatte, als *entmutigt*, denn ihm wurde weh bei dem Gedanken, Mink könnte dasselbe zB. zum Verleger über ihn sagen. „Aber was hast du gegen ihn? Für einen Verleger schaut er doch nett aus!“, verteidigte Moritz seine Ehre. „Ahhhhh...“, räkelte sie sich gedehnt in seine Richtung, „Er ist *sehr nett*.“, und ihre Zunge bat ihn um eine persönliche Nachspeise. Gingersoufflee auf Ananascreme an Kirschwasserbällchen oder Traubenmousse um flambierte Birnenspalten, Roseneis mit Vanilleparfüm, Profiterol, Birne Helene, Fliederplättchen, Minzherzen, alle die feinen Häppchen der Verführung.

Auch nach einer Woche war Mink noch nicht wieder da. Obwohl Moritz nie behauptet hätte, es wäre angenehm, ihr Kerl zu sein, wie sie es nannte, oder er *liebe* sie, spürte er jetzt, daß sie sich festgeminkt hatte und es nicht aufhören wollte, in seinem Kopf Mink zu machen. Mink. Mink.

Moritz schrieb an einer kleinen Geschichte, in etwa so: *Die Geschichte, die ich euch nun erzähle, dauerte in Wirklichkeit nur drei Sekunden und sollte daher, um authentisch nacherlebt zu werden, im Zeitraffer gelesen werden: Die Ehre retten? Wir haben keine Ehre zu verlieren. Bloß das Recht auf Dummheit. Die letzten Worte des Grafen vor dem endgültigen Niedergang der Aristokratie, denkt sie euch mit Bitternis gesprochen: aber bereits der Bitternis, über die dichtes dunkelgrünes Schilfgras gewachsen ist, das die Füße zerschneidet. Die kleine Fischerin hat keine Schuhe, aber ihre Füße sind hart wie Holzpantoffeln aus Holland, weder die Steine noch das Gras, nicht die feinen Gräten, die seit dem letzten Sturm im Sand stecken, können ihr etwas anhaben. Ihr Blick läuft zwei Meter vor ihr her, sondiert das Terrain wie ein Hund mit der Nase am Boden. Der Tag ist der gleiche Tag wie gestern, wie morgen, wie vorgestern, wie übermorgen. Der Weg ist der gleiche wie immer immer immer zehn Minuten vom Haus ihres Vaters zu den zwei blauen Booten. Sie geht wie immer immer immer genau auf der Linie des Schattens, die von der Felswand rechts auf den flachen Strand fällt. Sie erkennt die Zeit daran, an welchen Steinen, an welchen Senken, Gebüsch, weißgebleichten Knochen die Schattenlinie vorbeiführt. Die Schatten der Vergangenheit trennen exakt, sie fallen weiter, als du meinst, sie fallen in die Zukunft hinein, meine Liebe, aber nein, damit stockt der Satz in einem Husten, der Graf röchelt, ist fast schon zerschmolzen, ein Stück Zucker im Kaffee, der heiß und scharf duftend in einem Werbespot auftaucht, daß 80% der TVOpfer zur Filtermaschine laufen und sei es Mitternacht, noch später, drei Uhr vielleicht: die Stunde des Sterbens, zu der im Krankenhaus die erfahrene Nachtschwester ihre Runde dreht, vor allem, wenn in der Station atem- und fast körperlose Weiblein liegen, die schon zu lange die Betten besetzen: Springt aus dem Fenster, springt von den Minaretttürmen, den Domspitzen, den Funktürmen aus den sechziger Jahren, die Prestigepflicht für jede größere Stadt waren und regelmäßig über Europa verteilt in der Erde stecken wie langsam sich*

drehende Bohrer, die hundert Jahre brauchen, um sich ins Gestein einzusenken. Bis dahin arbeiten Serviererinnen unermüdlich, schlechtes Essen Leuten zu servieren, die immerfort aus dem Fenster schauen, in dem sich die Welt dreht. Abends stehen sie nackt vor ihren Männern, die sie langsam und behutsam zurückdrehen müssen, hunderte Male, bis die Verdrehung nachläßt. Nicht alles läßt sich so leicht zurückdrehen, wie der versickerte Graf in seinen letzten Sekunden mitteilen wollte: nicht die Zeit. Das Gestern mit einer Nietenkette an das Morgen gebunden, Kind: Ich denke an einen, der im Sommer eislaufen wollte: den Triumph genießen, diesen Boden, der sonst nicht existiert, wie ein Tabu zu betreten, und aus Trotz auf die Wasseroberfläche stieg (einsank und so das Schwimmen lernte)...natürlich ist es kalt, mein Herz, sagt jemand zu seinem Kind, aber denke doch: an die dunkle luftlose Hölle und die Fische unter dir, an die erstarrten Bewegungen, eingefroren bis zum Frühling, noch lange; während du hier atmest und im Licht stehst! Ist doch das kleinste Übel, diese Kälte! Wenn das Kind Sinn für Macht hat, wird es aufstampfen und mit den Zacken seiner Eislaufschuhe das Eis erproben und triumphlachen. Im anderen Fall schaudernd in den Himmel schauen und bitte, bitte, mir ist so kalt, gehn wir, die Hände so kalt und die Füße: dort beginnt der Himmel, bei den Füßen, wo Erde und Luft aneinander stoßen in einem kleinen Horizont der Ameisen. Wir sind Luftbewohner, auch wenn wir uns mehr den festen Dingen zuwenden, von denen wir doch nur ihre Grenzen kennen und leichtfertig ihr Wesen mit ihrer Oberfläche gleichsetzen und vergessen, daß die Dinge uns verschlossen bleiben, ewige Dichte und Dunkelheit wie wir selbst. (Der Himmel aber ist Licht, Ort der Sehnsucht, an dem wir hoffen, anders zu sein als wir sind, damit es endlich gelingt, das Glück zu dehnen, zu dehnen, ins Unendliche zu dehnen - hellblaue Superdroge, die man bei einem Herrn Gott kaufen kann, unter Süchtigen bekannt als der Himmel) Nun, das ist einer der Qualitätstests, die mit uns veranstaltet werden, aber die Forschung hat noch nicht herausfinden können, wer sie abhält, nach welchen Kriterien, und welche Konsequenzen gezogen werden. Als die Astronauten durch das Eis brachen und aus dem Fluß stiegen, wich die Menge geschockt wie vor einem religiösen Wunder schweigend auseinander, fiel auf die Knie, vergaß die Münder zu schließen, schrie lautlos etc. Einer von ihnen sagte in die Stille: Was das alles verbindet? Wer weiß, am Ende wird sich herausstellen, ob es eine Verbindung gibt und welche, falls es eine gibt. Immerhin gibt es ein Ende, das kann ich mit Sicherheit versprechen. etc....

Natürlich ist der Welt ein einziger shooting star nicht genug. Sie braucht zwei, drei, hundert, Tausende... Unter anderem braucht die Welt Felix. Schwarzgelockt und unkompliziert, intelligent, Maler, schön wie seine Bilder. Felix sagt gerne: der Kunstmarkt ist wie ein Güterzug. Absolut unbequem, aber er transportiert mich und meine babies dorthin, wo ich hinwill. Außerdem ist Felix Realist: Es gibt keinen optimalen oder fehlerlosen Zustand. Ich wähle das kleinere Übel. Das *allerkleinste* Übel, um genau zu sein.

Wenn Moritz spöttisch bemerkt: „Der Zynismus blubbert dir ja aus der Nase wie einem ungeschneuzten Kleinkind der Rotz!“, lächelt Felix überlegen: „Morzchen macht heut ein Witzchen? *Vernunft*, mein lieber Morz, hat nichts mit Zynismus zu tun. Im Gegensatz zu dir lasse ich mich nicht vom destruktiven Zweifelzwang treiben.“

„Flix, ich *zweifle* nicht. Ich...“, sucht Moritz nach schönen Worten für seine *Unvernunft*, „ich wehre mich gegen die Dummheit der Vernunft, die dir wie eine mit Pflastern zugeklebte Brille auf deiner Nase sitzt und dich im Dunkeln tappen läßt.“

„Ach, Morz! Manchmal erinnerst du mich an die Pubertät und die Idee, alles, was nicht Protest ist, müsse zwingend Konformismus, Konservatismus, Kompromiß sein! Das ist doch banal. Es wird erst interessant, wenn du *über* solchen Kategorien schwebst und in dein Privatuniversum abzischst, egal was Schubladenjournalisten,

Faserschmeichler oder Wadlbeißer sagen.“

Moritz, ernsthaft beleidigt: „Flix, du kapiert das Problem nicht! Ist es dir egal, wenn du mißverstanden, mißbraucht, im Sonderangebot abverkauft, verramscht, verarscht wirst? Oder...“, Steigerung, „...daß von dir erwartet wird, daß *du sie* verarschst?“ Felix kommt dann noch nicht zu Wort, obwohl er schon möchte... „Manchmal, wenn ich über die Bücher sprechen muß, merke ich, daß Hochstaplerei noch das Mindeste ist, was sie erwarten. Mehr noch wollen sie, daß ich ihnen ihr Klischee vom idiotischen Genie in allen Details liefere: am liebsten hätten sie, daß ich ihnen als Zuper Billu mit Pistolenknallen und Jonglieren von Heiligenscheinen eine Show hinlege. Es ist mir recht, wenn meine Bücher bekannt sind und gelesen werden, mir geht's nicht um eine *für-die-Schublade-Romantik etc.*, aber *ich* will nicht mit hineingezogen werden!“ In Moritz' Schnaufpause setzt Felix versöhnliche Worte: „Mach dir nichts vor, Sankt Morz, es ist eine Illusion, daß sich deine Bücher wie Kaninchen vermehren und in der weiten Welt friedlich selbst ihr Futter suchen. Du mußt ihnen helfen. Nimm dich nicht so ernst.“

Konkret sagte Felix diesmal beim Frühstück im Café Nordstern: „Tauscht du deine Erdbeermarmelade gegen meine Marillen...?“ und dann sprachen sie über völlig banale Probleme wie Kapitalismus, Globalisierung und die kinderreiche Ehe dieser beiden.

Moritz liest Zeitung:

ZepterZeitung

Der Autor von „Zuper Billu checkt Tschetschenen in Tscherkessien“ ist 29, einen Meter 80 groß, trägt eine Pudelmütze und zu große Bergschuhe. „Ich gelte in diesem Betrieb als Narr“, meint Moritz M..., der schräge Vogel und shooting star unter den Literaten des Landes. Die Branche der alt-blassen Schreiberlinge tut sich schwer mit seiner kraftstrotzenden Jugendlichkeit. „Die Leute glauben immer, ich mache zum Spaß Spaß“, ärgert sich M..., „dabei meine ich den Spaß ernst!“... D.D.T

Zeitonline

Vor allem sind sie unverkennbar in den 2000ern verankert: Sie greifen das rasende Tempo der Großstadt auf und erinnern in ihrer Struktur an das Zappen im TV. Moritz M... ist nervös, hungrig und unheimlich schnell gelangweilt. „Wenn er fünfzehn Sekunden lang eine Idee denkt“, urteilt Daniel Thunfes, Herausgeber des Magazin Dynamo, „muß er sofort umdenken.“ Erstmal aufhorchen ließ das gebürtige Genie mit einem Erzählband über das Vorbereiten des TV(Hamsters) auf seine Zukunft (Digitale Hege). Ein vielversprechender Einstand, doch M... dachte nicht daran, seine Karriere auf Diplomatie und Kompromisse zu gründen. „Das hat ihm schon einige Schrammen beigebracht.“ Seine Texte, ließ man ihn z.B. beim Literaturcontest in Kulin wissen, klängen „ja wie im Schweinestall“. „Warum eigentlich nicht, besser als wie im Kindergarten?“, meint M... trotzig. „Wenn er provozieren kann, ist ihm das nur recht“ meint Panda Osman, Leiter des LiteraturGeldverleihs, „Moritz M... ist imstande, für jeden Roman bzw. Erzählung eine neue Sprache zu erfinden.“.....J.L.

Magasin Dynamo

Spätestens seit dem zweiten seiner Zuper Billu Romane „Zuper Billu checkt Tschetschenen in Tscherkessien“ zählt er zu den shooting stars der Literaturszene des Landes. Noch während der Präsentation von „Zuper Billu checkt Tschetschenen in Tscherkessien“ hatte Moritz M... von Peter Wahn die Fortsetzungsreihe im Stylo übernommen und in neue Sphären geführt. Jetzt macht er nach 20 Wochen Schluß damit, er will nicht in Routine

erstarren. In etwa einem Jahr dürfen die Leser des Magazin Dynamo mit einem weiteren Versuch M.s rechnen, das Genre des Fortsetzungsromans neu zu definieren.... K.K.

Der Postbote

Moritz M..., zeitgeistiges Sexsymbol und Schriftsteller, trägt nie Unterhosen und ist verrückt nach Frauen mit Tätowierungen. Das plauderte bei einem Interview die Malerin Maja Gräfin von Merini aus, die eine Geliebte des shooting stars war, während er den Skandalroman „Zuper Billu checkt Tschetschenen in Tscherkessien“ schrieb. Die Merini: Während unserer heißen Affäre hatte ich viel Näharbeit. Moritz rissen beim Schreiben immer wieder die Hosen, weil... C. S.

Der shooting star hatte die Wahl zwischen Weinen und Wut und entschied sich für Wut. Er entzündete sämtliche Zeitungen in der Badewanne und erlitt eine Rauchgasvergiftung.

Moritz wußte, daß es ihm nicht erspart bleiben würde, das letzte gehypte Buch des shooting stars zu übertreffen und gegen die zukünftigen gehypten shooting stars zu verteidigen. „Zuper Billu checkt Tschetschenen in Tscherkessien“ ekelte ihn und er war schon geübt, den Spuckefontänen auszuweichen, die seit der Veröffentlichung über ihn versprüht worden waren. Er selbst fühlte dieselbe Übelkeit davor bei sich aufsteigen, die auch Gin mit Tonic bei ihm auslöste (sein erster katastrophaler Alkoholkollaps) und war völlig davor gefeilt, den Titel noch einmal auszusprechen (und Gin Tonic zu trinken).

Weil er nicht alleine sein wollte, weil er nicht schreiben konnte und deshalb schlechter Laune war, kaufte er im Supermarkt zehn Packungen je zehn Putzschwämme und 4 Flaschen Bockbier und besuchte Mark, der gerade motorisierte Schwammskulpturen baute. Mark nahm huldvoll den Tribut entgegen und stopfte ihn in seinen Schwammspeicher, einen geblühten Bettüberzug, dem einzigen sauberen Moment in Marks Werkstattwohnung. Auf dem lümmelten sie und tranken Bier vor einer skurrilen TVShow, in der auch der shooting star auftrat. Moritz schaute nicht hin, weil es ihm peinlich war. Mit Mark reden heißt: zuhören. Mark ist ein Anekdotensammler, ein Verbindungsknüpfer, stets auf der Suche nach dem kürzesten Weg zwischen zwei Unbekannten. Seine Devise „In Wirklichkeit kennen sich alle, nur wissen sie es nicht.“, wollte er auf die Formel: „In Wirklichkeit kennen sich alle.“ vereinfachen und er war sofort fieberhaft dabei, ein effektives Abendprogramm zusammenzustellen. Wann man wo wen treffen würde und wen man treffen *sollte* und so weiter. „Um zehn muß ich aber...“, begann Moritz zögernd. Unbekümmert fuhr Mark hinein: „Mink kann ja mitkommen, oder?“ Unwillig: „Nicht Mink. Maxine.“ „Maxine? *Wer ist Maxine?*“ Wie beantwortet man diese Frage? Moritz probierte: „Groß, blond, jagdgrün, beißt gerne...“, schon war es genug: „Ah, *diese* Maxine!... *Maxine?*“, dann kam die unvermeidliche Bohrung und Moritz schüttete sein Herz aus. Danach gingen sie zusammen ein paar Blocks weiter zu einer Vernissage von Marks Freund Michele, ebenfalls Bildhauer.

Michele, besoffen und rot im Gesicht, hielt eine Rede: „Meine Damen und Herren! Der Blick auf die Welt wird von der Medienbrille verzerrt. Ein verzerrter Blick, dieser verschobene verzerrte Blick, der schiebt wie ein Fernrohr weit Auseinanderliegendes flach zusammen und beraubt es seiner räumlichen Ausdehnung, so wie Theaterkulissen billige scheinbare Tiefe spielen. Dieser Illusion wollen wir verfallen?, wir verfallen!, ich verfallende und passe nicht. Alles falsch. Üps. Ich bin nur einer, ich kann mich nicht aufblättern wie ein Buch, ich kann nicht in einer Sekunde zehn Ansichten zeigen, zwanzig Dateien öffnen, eine Million Daten abrufen, ich bin nur einer. Dem Maßstab der Superlative, zusammengerafft und in einer Figur scheinbar gesammelt, der imaginären globalen Optimalfigur, dem virtuellen Optimalmensch, bin ich nicht gewachsen. Vor diesem Maßstab schrumpfe

ich auf eine Zahl unter Null, auf den Wert einer Ameise. Vor dem *internationalen charismatischen multisexuellen alterslosen Leistungskörper*. Prost!“ etwa vierzig der etwa sechzig Leute klatschten teils ratlos, teils freundlich und protesten zurück. Der Galerist, dessen Aussehen und Name hier nichts zur Sache tut, hielt sich im Sicherheitsabstand und flankierte potentielle Pressekritiken. Mark legte Michele den Arm auf die Schulter: „Was ist denn los, was hast denn?“ „Alles Scheiße.“, lallte Michele und betrachtete das Bier, das aus seinem Glas auf seinen runden Bauch tropfte. „Nichts gegen die Arbeit, nein, nein. Aber das...“, er holte mit einer weiten Geste die Tristesse der ganzen Welt in die kleine Galerie, „Wozu?“ „Zum Geldverdienen?“ bot Mark vorsichtig an. „Scheiße. Wer kauft denn sowas?“ und trat mit dem Fuß gegen eine der Skulpturen, ein aus Fotos von sich selbst nachgebauter Sessel. Der wankte ein wenig und senkte sich langsam zu Boden, wobei eines seiner papierenen Beine einknickte wie einem sterbenden Pferd in Indianerfilmen. „Für deine Freunde, die’s mögen?“ Das rührte Michele und er umklammerte Mark: „Freunde...“, erhob die Stimme: „Für meine Freunde baue ich diese Gegenstände, damit sie ihren Blick darauf ruhen lassen, während sie mit mir sprechen. Aber ich werde anfangen, für sie zu kochen, damit sie satt werden.“ Moritz versuchte, den Sessel wieder auf seine labilen Beine zu stellen und dabei begann ihm der Sessel, der nur sein eigener Schein war, zu gefallen. „Verkaufst du mir den?“, fragte er vorsichtig, denn es war ja nicht ausgeschlossen, daß Michele sich beleidigt fühlte. Aber der lallte pathetisch vor sich hin, hörte nichts. Man fand eine Preisliste und der shooting star schob einen Scheck in die fast bewußtlose Hosentasche.

Der Sessel sah viel in dieser Nacht. Michele wurde mitgeschleppt, Maxine, Felix, Frantisek wurden getroffen, ein Haufen Leute von der Vernissage verbraucht, bis sie sich zuletzt zu fünft in der AluminiumBar fanden, nüchterner als mit -0 Promille. Der Himmel war schon fast morgengrau und sie saßen in einer Nische am Fenster zwischen dem blauen Licht des Himmels und dem müden Gelb der halbierten Beleuchtung, die nach drei Uhr nachts den Gästen sanft bedeutete, daß irgendwann in den nächsten Stunden Sperrstunde sein würde.

Michele jammerte: „War der X auch da? Hat der Y meine Rede gehört? Was hat der Z gesagt?“ usw.

„Alles in Ordnung. So schlimm war es nicht.“

„Nein, wirklich nicht,“ bestätigte Moritz, „Und wenn! Es schadet nicht, wenn du sie schreckst. Ich glaube, sie wollen bestraft werden. Wir sind die öffentliche Bestrafungsanstalt der Gesellschaft.“

„Die öffentliche Bedürfnisanstalt!“, witzelte Mark.

„Nein, *im Ernst*“, fuhr Moritz fort (während die anderen das Wort *Ernst* auslachten und das Wort *Ernst* sich schmerz erfüllt krümmte) „Wir haben einen Vertrag, in dem steht, daß wir sie immer aufs Neue überraschen müssen, immer neue Gags erfinden, neue Wendungen kurven, mit denen sie nicht gerechnet hätten. Und sie sitzen gemütlich da, schauen uns zu. Sie warten ab und eine Sekunde nach einer Provokation lecken sie sich schon wieder genießerisch die Lippen und verlangen nach mehr! Mehr! Sie wollen *unterhalten* werden, ein bißchen Sado, ein bißchen Maso. Wir sind Animateure. Und Dompteure.“, er trank einen Schluck aus Maxines Glas, „Aber wir müssen den Reiz ständig erhöhen. Es genügt nicht, sie einmal anzuspucken. Das nächste Mal mußt du sie anpinkeln. Mit jeder Aktion setzt du die Maßstäbe für die nächste, wie in der WeltrekordJagd beim Sport.“ „Das ist doch anders, du übertreibst!“ „Okay. Aber diese Spirale gefällt mir nicht. Es geht mir zu schnell und läßt mir zu wenig Freiheit.“ Nachdenklich tätschelte er den Papiersessel. „Ich würde gerne einmal etwas ganz Langsames schreiben.“

„Was würde dabei passieren?“, fragte Maxine, „Oder nichts?“

„Ich weiß nicht.“, gestand Moritz, „Ich *weiß* nicht einmal mehr, was ich außerhalb dieser Zwangspirale machen

würde, weil sie dabei ist, mich völlig aufzusaugen.“, er spürte, wie Maxines Hand auf seinem Oberschenkel spazierte und schwankte zwischen...

„Zum Beispiel ein großes Kunstwerk, völlig sinn- und ästhetikfrei, das sozusagen nur aus einem riesigen Aufwand bestünde...“, phantasierte Michele.

„Konkret“, witzelte Mark, „könnte man eine Kirche minuziös abtragen, Stein für Stein, jedes Teil numerieren, wie das bei archäologischen Funden gemacht wird, und dann wieder aufbauen, exakt und unverändert wieder zusammensetzen, nur um *einen Meter versetzt*, oder um *ein paar Grad verdreht*.“ „Ja!“, fiel Michele ein, „Der Aufwand an Zeit, Geld und Organisationsaufwand wäre mega, das Endergebnis aber praktisch null.“

„Der Witz der Sache aber läge *dazwischen*: in der ungeheuren, absolut sinnlosen Fleißaufgabe.“, Moritz.

„Eine monströse Zierzeile.“

„Was bitte ist eine Zierzeile?“, fragte Maxine, die sich erstens langweilte, weil es nicht um sie ging, und zweitens beleidigt war, weil Moritz ihr seinen Oberschenkel vorsichtig entzog.

„Eine Zierzeile, eine Reihe von Mustern, mußten wir in der Volksschule immer am unteren Rand zeichnen.“, erklärte Michele geduldig und Moritz dozierte weiter: „Denn jede Disziplin bewirkt in der Frage des Sinns immer eine Antwort, indem der Ernst und die Zielstrebigkeit als Antwort die Frage nach einem Sinn obsolet machen. Der große Aufwand scheint alles zu rechtfertigen, der hohe Einsatz von Geld und Arbeit wird zu verkörpertem Sinn, weil wir gar nicht anders denken können. Geradezu manisch finden wir überall Sinn, obwohl es meistens doch nur *Grund* ist. Zum anderen wäre dieser Aufwand eine *historische und romantische Größe*, er würde zu Geschichte, zur Legende. Trotzdem wäre das Verschieben oder Verdrehen wichtig, weil das einen Sinn *suggerierte*. Würde man wie Gott die Menschen von weit oben in göttlicher Zeitwahrnehmung, die man sich wie einen sehr deutlichen Zeitraffer vorstellen könnte, betrachten, könnte man diese Kirchenverschiebung kaum von anderen Bautätigkeiten unterscheiden.“ Die anderen begannen demonstrativ zu gähnen, darum bemühte sich Moritz um ein Ende: „Vor einem Monat war ich am Pampotzerplatz in Berlyn, um mir die riesige Baustelle anzuschauen. Von der aufgewühlten Erde und dem gigantischen Aufwand an Maschinen, Kränen, Bauhütten und Transportsystemen ging etwas Tröstliches und Berührendes aus, als arbeiteten dort alle zusammen an einer endgültigen Erlösung der Menschen.“ Mark schlürfte demonstrativ an seinem Kaffee und Maxine schminkte sich die Lippen rostrot, aber Moritz war immer noch nicht am Ende: „Daß im *Tun* der Sinn liegen kann, haben wir in der Beschleunigung und Ungeduld im Erreichen von Zielen längst vergessen. Wir erreichen täglich Ziele, erreichen immer mehr Ziele immer schneller, aber jedes Ziel läßt uns um eine Sehnsucht oder eine Hoffnung ärmer zurück. Je mehr Ziele, desto bedeutungsloser wird ihr Erreichen, denn keines kann uns von der *Sehnsucht* erlösen, die wir irgendwo sättigen wollen, die irgendwo im Nirvana *enden* soll. Von der täglichen Erfüllung der Wünsche wird uns aber diese Hoffnung zerstört, weil wir erkennen müssen, daß hinter dem Erreichen jedes Zieles nur das nächste Ziel lauert, von dem wir Sinn, Glück...“

„Stop!“, unterbrach ihn Mark, „Hör auf! Stop stop stop! Du redest ja wie ein *Buch!*“

„Gottseidank schreibst du nicht wie du redest!“ schmeichelte Maxine gehässig. Pause.

„Vielleicht nur ganz *wenig*, etwas Sparsames. Alle paar Jahre.“, fing Michele noch einmal an und tätschelte verträumt seinen Bauch, „Ich jedenfalls würde aufhören, jede Idee gleich in eine Serie umzusetzen. Im Grunde reicht es, wenn man eine Idee einmal materialisiert, oder? Die Serie ist eine Konzession an die Galerie, an die Ausstellung, die man irgendwie vollbekommen muß mit zusammenhängendem Zeug.“

„Klar, damit die Leute sich etwas davon merken. Damit sie nicht verwirrt sind von der Vielfalt oder Widersprüchlichkeit.“, ergänzte Mark und setzte seinem großen Schwarzen ein Ende. „Noch einen Großen

Schwarzen, Ivo bitte!“

„Zwei!“ „Drei!“ „Vier!“

„Das zieht sich aber auch im Ganzen durch. Nicht nur in einer Ausstellung hast du dieses Prinzip zu befolgen.“

„Stimmt.“, sagte Moritz, „Wenn ich mich hinsetzen und eine freundliche Tiergeschichte schreiben würde, wäre es aus mit mir.“

„Einmal sex&crime, immer sex&crime!“ , kicherte Mark.

„Einmal Papiersessel, immer Papiersessel!“ , Moritz.

„Einmal Schaumgummi, immer Schaumgummi!“ , Michele.

„Nein, ihr übertreibt.“, sagte Maxine, „Es geht eher darum, die Gedankengänge nachvollziehbar zu machen. Ich denke, die Phantasie eines Künstlers ist den Leuten nicht geheuer und andererseits wollen sie sie verstehen, wollen sie miterleben können. Das gilt doch als Wert in der Gesellschaft, auch wenn er zweifelhaft und umstritten ist. Deshalb haben die Künstler Erfolg, die sich auf das Niveau der Rezipienten hinunterbegeben und ihnen das Gefühl geben, ebenso zu fühlen. Ihr seid anders als die, die eure Sachen kaufen oder anschauen, ihr wißt gar nicht, *wie anders*.“

„Das glaube ich nicht“, antwortete Moritz scharf. Er mochte den Gedanken, etwas Besonderes zu sein, nicht. Genau diese Art, mit der sie dieses Anderssein beschreibt, von ihrer Seite aus, von der anderen Seite aus, *erzeugt* dieses Anderssein. Der einzige Unterschied, den ich sehe, ist, daß ich nicht imstande bin, mich für die normalen Dinge wie Geld und Autos auf normale Art zu interessieren...? „Es ist eher eine Frage von *Arbeitsteilung*, die sich ganz prosaisch vollzieht: Die einen nehmen das Fühlen, Spinnen und das Risiko auf sich, die anderen den Rest. Ach, Blödsinn. Ich weiß es nicht.“

In diese geistige Ebbe kam Ivo mit fünf Kaffee auf dem Tablett und setzte sich kurz dazu. „Sing uns ein Lied!“, bat Mark.

Er begann und nach ein paar Takten setzte Frantisek ein. Frantiseks Stimme schwebte zart und hell über Ivos Seefahrerbaß wie eine Möve über dem Meer. Der Raum verwandelte sich in eine dunkelgrüne Wasserlandschaft, über die der Wind mit Gewalt seine Spuren zog.²

swobodu konzumentum
svobodu s konzumem
jsem kostkou ve hre
rozhoduji kdy padnu
nemuzu sam vyhrat
kdo ja jsem? kdo?
konzument.
swobodu konzumentum
svobodu s konzumem

Moritz fröstelte, die Lampe über dem Tisch blinkte kurz auf und erlosch dann. Der Papiersessel sank still zu Boden. Keiner bewegte sich, bis das Lied zuende war und Ivo in seine Küche zurückschlurfte.

Moritz begann zu dichten: „Zum Wirt sage ich: He Leute!
zahl in Tränen statt Schillingen heute!“

Michele fuhr fort: „Auf Achtelgläschen verteilt,
frisch gesoffen und frisch geheult.“,
drauf Ivo von der Bar herüber: „Nein bitte, sagt er erschrocken, nicht!“ und drehte das Licht ab.
Michele: „(Wechsel vom Schummer- zum Neonlicht)“
Mark nach kurzer Denkpause: „Der Keller geht über, die Fässer sind voll
Ehrlich. Keine Ahnung, wohin das noch soll.
Herr Wirt, ich hab nix mehr.“, und Moritz machte das finish: „, sag ich,
außer meinen Tränendrüsen und mich,
also: Auf Wiedersehn! Meine Verehrung!“,
geflüstert: „(Ich hab genug von eurer traurigen Währung!,
schimpft Ivo hinter mir her,
aber das hör ich schon nicht mehr.)“
Maxine und Frantisek klatschten, aber zahlen mußten sie doch.

Ein weiteres Gespräch zwischen Moritz und Felix, das so nie statt gefunden hat aber stattfinden *hätte können*:
„Die Küchen der meisten Restaurants darf man nicht betreten, wenn man sich die Mahlzeit nicht verderben will.
Dieses Berufsgeheimnis der Köche hüten auch die Künstler in ihrer Kunstküche.“
„Morzchen, sprich dich aus.“, läßt Felix die Lider zum Schlafzimerblick sinken.
„Ich weiß, wieviel *zufällig* passiert. Aus dem Zugfenster ein schneller Blick auf eine Werbetafel, ein
drogenbeleuchteter Witz unter Freunden, ein Mißverständnis, ein Fehler... und selten eine bewußte kontrollierte
Schöpfung, wie immer nach außen suggeriert wird.“
„Schau, Morz, ich sehe das so: Die Phantasie und das kreative Element...“, bei diesem Ausdruck verzog Moritz
schmerzlich das Gesicht, und Felix lenkte ein: „...sind wilde Mutationen. Und dann stürzt sich das
kunsthistorisch gebildete Bewußtsein wie grausamer Darwinismus des Lebens darüber und sortiert die
überlebensfähigen und die schlechten Ideen, züchtet aus sauren Spinnereien köstliche süsse *Werke*, läßt die
erfolgreichen Mutationen sich weiter vermehren.“
„Flix, da erzählst du mir nichts Neues. Mein Problem liegt aber darin, daß die Tatsache, daß der Nährboden der
Kunst das *Chaos* ist, wie ein Zaubertrick geheim gehalten werden muß. Nein, nein, statt dessen wird Mythos
gesponnen und Geniekult gebetet.“
Felix rügt: „Schon wieder destruktiv gedacht! Und falsch! Verfolgungswahn!“
Moritz rülpst: „Entschuldigung.“
„Habe ich dir vom Schweizer Signer erzählt? Ich habe einen Dokumentationsfilm über ihn gesehen, der ihn auf
seinen Reisen begleitet, auf denen er seltsame Kunstwerke macht, manchmal spontan, manchmal geplant, so gut
wie immer ohne Publikum. In erster Linie arbeitet er mit Sprengungen, anders aber als amerikanische
Sprengmeister, und diversen Schußgeräten, Fernsteuerungen etc, aber auch ganz einfach, mit viel Humor, und
romantisch. Diese Art von Kunst, die sich selbst nicht mehr so nennen will (den ganzen Film lang leugnet er,
Künstler zu sein), wandert an den Grenzen zwischen allem und gewinnt gerade darin. Solche Kunstwerke
begegnen dir mitten in der Welt, außerhalb der Galerien. Übrigens: er lebt davon. Ich werde versuchen, das
Video für dich aufzutreiben. *Außerdem* mißachtetest du die Leistung und die Ausmaße der Selbstzensur und -
kontrolle, die eine Arbeit meist weit mehr prägen als die erste Idee, die du so gerne *zufällig* nennst - auch so ein
typischer Morzscher Irrtum.“

Moritz, entkräftet, aber stur: „Kann sein, daß es Intelligenzbestien wie Signer und Monsieur Flix gibt, aber die Heerscharen der Künstler, die die Welt überziehen, verkaufen unreflektierte Zufallsergüsse als geistige Meisterleistung.“

Felix' mitleidiges Lächeln ist Antwort genug, um Moritz weiter zu reizen: „Oft überlassen sie sogar das den Kritikern, diesen Parasiten, die schamlos Theorien an den Haaren herbeiziehen, kraut-und-rüben-querfeldein *interpretieren*, um selbst ein wenig mit ins Rampenlicht zu geraten.“

Zärtlich sinniert Felix: „Scheinwerferlicht... das Morzsche Problem schlechthin. Ich erinnere mich an ein schwedisches Kinderlied³, hör zu!“ und er rezitiert:

„En strålkastare på starnorna! At lysar up starnorna.
En strålkastare på moners! Och på alla düstra hörnor
universums, solens och planeternas!
Okända flygarde Objekt ut ur svarta hål
och andra mörker. In i scenljuset med er!

En strålkastare på himmlen! Och bakom de blå!
En strålkastare också på gud! Inte längre görmd
bakom moln, strålkranår och paradiser!
Ärkenglar och cherubimer, Jesuar, Mariear och heliga:
crasha mot mina sökarde strålkastare som myggor.“

Da Moritz aus Trotz nicht um Übersetzung bittet, bleibt sie auch dem Leser erspart.

„Was sehen Sie als die Zukunft des Buches bzw. des Schreibens?“, fragte der Experte, dessen Namen der shooting star sofort wieder vergessen würde, falls er sich zufällig daran erinnern sollte.

„Ich befinde mich in der Gegenwart.“

„Das bedeutet, daß man die Weichen für die Zukunft stellt.“

„Wenn man an Ursache und Wirkung glaubt, ja.“, gab der shooting star zu, „aber ich glaube, die Weichen stellen sich selten dadurch, daß man beschließt, Weichen zu stellen. Ich sehe das alles eher als eine große langsame und sehr träge Bewegung, die von so vielen getragen wird, daß man nicht erkennen kann, wer wieviel dazu beiträgt und ob überhaupt. So wie in einer Schafherde zum Beispiel. Viele ziellose Bewegungen, die von weit oben so aussehen, als hätte sie doch eine gemeinsame Richtung. Vielleicht gehe ich rückwärts, wenn man von der Zukunft zu mir herschaut, oder nach Nordosten oder irgendwas.“

„Nun“, belehrte der Experte, „In der Kunstgeschichte bzw der Literaturgeschichte hat es immer wieder Personen gegeben, die sehr bewußt den Lauf der Entwicklung gelenkt haben. In vollem Bewußtsein. Ich denke an...“, und er dachte an verschiedene stars der Vergangenheit und Gegenwart, mit denen der shooting star nicht in Verbindung gebracht werden wollte, weil er nicht erlöschen wollte und deshalb unterbrach er: „Das kann schon sein. Keine Frage, Sie sind da phantastisch informiert. Aber das interessiert mich nicht.“

Der alte Experte (58 Jahre alt) wußte, daß sich hier eine Grenze zwischen ihnen zog, die fast unüberschreitbar den Künstler vom Kritiker, den Akteur vom Beobachter trennt. Schlimmer noch: auch das Junge vom Alten, dachte er. Obwohl vom Verkehr zwischen Kunst und Kritik meist beide profitieren, kann man nicht von

Kooperation sprechen, eher von kaltem Frieden. Dieser junge Mann schien die Grenze dichtzumachen und sich auf kalten *Krieg* einzustellen. Prompt war er ein bißchen traurig, daß er selbst auf der anderen Seite gefangen war: „Was interessiert Sie?“

Das sind die böartigsten Fragen, dachte der Agent am Nebentisch, tun harmlos, sind Fallen.

Aber ein Profi hat eine Antwort parat: „Zu viel trinken. In der Straßenbahn die Verrückten beobachten. Mich blamieren. Meinen Freunden beim Singen zuhören, im Bett liegen, nicht alleine. Und so weiter. Und dann: das ganze noch verdoppeln. Auf Zeitraffer...“

Der Alte unterbrach ihn: „Also autobiographisch. Die Geschichten vorleben?“

Der shooting star antwortete ungeduldig: „Nein! Warum auch? Jeden Tag biege ich mit dem Rad an irgendeiner Kreuzung zum Beispiel links ab, an der ich auch hätte rechts fahren können. Oder geradeaus in die Mauer hineinkrachen und sterben, oder einfach stehenbleiben. Während ich weiterfahre, bin ich mir nie sicher, ob das wahr ist, daß ich links abgebogen bin oder ob es nur ein Traum ist, während ich in Wirklichkeit längst rechts unterwegs bin. Ich finde die Dinge interessant, die man *nicht* tut. Oft gibt es keinen Grund, warum ich so oder so entscheide. Diese Geschichten potenzieren sich bei jeder Entscheidungskreuzung. Beim Schreiben verfolge ich eine Spur, die ich *nicht* gegangen bin. Was mir nicht passiert, aber hätte passieren können, wenn alles anders wäre. Der Himmel grün, die Kurve rechts. Also das Gegenteil von autobiographisch.“, er schüttelte den Kopf: „Außerdem können Sie doch nicht im Ernst annehmen, daß ich wie Zuper Billu bin. Zuper Billu würde kein Wort mit Ihnen reden.“

Der Experte, der *Zuper Billu checkt... etc* gelesen hatte und als literarisches und soziologisches Phänomen durchaus interessant fand, mußte zugeben, daß das sicher stimmte. Aber Zuper Billu war eine Figur dieses jungen Mannes, der sehr wohl mit ihm redete. Die Frage ist eigentlich, befand der Experte, ob dieser Zuper Billu auch interessant wäre, wenn ihn niemand zu einer literarischen Figur gemacht hätte, der selbst anders als Zuper Billu war, oder wenn Zuper Billu *einfach nur wirklich lebte*, irgendwo in Tscherkessien.

„Wäre Zuper Billu ein Freund von Ihnen, wenn er lebte? Würde Sie ihn mögen, wenn Sie ihm begegneten? Und würde er Sie mögen?“

Der shooting star dachte nach oder der Experte dachte, der shooting star denke nach oder der shooting star dachte, der Experte denke, er würde nachdenken. In Wirklichkeit wußte er, daß sie sich nicht begegnen könnten. Zuper Billu war für ihn der EntwederOderGeist.

Er antwortete: „Wenn ich in der Straßenbahn säße, in der auch Zuper Billu fahren würde, würde die Straßenbahn zugleich in zwei Richtungen fahren. Ich würde vorne, gleich am ersten Sitz hinter dem Schaffner sitzen und über seine Schulter schauen...“, er unterbrach sich selbst und bog in eine Seitengasse ab: „Wissen Sie, daß es in der U-Bahn auf dem Amaturenbrett einen roten Knopf gibt, auf dem *Totmann* steht und einen gelben für *Unfall*. Wenn ein Selbstmörder vor den Zug springt und der Fahrer ihn wie einen Alptraum unter der Zugschnauze verschwinden sieht, völlig geschockt und in Panik, wenn er das spezielle Krachen hört, braucht er nur diesen Knopf zu drücken und sich zurückzulehnen. Alles weitere übernimmt der Zug. Der bremst, gibt Alarm, ruft Polizei, Rettung, Feuerwehr, schaltet ein Band ein, das im Einminutentakt behauptet: *Wir entschuldigen uns für eine kleine technische Störung. Der Betrieb wird in Kürze wieder aufgenommen...*“

„Straßenbahnen scheinen Sie zu faszinieren?“

„Ja. Und U-Bahnen.“

„Und Busse?“, idiotische Frage in einem idiotischen Gespräch, dachte der Experte.

„Ja, auch Züge, Flugzeuge, Schiffe.“, antwortete der shooting star, der Gefallen an dem Gespräch fand, „Ich mag

's, die Verantwortung beim Einsteigen abzugeben und aufs Ankommen einfach zu *warten*. Ich schreibe viel in der Straßenbahn. Am liebsten in Linien, die im Kreis fahren. Das ist, was ich vorher sagen wollte: Wenn ich in der Straßenbahn sitze und nur aus dem Fenster schaue, tut Zuper Billu und irgendein anderer etwas Aufregendes. Wenn ich aussteige und etwas erlebe, schlafen sie wieder ein. Ich schaue aus dem Fenster und tue nichts, weil der Fahrer vorne alles für mich tut und zapp! springen die anderen Möglichkeiten auf...“ Bin neugierig, was er damit anfängt, dachte der shooting star, der ausschließlich zuhause am computer schrieb, hämisch.

Nach einer Weile meinte der Experte: „Ich glaube Ihnen das nicht.“

Moritz war überrascht und lachte: „Sie sind nicht blöd, würde ich sagen.“ Er sah sich im hellgrau-beigen Raum des Instituts, der den Charme einer Notaufnahmestation hatte, um und fragte dann: „Gehn wir ein Bier trinken?“

Der Experte freute sich.

Weniger erfreut war der Agent, der längst nach Hause wollte, andererseits das Gefühl hatte, den shooting star nicht allein lassen zu dürfen. Den Experten sah er als grausamen Erzengel, der aus dem Himmel der größten dt.-sprachigen Literaturzeitschrift und anderen Himmeln des dt. Journalismus Vernichtungsblitze auf den Ahnungslosen niederschmettern konnte. Und würde! Würde, wenn man nicht schlichtend eingriffe und rettete..., entsetzte sich der Agent: Dieser Esel redet von Straßenbahnen statt vom nächsten Buch, von dem er bereits lebt wie eine Made im Speck! Er rutschte nervös auf seinem Sessel hin und her, aber er hatte nicht die richtigen Worte, um sich einzumischen.

„Was schlagen Sie vor?“

„AluminiumBar?“

„Nun, ich vertraue Ihnen. Ich kenne mich hier nicht gut aus.“, entschuldigte sich der Alte.

Moritz lachte: „Auch wenn Sie sich hier auskennen würden, würden Sie die AluminiumBar vermutlich nicht kennen!“

Der Experte bemühte sich, *nicht* zweifelnd dreinzuschauen, „Klingt interessant.“, und er rückte seinen Borsalino zurecht, über den er Moritz eine interessante Geschichte hätte erzählen können.

Die AluminiumBar ist gelb und braun, orange und schmutzig, die gewölbten Wände von Rauch und Dampf vieler Jahrzehnte ockerfarben vergilbt. Von Aluminium keine Spur. Die Bar hat ihren Namen vom Platz, in dessen Mitte sie trohnt, wie sie wirklich heißt, weiß nicht einmal Ivo. Der Aluminiumplatz ist ein gewaltiger Kreisverkehr, der Tag und Nacht in fünf Spuren unaufhaltsam strömt. In der Mitte des runden Platzes, die sich aus dem zumutbaren Radius für durchschnittlich 80kmh ergibt, steht ein hohes rundes Lusthaus. Früher einmal muß es ein Palast für Vergnügen aller Art gewesen sein: ein Casino anfangs, ein teures Restaurant für die Kriegsgewinner, ein Tanzpalast, ein Cafe, später ein Puff. Heute sind die Platanen rundherum zu hoch und die wildwachsenden Buchsbäume zu dicht. Man sieht die gelbgraue Kuppel nicht mehr, wenn man im Adrenalinstoß der Geschwindigkeit von Spur zu Spur vorbeiwechselt, Luxus und Lust sind vergessen. Die einzige Ampel, die bereit ist, Fußgänger auf die Insel zu lotsen, ist arrogant und fast immer rot. Nur wenige Leute machen sich die Mühe, die fünf Spuren des reißenden Flusses zu durchqueren.

Um diese Zeit war die Bar noch leer, trotzdem nicht besonders still. Ein Radio kämpfte ohne Hoffnung gegen ein swTV, und die wenigen, die im großen runden Raum gleichmäßig verteilt saßen, unterhielten sich über die Tische hinweg miteinander. Der shooting star, sein *Gast*, als der sich der Experte hier empfand, und der Agent wurden begrüßt, als hätte man auf sie gewartet. Felix war da, der weiße Charles, die onlineSchwestern und Frantisek, Zita, Kaspar und die Alten sprachen über afrikanische Winde und amerikanische Filme, verschmierten die Tischtücher mit Bier und Fett, und tranken sich in die Morgenstunden hinein. Der Experte war begeistert. Im

Laufe des Abends entpuppte er sich als ein Mann, der schon auf dem Weg zum Klo sein Hosentürl aufmacht und Moritz entpuppte sich zum Erstaunen des Experten als ein Mann, der keine shooting star-Antworten gibt, wenn man aufhörte, ihn zu interviewen.

Im Bewußtsein, daß der Experte am nächsten Morgen alles vergessen haben würde, gab Moritz, illuminiert, seiner blümeranten Ader nach, er sagte Sätze wie:

...um schreiben zu können, muß man sich im Taumel fast unerträglicher Spannung befinden, so vielleicht, als würde man ein Konzert hören müssen, ohne sich vorher am Klo erleichtert zu haben....

...am besten in der Nacht, weil ich nur in der Stille das Flüstern höre, das in meinem Kopf unaufhörlich damit beschäftigt ist, die permanente Bautätigkeit und Aufräumungsarbeiten zu kommentieren...

...meine Freundin hat mich verlassen, sie hat lila Augen....

...natürlich wäre ich gern Zuper Billu, das wollten Sie doch hören, ihr wollt mich ja immer analysieren und gleich therapieren. Ich habe diese Psychoscheiße satt! Natürlich hat, was ich mache, mit mir zu tun. Aber die Texte sind babies (OTon Felix), die abgenabelt sind. Punkt. Wissen Sie, was ein Freund zu mir gesagt....

...meine Freundin schminkt sich ihren Mund braun, kußeht, schreitet wie ein russischer Soldat, grinst wie eine Löwin...

Nach einer durchzechten Nacht und einem durchschlafenen Tag ißt Moritz gern am Boden vor seinem computer Spiegeleier mit Salat. Was ißt ein shooting star? Ißt persische Lammkeule mit Berberitzen im Basmatireis. Ein shooting star sitzt neben einer schönen Frau mit silbernen Augen in einem fabelhaften, gut besuchten Restaurant. Völlig gelogen wäre aber die Behauptung, ein shooting star sei immer glücklich.

Moritz dachte Mink. Ihm fiel ein, daß er nicht wußte, was sie machte, wenn er nicht bei ihr war. Wie schaut Mink aus, wenn sie liest? Warum habe ich mir das nie angeschaut?, fiel er in ein tiefes dunkles Schlagloch, das er sich selbst gegraben hatte, hoffte, daß diese Frage *bitte bitte* nicht unbeantwortet bleiben würde. Um sich auf diese Hoffnung konzentrieren zu können, entschuldigte er sich bei Maxine und ging aufs Klo.

Am weißmarmorisierten Klo, von dessen Klobrillen man ebenso hätte speisen können, schnitt er sich im Spiegel Fratzen, schaute sich tief in die Augen, robbte sich über das vertraute Feld. Dunkle Ringe unter den hellen Augen, vereinzelte verschiedenfarbige Barthaare, die dem nachlässigen Exekutionskommando am Vortag entgangen waren, rote Flecken auf der linken Wange, einen bei den Frauen beliebten Mund, den er selbst Zuper Billu als *grinsverdächtig, arrogant und gesalbt* untergeschoben hatte. Zuper Billu, der nie grinste, hatte eine Narbe am Mundwinkel, die alle glauben ließ, er grins zynisch, sardonisch, ironisch, verächtlich, je nachdem, was die anderen gerade am meisten fürchteten. Das brachte Zuper Billu ständig in Gefahr oder in sonderbare Situationen - ihm, Moritz, nur Komplimente von Frauen. Das Gesicht gehört mehr den anderen, die es sehen müssen, als mir, dachte er und verließ das Klo vor einer lady, die verwirrt zurückwich und ins Männerklo tappte. Maxine fragte ihn: „Hast du dir schon einmal in die hohle Hand geschissen?“ und „Wärst du lieber stumm oder taub?“ und „Welche Fingerstellung würdest du wählen, wenn du eine steife Hand hättest?“ usw. Solche Fragen stellte er lieber selber und die Antworten sind nie so interessant, daß man zuhören möchte. Er betrachtete ihren Hals und wußte, daß es ihn langweilte, diesen schönen langen Hals zu betrachten. Maxine ist nicht langweilig, und langweilt mich trotzdem, wunderte er sich, was ist der Unterschied zwischen Maxine und Mink? Im *Interview, MTV* oder *The Face* würde Maxine, die Kapitänin, viel toller wirken als Mink, russische Verwirrung. Mink provoziert auf der Straße eher Staunen als Bewunderung, während jeder Mann hier sofort mit mir tauschen würde. Mink redet wenig, lacht nicht (grinst nur), bewundert mich nicht, ist streng und kapriziös... die Liebe ist

sehr kompliziert.

„Hast du eines meiner Bücher gelesen, Maxine?“, fragte er.

„Vielleicht, ein bißchen.“, log sie, „Nett.“ Natürlich hatte sie beide Bücher gelesen und fand sie cool. Außerdem fand sie es cool, cool zu sein und nicht zuzugeben, was sie cool fand. Zugleich fand sie sich selbst uncool, daß sie etwas cool fand. Das Leben ist sehr kompliziert.

Unter der Wirkung einer ausgeklügelten wärmenden Mischung von Bier, Slibowitz, Eierlikör und persischen Rülpsen taumelte Moritz ein paar Stunden später durch die Straßen. Die eiskalten Rachebeleidigungen von Maxine noch im Ohr, zog er durch den frischfallenden ersten Schnee die Route an seinen Lieblingsplätzen vorbei, ohne irgendwo stehenzubleiben und einzukehren. Eine halbvolle Wiskyflasche, die er aus einer Künstlerbar stibitzt (gestohlen?) hatte, gluckerte rhythmisch in seinem Rucksack und gab ihm das Gefühl, autonom zu sein. Der Weg führte ihn langsam vom Zentrum fort durch die Villenviertel, die ausgestorben im Dunkeln lagen, aus der Stadt und langsam aufwärts, auf einen der kleinen Hügel, zwischen denen die Stadt gefangen liegt. Mit jedem Atemzug trieb das Gehen alle Gedanken aus seinem Kopf und löste die Knoten. Die Straßenlaternen verebhten nach und nach, tauchten nur mehr sporadisch als gelbe Kreise aus dem orangen Leuchten des Schnees, in dem sich der braune Himmel über der Stadt spiegelte, und die Kälte kämpfte mit dem Alkohol um Moritz' Gunst.

In einer Schneewehe lag ein dunkler Sack. Ein nackter Fuß ragte grau aus dem Weiß heraus. Nachdem der erste Impuls wegzulaufen unterdrückt war, drehte Moritz den schweren Körper herum. Ein nasser Faden rann aus der Nase: ein gutes Zeichen. Ein Röcheln, ein Wimmern: ein sehr gutes Zeichen. Moritz packte das starre Ding, das wie ein Fuß aussah, und schleifte den Sack daran ein paar hundert Meter den Weg zurück bis zur letzten Villa, an der er vorher vorbeigekommen war. Erschöpft lehnte er sich an die Klingel, keuchte: „Ein Notfall“, in das Summen der Sprechanlage und hielt das Gesicht *hoffentlich nicht zu verwehrlost* in die Überwachungskamera.

„Der Mann ist dort vorne im Schnee gelegen, ist schon ziemlich ausgekühlt. Können Sie bitte die Rettung rufen!“ Moritz war stolz, daß er das so souverän herausbrachte, als wäre er in einer Ärzteserie aufgewachsen. Die Silhouette an der Tür antwortete heiser, aber ebenso gekonnt: „Sofort. Ich helfe Ihnen, den Mann hereinzutragen.“...übrigens, „Es ist nicht der erste heuer. Da oben,“, unbestimmte Geste, „ist ein Gasthaus. Zum Linken Bruder.“ Sie keuchten zusammen über die Treppe beim Eingang und ließen den Körper auf den Teppich im messingfarbenen Vorzimmer fallen, so klassisch neureich wie die Frau und der Arztfilm, in dem er sich befand. Sie hatte etwa fünfzigjährige rote Fingernägel und Lippen und statt Haut Makeup. Plötzlich fiel Moritz auf, daß er vor Müdigkeit weiche Knie hatte, er versuchte zu rekonstruieren, wie lange er gegangen war... es mußte sehr spät sein, drei Uhr vielleicht. „Wie spät ist es?“ „Halb vier“, antwortete die lady ungerührt und begann, den Körper aus den Kleidungsstücken zu schälen. Moritz staunte, wie zerstört ein Körper noch immer funktioniert und wie friedlich er selbst in seinem harmlosen Leben wie in einem Wickelpolster steckte, bewunderte, wie souverän sie den verwüsteten rotblaugefrorenen Körper mit ihren Ladyhänden herumhievt, fühlte sich nutzlos und lächerlich und fragte: „Kann ich Ihnen helfen?“ „Ach nein.“, antwortete sie freundlich, „Ich war früher Krankenschwester.“ In der Wärme begann der Körper zu stinken. Von der weißlichen Mitte verdunkelte sich der Körper gegen alle Enden hin, am dunkelsten, fast blau, die Füße. Die Zehennägel wuchsen krumm um die Zehen und überall bohrten sich brandige Trichter in die Tiefe. Ekelgrün wie der erste Schimmelhauch auf einer im Wasser aufgequollenen Quitte, Ekelbraun wie ein zertretener Regenwurm in Hundeurin, Gelb wie hochgerotzter 80%Rum, Grau wie die Blässe einer Fieberattacke, Ekelschwarz wie der

Stumpf eines Raucherbeines. Aber ihre Selbstverständlichkeit verwischte jeden Ekel.

Dann saßen sie allein im Haus. „Wollen Sie noch einen Tee, etwas zu essen? Sie schauen auch nicht gerade gut aus.“, bemerkte sie kritisch, „Wie alt sind Sie?“ „Sind Sie Student?“ etc. Moritz räkelte sich wohligh in den Antworten und hoffte sehr, daß sie noch nicht von einem Taxi anfangen würde. Sie hoffte dasselbe und deshalb fanden beide den Tee *sehr gut*, das Alkoholismusproblem und Obdachlosigkeit *sehr interessant* und verhielten sich, als sei es *ganz normal*, um 4 in der Nacht am Stadtrand Konversation zu betreiben.

„Schriftsteller?“ wiederholte die lady mitleidig. Moritz war überrascht. Mitleid hatte er schon lange nicht mehr erregt. Mitleid wieso?

„Und von was leben Sie?“ Aha, und ohne nachzudenken, log er: „Jobs“, katapultierte sich zwei Jahre zurück: „Kugelschreibertester, Videoverkäufer, wandelnde Plakatwand, Schießbudenmonteur, Verschiedenes, alles.“

In klassischer Mütterlichkeit strebte sie sofort in die Küche und rief: „Sie sind sicher hungrig. Ich richte Ihnen eine Kleinigkeit!“.

Als sie mit einem Tablett voller Köstlichkeiten a la Hummermayonaise, Muschelsalat niçoise, herzförmigen Pastetenschnittchen etc. zurückkam, fragte Moritz: „Sind Sie immer in der Nacht munter?“

„Nein. Ich wollte auf meinen Mann warten.“, und als Moritz verlegen den Mund hielt, „Er ist nicht nach Hause gekommen. Er hat eine Freundin.“

Moritz sagte: „Oh.“ Oh ist zuwenig, deshalb hängte er noch an: „Es ist nicht sehr klug von ihm, Sie alleine zu lassen.“ Scheiße!, ist es denn nicht möglich, irgend etwas Nettes und Normales zu sagen?, schämte er sich und stammelte: „Sie sind unglücklich.“, zwischen Frage und Vermutung.

„Ja.“ Faktum. „Mein Mann hat seine Leidenschaft für junge Mädchen entdeckt. Zur Zeit laboriert er an einer Affäre mit der Tochter meiner besten Freundin. 17 oder 18.“ Moritz wußte nichts zu sagen. Sie fuhr fort: „Ich werde ihn nie wieder heil zurückhaben. Am liebsten würde ich hier fortgehen.“, sie lächelte, „Aber wohin. Ich weiß nicht, wohin. Er spricht nicht mit mir, er antwortet nicht.“ Die Resignation war stärker als die Traurigkeit, und schlimmer! „Ich bin zu alt, um neu anzufangen. Ich habe keinen Mut mehr.“, und sie legte ihren Kopf langsam zwischen die Hände und schloß die Augen.

Moritz wurde klar, daß er aus seinem Himmel in eine Hölle blickte, in der die Probleme, mit denen er kokett TürmchenBauen spielte, in Sekundenschnelle verdampfen würden. *Ich bin jung!*, dachte er erstaunt, und hab das fast vergessen! Jung genug, um alles anzufangen oder zu beenden. Ich habe Mut! *Ich kann gehen*, wohin ich will!, und während er ihr sanft über den Kopf streichelte, wünschte er sich sehr, er könnte ihr ein Stück von seiner köstlichen Freiheit schenken...

Zuhause fiel er angezogen auf sein Bett und in kurzen unruhigen Schlaf. Während sein Kopf die Eindrücke der Nacht sortierte, bearbeitete und in das Archiv der Erkenntnis einordnete, fielen folgende Träume dabei als Nebenprodukte an:

6Uhr34:

Er beugte sich weiter über das eisige Nirostageländer am Daches des Umspannwerkes und ließ sich die dreißig Meter vom Turm in eine Menschenmenge hinunterfallen. Er spürte noch hastig nach seinem Fuß greifende Hände, wessen Hände?, und dann nur mehr den kalten Wind, der ihn zwei oder drei Meter von der senkrechten Bahn auf die Erde ablenkte. Erst konnte er das Fallen genießen, zehn Meter lang, eine Menge Zeit zum Singen. Er schmetterte eine Hymme (4) in einer ihm unbekannte Sprache:

Pravo na glupost
zahtevam
pravo na idiotske greske, nikad vise nepopravljive propuste
zahtevam
pravo na izsmesljivost
besmislenost i propast
zahetvam
pravo na ruznost
ja zahetvam
pravo na glupost

Nach dieser einen Sekunde, in der Höhe von zehn Metern über der Menge, die ihm ihre Köpfe wie Gänseblümchen entgegenhielt, tauchte Panik auf und er faßte den Entschluß, nicht weiter zu stürzen, stoppte und blieb in der Luft wie auf einem gläsernen Stockwerk stehen. Hi!, wie die Queen von ihrem Balkon, hi!, grüßte er nach unten und das GänseblümchenVolk drehte die Köpfchen nach seinem Leuchten hin und her... Hi! nickte er hoheitsvoll und winkte hinunter, bis er zwischen den Gänseblümchen Mink entdeckte, ein MinkGänseblümchen. Hey! Ich komme runter, brüllte er, Mink, warte!....

Ein Röcheln, Kratzen am Rücken ...und 7Uhr55:

Moritz stand vor einem großen Haus, das er über und über mit Buchstaben und Zeichen beklebt hatte. Neben ihm ein paar Päpste und Generäle, denen er das Kunstwerk erklären wollte. Er plagte sich, verständlich zu machen, warum ein Haus, warum Buchstaben etc, aber keiner hörte wirklich zu und alle stellten konfuse Fragen, die es Moritz unmöglich machten, zum Punkt zu kommen. Er redete Stunden, redete Tage, Monate, wahrscheinlich Jahre lang, redete sich heiser, bis er plötzlich bemerkte, daß das Kunstwerk inzwischen zu einer Ruine verfallen war. Die Päpste und Generäle, die immer noch plappernd und unachtsam vor ihm standen, folgten seinem verwirrten Blick und empörten sich: Wo ist es denn?, na?, wo ist denn überhaupt Ihr Kunstwerk, Herr M...?...

Moritz stöhnte auf, ein blinder Blick auf den Wecker, und schnell Augen zu. 9Uhr24:

Mink duftete nach Frau, nach Meer und wildem Salbei in der Mittagssonne, überall auf ihrer Haut sprossen Gräser und ungezähmte Blumen, aus ihren Haaren floß ein schattiger grüner Fluß und Schlangen ringelten sich um ihre Füße. Moritz ging auf Mink spazieren und traf zufällig Zuper Billu, der einen weißen Lederanzug trug und schwarze Sonnenbrillen wie in einem B-movie. Hey, Zuper! freute sich Moritz und streckte die Hand aus. Auch Zuper Billu streckte seine Hand aus, leider war eine Magnum darin und Moritz fiel auf den warmen Rücken von Mink und verblutete zwischen der zwölften und dreizehnten Rippe...

Mark beim Frühstück zu Mittag im Café Nordstern: „Das Beste im ganzen Zuper Billu ist der Schlachtruf von Tucc: Tschechen, Tschuschen, Tschetschenen und Tscherkesser fressen, saufen und ficken einfach besser! Das habe ich vorige Woche an meinem Nazionkel ausprobiert! Er hat vor Wut sein Gulasch auf das Blümchensofa meiner Tante gespuckt.“

„Ist das der, der keine Beine mehr hat, seit er zwischen zwei parkenden Autos durchgegangen ist?“

„Nein, der andere. Der immer von den russischen Frauenbataillons erzählt.“

Moritz machte nur: „Ach.“, und das war Mark zuwenig.

Er interpretierte richtig und fragte: „Was ist mit dir und Mink?“

Moritz zuckte unglücklich die Achseln.

„Ruf sie doch an!“

Genervt, aber mehr von sich selbst als von Mark: „Erstens weiß ich nicht, wo sie ist und zweitens kann man Mink nicht einfach anrufen.“

Mark, der solche Probleme nicht kannte, verdrehte die Augen: „Du spinnst. Jede Frau kann man anrufen. Schau...“, er wühlte in der Pistolentasche an seinem Gürtel, fischte einen kleinen Zettel heraus: „Das ist die Nummer von Fanta, dort wohnt sie zur Zeit. Ruf sie an. Fanta will sie loswerden und Mink wartet ohnehin auf dich.“

„Das glaube ich nicht!“, klagte Moritz, aber hatte den Zettel und den Vorsatz schon in der Hosentasche.

Erst am späten Nachmittag rief er an. Als er ihre Stimme grantig: Hn? fragen hörte, hätte er vor Schreck am liebsten aufgelegt, „Ahoi Mink!“ Pause wie eine Mutprobe, „Wie geht’s?“ und so weiter, bis sie sich darauf einigten, sich in den nächsten 5 Minuten im Café Nordstern zu treffen.

In der Nacht lag Moritz lange lange wach und betrachtete die schlafende Mink. Ihre Wangen waren von der Wärme der Daunendecke, die sie als alte Deckenräuberin an sich gerafft hatte, gerötet und alle Kanten und Streifen schmolzen sanft und weich auf ein Engelsgesicht zusammen, das in einer Wolke kastanienbrauner Locken schwebte. Als er jeden Millimeter auswendig gelernt hatte, stand er auf und hockte sich im Dunkeln vor die Tastatur, die im Papierchaos am Boden lag, zog das Mäuschen unter einem Manuskript hervor und schrieb in das blaue Licht hinein: *Zuper Billus haubenbedecktes Ende. Heute ist das Ende des Käfers-am-Rücken. Eine Hand, die sich für barmherzig hält oder ein Schwung aus dem Irgendwo dreht ihn zurück auf seine Beine und er läuft und läuft und läuft...* und Moritz, glücklich, tippte und tippte und tippte...

„Über Zuper Billu werde ich nicht mehr schreiben.“, erwähnte Moritz vorsichtig, „*Vielleicht* schreibe ich *noch ein Buch*. Aber kein Zuper-Billu mehr“, Moritz betonte *Vielleicht*. Ein *Vielleicht* kann vieles bedeuten. Für Moritz hieß es: ja, logo schreib ich weiter, aber laßt mich inzwischen in Ruhe. Für den Agenten drohte dieses *Vielleicht* mit Komplikationen, stundenlangem Überredungsaufwand, finanziellen Einbußen, Terminkollisionen, Ärger... mit allem, was man sich als Agent nicht wünscht.

Blaß und klein stammelte der Agent: „Was soll da heißen? Was heißt: *Vielleicht*?“

„*Vielleicht* heißt *vielleicht*.“, Moritz fiel der alte Nonsens ein: In Wirklichkeit ist die Wirklichkeit nicht wirklich wirklich bzw. wenn du denkst, dann denkst du nur, du denkst, denn das Denken der Gedanken ist gedankenloses Denken etc und er baute daraus schnell: „*Vielleicht* ist *vielleicht* *vielleicht* oder *vielleicht* nicht *vielleicht* oder *vielleicht* *vielleicht* nicht oder *vielleicht* nicht *vielleicht* nicht...“, der Agent starrte ihn fassungslos an, während Moritz weitermachte: „Entweder-oder ist entweder entweder oder oder! Entweder *vielleicht* oder *vielleicht* nicht!“, kam in Fahrt, „Wenn du zweifelst, ob du zweifelst, dann verzweifelst du nur am Zweifel, denn das Zweifel am Zwei...“, doch als er die zusammengekniffenen Wutaugen bemerkte, bremste er abrupt. Achselzucken: „Ich habe den Vorschub gestern zurückgegeben. Und der Vertrag...“

Eine Explosion unterbrach ihn: „Was soll das heißen? Ich habe investiert, ich habe Zeit investiert, Energie!“ Vorschub zurückgeben! Schamlose Freiheit, schamlose Scheiße! „Bist du wahnsinnig, bist du vom E gebissen, übergeschnappt!? Um Himmels willen warum?“, usw. Manchmal ersetzt Herumschreien das Bewußtsein, und das beruhigt. Moritz wartete ab. Endlich fragte der Agent, der übrigens Friedel Fiedler heißt, viel leiser:

„Warum?“ und nun war es möglich zu antworten.

„Ich kann kein Buch schreiben, das ich schreiben *muß*.“, Moritz dachte kurz nach, versuchte sich an alles zu erinnern, was er die letzte Nacht gedacht hatte. „Bis jetzt habe ich alle Ideen zufällig in mir *gefunden*, als ob sie immer schon dagewesen wären, habe nur mitgeschrieben, was mir irgendein freundlicher Spaßvogel zu *meinem* Vergnügen diktiert hat. Im Grunde bin ich mein erster *Leser*.“, natürlich... „Natürlich ist gut, wenn auch andere ihren Spaß daran haben, natürlich ist es *Kommunikation und alles das*. Die Leser sind das Ziel des Buches. Gut. Aber die Leser können nie *Ursache* für die Texte sein.“ Der Agent schwieg. „Ich habe Angst, es könnte aufhören. Ich habe in der letzten Zeit zu viele Leute über meine Bücher reden gehört, die mich nicht interessieren und die über Zuper Billu reden, als gehörte er ihnen, obwohl sie, wenn sie ihm begegnen würden, schnell auf die andere Straßenseite fliehen würden. Inzwischen gehört er ihnen und sie haben seine Zukunft in der Hand!“, sollen die doch weiterschreiben!, dachte er.

Es ist so schwer, die rätselhaften Vorgänge des Erfindens jemandem zu erklären, der das nie getan hat. „Hast du einmal versucht, etwas zu schreiben?“

„Nie.“, war sich der Agent sicher.

„Aber in der Schule?“

„Ja, wahrscheinlich. Ich kann mich nicht erinnern.“

Moritz zuckte mit den Schultern, etwas verzweifelt, weil er so genau wußte, was er meinte, aber was aus seinem Mund kam, war lahm.

Also, Versuch Nummer zwei: „Schreiben ist nicht etwas, was *ich* im Griff habe. Sondern *es* hat *mich* im Griff. Und wenn ich mich nicht richtig benehme, ignoriert es mich, krieg ich nichts, keinen einzigen Satz. Mich gut zu benehmen, bedeutet zum Beispiel: viel alleine sein. Wenn mir jemand über die Schulter schaut, vertippe ich mich...“.

Versuch Nummer drei: „...der Kunstbetrieb ist eine Kastrationsfabrik, will mir den Schwanz abschneiden, mich einsperren und wie einen Kapaun sattstopfen! Ich habe die Lesungen satt, immer die gleiche Stelle, *satt* die gleichen Lacher an den gleichen Stellen. Ich fange auf der Bank an zu zittern, wenn ich unterschreiben muß, weil ich das Autogrammgeben *satt* habe. Ich habe die Puderquasten *satt*, die spotlights, *satt* die Literaturpäpste und ihre Heiligsprechungen. Ich habe *satt*, zu erklären, was ich *gemeint* habe. *Satt! satt!! satt!!!*“ (Psst, beschwichtigte der Agent)

Nummer vier. „Besser zu früh als zu spät *stop!* schreien: *stop shooting star lifestyle! stop Zuper Billu Zwang! stop Vergewaltigung durch Intellektuelle! stop Versuchung durch Dollars!*“,

fünf: „Combat! Combat pour la liberté, la fluidité e l' obscurité! Vive l' évacion! Kunst ist ein Pfeil in die Zukunft, der nur weit fliegen kann, wenn man ihn frei losschwirren läßt...“ etc.

„Einsamkeit ist eine Damenhandtasche, vollgekrant mit kleinen nutzlosen Utensilien, die gegen die Welt verteidigt werden, um sich gegen die Welt zu verteidigen.“

„Einsamkeit“, kontert Mink, „ist Langeweile, ist eine ewig fahrende, schwarzglänzende Gefängniszelle, Porsche genannt, während draußen in der Freiheit glückliche Paare die Gehsteige entlangflanieren. Einsamkeit ist ein Handy, das nicht läutet...“

„Genug! Ist ein eingezogener Bauch an der Straßenbahnhaltestelle, weil der Mann, der fünf Meter weiter wartet, herschauen könnte...“

Triumphierend: „Ist eine Uhr, die nach Büroschluß stehenbleibt.“

„Ach, das ist schlecht!“, wirft Moritz enttäuscht ein, „An was denkst du?“

„Ich denke an Männer, die allein in einer Bar lümmeln und zulange warten.“

„Bis die Frauen eingeschlafen sind, die den fünfzigsten Krimi zum zehnten Mal lesen!“

„Hey! Fünfzigste Krimis sind doch gut!“..... Kicherkuß

Das Spiel wird langweilig, aber es gibt noch Tausende andere Spiele, die gespielt werden müssen.

Ich kann mir so gut vorstellen, wie es sein wird, daß ich mich bereits daran erinnere....

Capitaine Future

aus der Reihe Bestellte Literatur

Da alles möglich ist, ist das die Wahrheit, wo man sich aufhält. Wie es einen dorthin verschlägt, wo man sich festmacht, den Anker auswirft, in einer selbstvergessenen Geste wie der vom Horizont blinde Kapitän, scheint rätselhaft und klar zugleich. Sich aus den Möglichkeiten für eine Wahrheit zu entscheiden, sich vor allen auf eine Insel zu retten, eine der Milliarden Inseln zu bewohnen oder auch nur auf ihr zu rasten, macht daher Wahrheit erst möglich, ein seltsamer Zusammenhang, der so viele Kapitäne verloren auf Geisterschiffen am Meer treiben läßt, auf der Suche nach dem großen verschollenen Atlantis blind für die Inseln.

Nicht viel mehr als eine Insel ist die Liebe, ein festes Land unter den Füßen, voll von Früchten und Gefahren, einzig und fremd. Ich spreche nicht von der Sehnsucht, die uns als Abenteurer gegen den Horizont hetzt, uns Schiffe bauen und auf Wasser setzen läßt, von den in Sagen und Berichten der Heimkehrer beschriebenen Hoffnungen, hinter dem Meer das gelobte Land zu finden, ich spreche von der Liebe, die zum Körper wird, so wie die Möglichkeit zur Wahrheit wird.

Seltsame Zufälle sind es, in denen Inseln sich die Schiffbrüchigen und Strandenden aussuchen, unhörbare Sirenenrufe ziehen an Land, lassen an der Küste zerschellen, ödes oder fruchtbares Land oder süße Quellen entdecken.

Nach langer Fahrt, wenn viel von den Vorräten, die du auf die Reise mitgenommen hast, verbraucht ist, wenn Zweifel den Blick trüben, Luftspiegelungen auf der Meereswüste deinen Kurs verwirren, wenn du zwischen Wellenbergen Felsen vermutest, die nur deine Befürchtungen sind, wenn dich die Leuchttürme deiner Wünsche narren, oder wenn du an hundert Inseln, eine prächtiger als die andere, lustlos vorbeigetrieben bist, dann wird eine Insel plötzlich da sein wie ein Befehl, als Befehl des Zufalls: hier gehst du an Land, wie von selbst fällt der Anker, sinkt in die dunkle Tiefe unter dir, hakt sich in den Grund, den du nicht kennst, und du gehst an Land. Du bist bereit, alle anderen Möglichkeiten zu verlassen, und betrittst die Wahrheit, ohne zu wissen warum.

Was findest du?

Eine Insel, die leer gewesen ist ohne dich. Festgesetzt im großen Wasser, Wasser rundum bis zum Horizont, kaum etwas sichtbar außer den Möven, die von Insel zu Insel und mit den Schiffen ziehen, weiß nichts außer Horizont und Meer, ist immer gewesen und wird immer sein, nicht zu leugnen und doch niemandem bewiesen, ist, aber weiß es nicht. Die Zeit hat keine Bedeutung, weil die Bewegungen mit den Jahren im Kreis führen, so daß man nicht von Bewegung sprechen kann, nur ein Puls der Zeit. Der Raum hat keine Bedeutung, weil als einziges Maß des Raumes der Raum maßlos wird.

Die Unruhe und die Erregung geht von den Schiffen aus, die die Möven mitbringen und Schwärme gieriger Aasfische, manchmal Schwaden von Teer und Öl an die Strände treiben. Aber die Schiffe füllen auch die Leere des Horizonts, stellen sich darauf auf, demonstrieren das Wunder des Näherkommens, des Anwachsens, des Näherwachsens. Die Insel spürt den Anker an ihren Füßen und das Leben, das sich über sie ergießt, mit neuen Samen, neuen Tieren, neuen Geräuschen breitest du dich über sie aus und sie nährt dich oder verweigert sich, süße oder bittere Wahrheit für dich, der sie gefunden hat.

Wenn ich von der Liebe spreche, spreche ich von der Wahrheit. Eine Insel ist kein Traum, ihre Bedingungen sind klar: der Boden hat die und die Beschaffenheit und unverrückbar lagert sie an ihrem Breitengrad, fest aufgefädelt an ihrem Längengrad, eingespannt in das Netz der Wirklichkeit. Die Zahl ihrer Gipfel ist gezählt, die Wahrheit läßt sich nicht beugen: entweder du ankerst oder du treibst weiter, aber dein Wünschen macht aus der Insel nicht Atlantis, und deine Insel ist eine aus tausenden, nicht tausend.

Die Zahl der Wahrheit ist eins.

Oder.

Ein Beispiel.

Capitaine Future winkte im Traum vom großen Schiff zu mir herunter, wo mein kleines Ruderboot in den Wellen seines Kielwassers schlingerte. Ach Capitaine! hörte ich mich rufen, bevor ich mir auf die Zunge beißen konnte. Manchmal denke ich ein Ach, aber fast immer ist es nur eine Hoffnung, ein Gefühl könnte sich meiner bemächtigt haben. Auch diesmal war es die Laune einer Sekunde und ich ließ das Tau, das er mir zuwarf, im Wasser liegen und ruderte weiter. Ich überließ mich dem Rhythmus und leerte mein Bewußtsein, um an die andere Wirklichkeit zu kommen, die aus Farben und Bewegungen besteht, vielleicht auch noch aus Tönen. Ach, dachte ich und diesmal galt es mir und war nicht nur eine Laune, mir selbst bin ich in Liebe und Haß verbunden, das läßt sich nicht umgehen.

Capitaine Future war inzwischen wieder am Steuer, dachte über den Kurs und das Auslaufen nach und hatte das kleine Ruderboot längst vergessen. Das Schiff war groß, schwer zu manövrieren, schwer beladen, die Mannschaft schwer zu führen. Der Capitaine hatte auf dieser Reise gelernt, das Denken zu lassen, er empfand nur mehr die Notwendigkeiten des Momentes, die wie klare Spiegelbilder von großen Bergen hinter ihm standen und die es vor sich zu lassen galt. Ohne echte Orientierung schraubte sich das Schiff in Capitaine Futures Vorstellung durch die spiegelverkehrte Welt, als gäbe es kein verbindliches Rechts, kein Links, kein Vorwärts, kein Unten und Oben mehr, sondern nur ein Rückwärts, rückwärts ans Ziel.

Erst Jahre später traf ich Capitaine Future wieder, in einer kleinen deutschen Stadt, die man ohne Stadtplan und Interesse bereist, wenn man dort zu tun hat, und sonst gar nicht. Wahrzeichen waren schnell besichtigt, das Essen sonderbar säuerlich, Einsamkeit nicht zu vermeiden. Am letzten Abend dieser Reise standen wir uns plötzlich gegenüber und sofort erinnerte ich mich an das Ach, das ich damals am Wasser so schnell zurückgenommen hatte und es war nicht zu überhören, wie es in mir murmelte: ach, ach, ach. Wieder sagte ich: Ach Capitaine! und er reichte mir statt dem Tau den Arm. Wir gingen in sein Hotel und tranken dort fast bis zur Bewußtlosigkeit, um zu müde und zu schwach zu sein für das, was uns beide ängstigte. Capitaine Future legte im Schlaf sein angewinkeltes Bein über mich und erfüllte mich mit großer Sehnsucht.

Ich will an dieser Stelle weder über meine noch über seine Haltung viel mutmaßen, wir blieben die nächsten Tage jedenfalls ständig zusammen und, obwohl wir unsere Angst nicht verloren, erzählten wir doch beide manchmal zu viel von uns, um einander so fremd zu bleiben wie wir wollten. Der Capitaine trank sehr viel, er hatte bis zu seiner nächsten großen Fahrt nichts zu tun und dieses Nichtstun machte ihm zu schaffen.

Ach, Capitaine, sagte ich, Trink nicht so viel, bleib wach, bleib bei mir. Dann lächelte er und drehte sein Glas, bevor er es kippte. Einmal trug ich ihn in sein Zimmer, nachdem er in der Bar eingeschlafen war und verließ das Hotel. Ich suchte mir ein anderes kleines Zimmer und dachte an den Bahnhof, der immer noch auf mich wartete. Als ich am Morgen wehen Herzens zum Zug ging, stand Capitaine Future plötzlich dort und sagte: Halt.

Ich wollte ihn nicht küssen vor all den Leuten, aber ich dachte tausend Küsse und tausend Umarmungen und konnte nur antworten: Ja.

Eine Woche später trafen wir uns in Marseille.

Am Schiff begann ich bereits nach einem Tag an der Reeling das Meer zu fürchten und weigerte mich wieder an Deck zu gehen. Ich bewegte mich zwischen meiner kleinen Kabine, der Bar und den Speisesälen, manchmal bevorzugte ich den Speisesaal der Passagiere, manchmal aß ich bei der Mannschaft. Nicht alle sahen es gerne,

daß mich der Capitaine an Bord genommen hatte, aber es war unumgänglich, die Mannschaft zu informieren, denn auf seinem Schiff mußte er immer auffindbar sein, auch wenn er nicht in seinen Räumen, sondern bei mir war. Die meisten aus der Mannschaft verhielten sich mir gegenüber distanziert, einige wenige feindlich. Sie sagten: Guten Morgen, Abend, Tag und Ciao, und dazwischen ließen sie Seitenblicke auf mir ruhen, wenn ich aß oder vorgab, zu träumen. Was denkt ihr?, hätte ich gefragt, was wollt ihr? warum schweigt ihr?, wenn es nicht so am besten gewesen wäre, denn so war ich allein, alleine mit dem Capitaine.

Mit den Passagieren verhielt es sich umgekehrt. Jeder einzelne von ihnen schien ein Geheimnis zu haben, von einem geheimen unergründlichen Anlaß zu dieser Reise getrieben zu sein, es gab Ehepaare oder andere Konstellationen, die das Mysterium ihrer Reise miteinander teilten, aber doch nicht weniger einsam dadurch. Das Warten, das die Reise aus der Zeit formte, erschwerte die Geheimnisse, täglich schienen sie zu wachsen und die Menschen, auf denen sie lasteten, niederzudrücken. Um jeden Preis galt es, sie zu wahren und doch konnte ich beobachten, wie sich ihre Träger gegenseitig umkreisten und einander in tiefer Sehnsucht, zu teilen, betrachteten. In dieser Gesellschaft fiel ich nicht auf und mein Geheimnis schien mir leicht, denn es war nur der Capitaine, der mich liebte und als einziges Geheimnis meines entwurzelten Lebens schien das so wenig zu wiegen, daß ich schwerelos über dem Boden hing wie eine Feder in warmer Luft. Glücklicherweise hatte mich niemand zum Umkreisen auserkoren und so konnte ich mich unbemerkt und frei zwischen den Passagieren bewegen, ohne daß sich jemand über mich Gedanken gemacht hätte. Nach dem Abendessen saß ich in der Bar, ich trank sehr wenig und langsam, saß still und wartete auf die Nacht.

Dann kam der Capitaine zu mir, beendete das Warten und wir stürzten ineinander, jede Nacht verloren wir den Raum. Ich öffnete nur selten die Augen und nur, um zu sehen, daß auch Capitaine Future die Augen geschlossen hielt, um das Schiff und die Gegenwart zu verlassen und sich herauszukatapultieren.

Daß ich in den Nächten wenig schlief, war gleichgültig, aber der Capitaine war von seinem doppelten Leben am Schiff sehr erschöpft, als wir im ersten Hafen einliefen. Dort beginnt meine Geschichte.

Als wir im Hafen einliefen, saß ich in meiner Kabine, die Wange an die kühle weiße Wand gelehnt, den Blick am Bullauge flach vorbei ins Leere gerichtet. Ich dachte an den Moment, in dem ich den Capitaine endlich umarmen würde können, endlich in diesem scheinbar endlosen Rausch mein zweites Leben immer wieder aufs Neue verlieren. Ich dachte an die vielfarbig hellen Bartstopfeln, an die zersplitterte Haut an seinem Hals, wenn er sein Kinn beugte, an seine müden Augen und schloß meine, um im Traum in seinem Mund zu versinken. Deshalb war ich wahrscheinlich die letzte am Schiff, die von dem Entsetzen berührt wurde. Erst einige Zeit nach dem Ankern spürte ich die Unruhe und beugte mich vor, um aus dem Bullauge zu schauen. Nichts schien das Gefühl einer Aufregung zu bestätigen, da lagen große Schiffe wie unseres vor Anker und hunderte kleine weiße Jachten und Fischerboote weiter hinten zersplitterten das Sonnenlicht: nichts als ein freundlicher Hafen im warmen Abend.

Als ich an Deck trat, um das Gefühl der Unruhe in mir auszulöschen, fand ich eine verstört hin und her treibende Menge in heftigen Gesten und Geschrei und in der Vermengung von Passagieren und Besatzung ein klares Zeichen absoluter Auflösung. Umsonst versuchte ich, Capitaine Future zu finden. Wir sind im falschen Hafen, schrie mir jemand ungefragt ins Gesicht und trieb dann weiter. Wir sind im falschen Hafen, dachte ich, der Capitaine hat einen Fehler gemacht, einen Fehler, doch ich wußte mit diesem Satz nicht viel anzufangen. Inzwischen war ich in den Sog der Menge geraten, die die Brücke hinunterrollte, selbst kräftige Schwimmbewegungen nützen nichts dagegen und letztlich fand ich mich am Kai. Capitaine, Capitaine, schrie ich in Gedanken.

Ich saß die ganze Nacht auf einem Stein und bewachte das Schiff. Die Menschen waren verschwunden, das Schiff und ich allein im Dunkeln zurückgeblieben.

Erst am Morgen, als ich fast aufgegeben hatte, kam der Capitaine mit grauem Gesicht näher, ich saß still. Ach Capitaine, und um den Schmerz zu ertragen, schloß ich die Augen, als könnte ich die Welt damit auslöschen. Er sagte den gleichen Satz: Wir sind im falschen Hafen, und wieder verstand ich nichts. Ich stützte ihn auf dem Weg zum Schiff und wir schleppten uns langsam über die Planken in die Kabine. Dort zog ich ihn aus und hörte ihm beim Einschlafen zu, bis auch mich der Schlaf umlegte.

Als ich die ersten menschlichen Geräusche hörte, stand ich benommen auf. Hafenarbeiter füllten den Kai mit routinierten Bewegungen und dem warmen Geruch von Brot, Kaffee und Alkohol. Den Spuren dieses Morgenduftes ging ich nach und bog in eine der schmalen Seitengassen ein, aus der die Männer strömten. Ich fand eine Bäckerei mit kleinen Tischen, ließ fremde Worte um meine Ohren schwirren, fragte mich nichts, bestellte mit Zeichen und aß wie im Traum eine kleine fette Süßigkeit. Daß ich den Capitaine verlieren könnte, war mir aus der Sammlung meiner Vorstellungen gefallen, seit er am Bahnhof: Halt! gesagt hatte, jetzt erschreckte mich mein Erschrecken mehr als die Tatsache seines Verschwindens, weil es das Ausmaß meiner Liebe exakt bestimmte und plötzlich, in der kleinen Bäckerei, leerte sich mein Leben und alles wurde dunkel. Ich zahlte mit Dollars und lief, ohne mich um das Restgeld zu kümmern, zum Schiff zurück, das noch unberührt dort lag, verlassen und abgesperrt. In tiefster Dunkelheit ließ ich mich vor der Brücke auf einer Seilrolle nieder und ließ mich vom Schlaf töten.

Am Morgen erfuhr ich alles. Wir waren auf der richtigen Route zum falschen Hafen gekommen. Irgendwo auf dem Meer schien sich der Raum verschoben zu haben, die Kompassse vielleicht gedreht oder die Sterne ihre Ordnung gebrochen, allen elektronischen und mechanischen Geräten zum Trotz eine Ecke in die Gerade gebogen. Der Hafen, den wir eigentlich anlaufen sollten, lag fünftausend Meilen zurück und unsere Reise zeigte sich als unbeabsichtigter Rekord der Schifffahrt. Niemand konnte glauben, was geschehen war, niemand wollte daran denken, außer dem Capitaine. Was glaubst du, fragte ich, aber er konnte nicht antworten, erzählte mir lieber von der zermürbenden Nacht beim Hafenmeister am Funk und von den Telefonduellen mit der Reederei, wo der Einfachheit halber Capitaine Future die Schuld gegeben wurde. Die Passagiere brachten sich auf Kosten der Reederei in den Hotels der Stadt unter, ohne die beunruhigende Erstaunlichkeit des Ereignisses ganz zu begreifen. Auch ich begriff nicht wirklich, oder hatte kein Interesse daran, denn ich war, wo ich sein wollte und hatte kein anderes Ziel als das erreichte. Aber er ahnte vielleicht schon vieles, denn er sprach davon, das Schiff im Hafen zu lassen und ein anderes zu chartern, um zur geplanten Route zurückzukehren, er war müde und ich sah Angst in seinen Augen. Mein Kuß aber füllte sie erst auch mit Einsamkeit.

Capitaine! Capitaine! hallte es in meinem leeren Inneren. Ich weigerte mich, mich zu bewegen, etwas zu tun und zu ändern, als würde meine Bewegung erst die Zeit, die ich festhalten mußte, weiterdrehen.

So blieb ich im Hafen. Nachts bewachte ich das Schiff, tagsüber lag ich auf Tauen, die lose gerollt am Kai lagen. Ich atmete Zeit, aß und trank Zeit, dachte nichts als Zeit. Nichts anderes durfte mich ablenken oder fesseln als die Zeit, die ich mit meiner Konzentration auf sie aufhalten und lähmen wollte, um sie zur Umkehr zu bewegen. Zum Capitaine sollte sie mich zurückbringen, ach, zum Capitaine Future in der Vergangenheit.

Die Männer am Hafen beobachteten mich aus den Augenwinkeln, keiner sprach mit mir, aber ich ahnte, daß es nicht mehr lang dauern konnte.

Tags darauf kam der Befehl, auf einer annähernden Route zurückzufahren, und in drei Wochen wieder auf dem ursprünglichen Kurs zu sein. Die Offiziere verständigten die Passagiere und die Mannschaft bezog ihre Posten, um für den nächsten Morgen alles klar zu machen. Das Schiff begann nach den zwei Tagen im Koma wieder zu leben und seine Organe fuhren fort, zu brummen, zu stöhnen und zu klappern. In dieser kurzen Zeit nach der Stille hörte ich erstmals das Eigenleben des Schiffes und seiner Eingeweide. Ich saß an Deck und lauschte an der Haut des großen Körpers, manchmal machte ich kleine Wanderungen durch die Blutbahnen, um einem neuen Geräusch nachzugehen und seinen Ursprung zu orten. Ich stieg in die Maschinenräume hinunter, ohne mich um die Blicke der Maschinisten zu kümmern, die sie sich empört zuwarfen, weil sie nicht wußten, ob sie sich dem Capitaine gegenüber erlauben konnten, mich wie einen gewöhnlichen Passagier zu behandeln. Ich wandte mich von ihnen ab und betrachtete die schweren Verbindungen und Anlagen wie man einen Vulkan oder ein schönes starkes Tier bewundert, so jenseits schien die Kraft und Sicherheit von menschlichem Einfluß zu liegen. Der Ursprung dieses gewaltigen arbeitenden Systems lag im Dunkeln einer urzeitlichen Geburt, zu komplex waren die Formen, um gedacht worden zu sein und die Oberflächen, von Lackschichten überzogen wie von einer weichen Haut, wild gewachsen. Aber auch die Mannschaft und die Passagiere gehörten auf geheimnisvolle Weise zum Organismus des Schiffes, sie fluteten rhythmisch in bestimmte Richtungen, gaben den Organen Impulse, stimmten in das Summen und Beben ein.

Der einzige, der nicht in den gemeinsamen Fahrtgesang einstimmte, war der Capitaine. Seit den Ordern aus dem Büro im Hafen war sein Gesicht wie versteinert und ich konnte nichts darin lesen. Er verteilte Befehle. Ich sah ihn nur von fern. Nachts blieb ich allein. Lange lag ich wach, aber ich wollte nichts verstehen. Wie hätte ich auch irgend etwas verstehen sollen! Jetzt, im Nachhinein, frage ich mich allerdings, ob nicht alles anders verlaufen wäre, wenn die Mannschaft von den Sorgen ihres Capitaines nicht so ungerührt geblieben wäre und die unerklärlichen Vorgänge nicht wie Schicksal hingenommen hätte. Vielleicht hatte der Wille des Schiffes bereits ihren eigenen ersetzt und sie sich dem ergeben oder sie trotzten noch ihrer Angst, etwas könnte sich dem Vertrauen widersetzen, das gewaltsam gegen die eigentliche geheime Überzeugung der Seefahrer steht - dadurch umso fester, als es auf so dunklem Grund schwankt.

Ein Schatten legte sich über mich und als ich aufblickte, standen drei vor mir und schauten mich an. Ob ich von diesem Schiff sei? fragte der jüngste französisch und deutete auf die verlassene Ruine, Ob ich Arbeit suche? auf jemanden warte? vervollständigten die anderen meine Auswahlmöglichkeiten. Was ist mit diesem Schiff passiert? Wo sind die Passagiere hin? Wo ist die Besatzung?, fragte ich im Gegenzug, denn plötzlich war mir klar, daß ich den Capitaine suchen mußte, statt weiter auf ihn zu warten. Sie schauten sich an, dann mich. Ungeduld packte mich, ich stand auf, um sie zur Antwort zu drängen. Es ist nicht klar, erklärte der Jüngste, irgendwas stimmt nicht, auf dem Schiff will jedenfalls keiner mehr fahren, das bleibt jetzt länger hier liegen. Wo sind die Passagiere und die Besatzung? insisitierte ich. Ob ich auf jemanden warte? beharrte der dunkle auf dem Recht der ersten Frage. Wo ist die Besatzung, wo sind die Passagiere? wandte ich mich an den jüngsten. Er zuckte mit den Achseln, das wisse vielleicht der Hafenmeister. Das lange Warten kehrte sich an diesem Punkt in mir um und verwandelte sich in brennende Eile. Erstaunt sahen die drei mir nach, als ich ohne ein Wort davonlief.

Wir liefen im Morgengrauen aus, ich wachte auf, als wir aus der Hafenucht ins offene Meer schnitten. Ich wußte, daß die Reise sich verändert hatte. Das war der erste Tag der Langeweile, und ich dachte an das Land, an den festen Boden, den ich so leichtfertig verlassen hatte. Ich schrieb im Geiste eine Rechnung, erfand eine Schuld, nannte ihn einen Schuldner, bis mich wieder Zärtlichkeit packte und ich alles verwarf und doch auch wieder nicht, so spielte ich die Spiele der Langeweile und der Zweifel vor mich hin. Der Capitaine hatte größere Sorgen. Er stand an der Brücke und beobachtete seine Geräte, seine Offiziere und Pläne wie wilde Tiere, die man mit festem Blick zähmen muß. Er wollte nie den Blick von ihnen lassen, als würden sie sofort, im ersten unbeobachteten Moment, über die erwartete Wirklichkeit herfallen. Aber sie ließen sich Zeit und narreten seine Aufmerksamkeit.

Der Hafenmeister nannte mir einen Ort. Er sprach schnell und gebrochen, in meiner plötzlichen Ungeduld war mir unerträglich, ihm mehr Information herauszulocken und aus seinen scheinbar beleidigten Ausfällen das Wichtige herauszufiltern. Der Name des Ortes klang wie eine Verheißung und ich hörte wie darin ...Capitaine Future, Future, Future... mitklang. Auf der Straße erst fuhr die volle Bedeutung dieses Namens wie ein Speer in mein Bewußtsein und der Satz: Wir sind im falschen Hafen!, sog sich schwer mit Unheil voll. Wir waren nicht nur im falschen Hafen, nicht nur im falschen Land, sondern sogar auf einem falschen Kontinent. Statt in Marokko war das Schiff in Brasilien eingelaufen. Wir sind im falschen Hafen, wiederholte ich für mich, im falschen Land in der falschen Welt. Ich hatte nur wenige Dollars und kaum Gepäck. Aber alles war belanglos, ich wollte Capitaine Future wiederfinden, der meine Heimat war und der mir das erklären sollte. Bei einem kleinen Zeitungskiosk kaufte ich eine Karte, zwei Stunden später saß ich im dunkelgrünen Abteil eines Zuges, der mich in die Stadt bringen würde.

In den nächsten Tagen sah ich den Capitaine nur von der Ferne. Wenn unsere Blicke sich begegneten, nickte er mir kurz zu, dann war ich in seinen Gedanken bereits wieder ausgelöscht wie jeder andere Passagier. Ich wurde ein gewöhnlicher Passagier. Mein federleichtes Geheimnis wurde schwer und ich verlor meine Tarnkappe. Deshalb oder vielleicht auch, weil ich begann, mehr zu trinken, wurde ich an der Bar zum ersten Mal angesprochen. Anfangs war ich unhöflich reserviert, aber nach ein paar Tagen Einsamkeit gab ich auf und spielte mit. Das Spiel bestand darin, möglichst viel zu sprechen, aber möglichst wenig Konkretes dabei zu verraten. So wußte ich von einem älteren Militär bald, welche Schattierung des Rot bei Rosen aus seiner Zucht er am meisten liebte, aber nicht, für welches Land er sterben würde, eine junge Frau erzählte von ihren Pferden und den Zuständen in ihrem Stall, nicht aber, wer das finanzierte. Mein eigenes Spiel im Spiel bestand nun darin, die Rolle des Zuhörers zu übernehmen, ohne daß es die anderen bemerkten. Die meisten Menschen reden lieber als zuzuhören, einerseits weil sie sich selbst interessant finden, andererseits aber auch, weil sie denken, damit der stärkere Part im Wortspiel zu sein. Die Dauer des Redens und die Menge des Gesagten, die den anderen währenddessen zum Schweigen bringen, verwechseln sie mit Bedeutung und Gewicht. Den geschlossenen Mund des anderen und die Augen und Ohren, die sie okkupieren, nehmen sie als Beweis, daß auch die dahinter liegenden Gedanken eingenommen sind. So werden die, die erzählen, sich nicht bewußt, daß der Zuhörer zugleich zwei Welten kontrolliert und seine eigene der anderen gegenüberstellen kann, der Sprechende hingegen nur in seiner Welt verharret und nur weiß, was er selber denkt und nichts vom andern. Er gewinnt nichts im Gespräch außer vielleicht einem Wohlgefühl einer mißverstandenen Macht, der Zuhörende aber weiß nachher...

Auf diesem Weg erfuhr ich vieles und ich zeichnete Strich für Strich die Umrisse nach, die sie verbergen wollten.

Am Bahnhof von Recife war ich ratlos, die Stadt sang nicht länger das Lied vom Optimismus, sondern war riesig, unbekannt und half mir nicht. Unmöglich, jemanden in dieser Stadt zu finden, ohne Sprache, ohne Anhaltspunkt. Ich rannte ziellos durch namenlose Straßen im Zentrum, ohne zu schauen, als ob reines, abstraktes Suchen das Finden schon garantieren würde. Auf der Botschaft hielt man mich für hysterisch und gab mir den Rat, heimzufahren. Immerhin konnte ich Geld leihen und bekam nach vielen mühsamen Telefonaten schließlich sogar Zugang zu meiner Kreditkarte. Die Reederei des Capitaine gab mir Auskunft, der Capitaine sei nach Europa zurückgeflogen. Ich übernachtete am Flughafen und flog am nächsten Tag nach Madrid.

Capitaine Futures Blick strich achtlos über die komplizierte Steuerungsanlage hinweg und verschwand flach über dem Meer am Horizont. „Ich habe die Zukunft an die Gegenwart verloren. Ich werde nicht mehr wissen, welchen Hafen wir am nächsten Tag anlaufen, ob wir einen erreichen, welchem Kontinent wir uns nähern, von welchem wir uns wegbewegen.“ Ratlos berührte er kurz das Steuer und zog seine Hand zurück, als wäre es zu heiß oder zu kalt. „Das Meer hat das Steuer übernommen, mein Schiff folgt nicht länger meinen Plänen, sondern einem dunklen fremden Gesetz, das mich ängstigt.“ Ich fragte, ohne Antwort zu erwarten: „Hat die Zukunft denn nichts mit der Gegenwart zu tun?“ Erregt sah er mich an: „Nicht mehr, nicht mehr!“, und er wandte sich um, denn ich sollte seine Angst nicht sehen.

In Madrid nahm ich wieder Kontakt mit der Reederei auf, die mich nach längerem Zieren informierte, daß der Capitaine nach Lissabon weitergereist sei. Jetzt, im Nachhinein sehe ich, daß hier die Entscheidung für mich fiel, mich von Vernunft und Logik zu verabschieden und zu einem fliegenden Holländer zu werden. Lissabon war ein Schritt weg von meiner Heimat, in die ich an diesem Punkt mit dem Capitaine als romantischer Erinnerung unberührt noch zurückkehren hätte können. Doch ich schloß den Bogen nicht, sondern öffnete ihn weiter und da ich ihn zu diesem Zeitpunkt nicht schloß, verzichtete ich auf die Gewißheit, ihn jemals wieder zu schließen, und eröffnete den Kampf gegen das Schicksal, dem ich meine Entscheidung aufzwingen wollte. Ich wollte den Capitaine finden, ich wollte nicht glauben, daß er aus meinem Leben verschwunden war wie eine Wellentäuschung, ich trotzte. Daß er selbst verschwinden wollte, wollte ich nicht glauben, und nichts anderes als wir selbst sollte das Recht haben, uns von einander zu trennen - mich von meinem Glück. Diese Entscheidung fiel in einer Zehntelsekunde, ich legte den Hörer auf und ging zum Flugschalter.

Ankunft schien zur Sache der Nacht zu werden. Als ich in Lissabon ankam, war die ganze Stadt in Aufruhr. Das Rathaus stand in Flammen und brannte fast unbehindert im Chaos flammengeröteter schreiender Gesichter zu einer schwarzen Ruine. Das Taxi, das mich zur Alfama bringen sollte, blieb im Stau stecken und der Fahrer vergaß, mich zahlen zu lassen, als er das Feuer sah. Wie die meisten anderen stieg auch er aus dem Auto, ließ es wie ein Möbel auf der Straße stehen und lief schreiend vor. Ich war ruhig. Eine Stadt, in der das Rathaus brennt, kam mir sehr vernünftig vor. Bereits das dritte Hotel, das ich anrief, war ein Treffer. Capitaine Future? Yes. He was here last night. He left this morning. Ein kurzer Spaziergang brachte mich hin und ich hatte Glück, das Zimmer war frei.

Das enge Zimmer mit niedriger Decke lag am Rand der Alfama, in einer Straße, die so schmal war, daß man in einen Hauseingang flüchten mußte, wenn ein Auto durchjagte. Während von der Straße Kreischen und Lachen

der Nacht durch das Fenster trieb, durchsuchte ich das Zimmer und das winzige Bad nach seinen Spuren. Ich fand Haare in allen Farben und ordnete sie auf einem weißen Blatt nebeneinander zu Zeichen der Vergangenheit.

Einige konnten von ihm sein, dunkel auf dem weißen Papier, hell auf dem dunkelbraunen Nachtkästchen, aber sicher war ich nicht.

Nach 12 Tagen kam Land in Sicht, wo keines sein sollte. Der Mann auf der Brücke, der ihm die Nachricht brachte, war blaß und auf seiner Stirn stand Schweiß. Der Capitaine rührte sich nicht, und als der Mann seine Meldung wiederholte, lächelte er. Ja, lächelte er, Land! Wenn wir es erreichen, soll das Schiff verlassen, wer will. Wenn wir es erreichen! Und er lachte laut wie über einen Witz.

Später, als ich ihn fragte, Capitaine, wie geht es weiter?, strich er mir freundlich wie einem Kind über den Kopf und meinte, die Passagiere würden, sollte man den gesichteten Landstrich erreichen, an Land gehen und an den Zielort fliegen, er könne für nichts mehr Verantwortung übernehmen als für sich selbst. Auch du, sagte er, geh. Du machst mich glücklich, aber dieses Glück paßt nicht in mein Leben. Zornig schlug er mit der flachen Hand auf eine große Karte. Ich muß mich auf das Meer konzentrieren. Ich will wieder festes Wasser unter meinem Schiff haben, ich will die Herrschaft über das Meer zurückgewinnen und... er brach ab.

Geh mit mir an Land, Capitaine, sagte ich nach einer Pause. Es ist verrückt, einem Kapitän so etwas vorzuschlagen. Weil er nicht antwortete, trat ich einen Schritt vor. Warum gehst du nicht an Land. Warum nicht. Ich bin Kapitän. Das weißt du. Das wusstest du immer.

Ich verließ ihn, ohne ein Wort zu sagen. In der Bar waren zu der Zeit nur die härtesten Fälle, der Mann mit dem Feuermal, die drei toupierten Dame, der französische Graf, der sich für wertlos hielt, und das streitende junge Ehepaar, die vor einander in die Bar flohen und einander dorthin verfolgten. Die kleinen Dinge retten über das Leben, die großen sind nicht zu ertragen. Am späten Nachmittag brachen wir übereinander zusammen, zahlten abwechselnd die Runden, jeder sprach von sich, nur mehr verhalten getarnt, und keiner hörte zu. Irgendwer brachte mich irgendwann in meine Kabine. Am nächsten Tag wußte ich nicht mehr, ob ich mein Geheimnis, das keinen Wert mehr zu haben schien, verletzt hatte und war voll Ungeduld, das Schiff zu verlassen, ich packte meinen Koffer am Bett und setzte mich daneben, als müßte ich in wenigen Minuten aus einem Zug aussteigen. Die Stunden vergingen sehr genau, ich war zittrig und fiebrig, am Abend setzte ich mich im Speisesaal weit vom Tisch des Capitaines, starrte in mein Teller, und kehrte, ohne meinen Blick zu heben, wieder in die Kabine zurück. Ich schlief im Anzug auf dem gemachten Bett, wie um ungeschehen zu machen, daß ich noch immer hier war.

Ich fand heraus, daß der Capitaine zum Hafen gefahren war, die kleine dicke Dame sah mich prüfend an, schwankend zwischen Neugier und Zweifel, bevor sie damit herausrückte. Ich reiste ihm zum Hafen nach, nahm seine Spur auf, flog voraus, um ihn am Hafen von Neapel, den er drei Wochen später anlaufen sollte, zu erwarten, einen inzwischen Fremden. Wartete, verlor die Erinnerung, wartete, verlor die Sehnsucht mit der Erinnerung.

Fast zufällig, eher aus Gewohnheit als mit Ungeduld, saß ich in der kleinen Bar zwischen den dunkelgebrannten Arbeitern, die jungen noch schön wie römische Götter, die alten von der Arbeit zu kantigen Kästen gepreßt, gegen das Sonnenlicht die Augen zu Schlitzern zusammengezogen. Die Wirtin brachte mir meine erste Karaffe und meinte: Du wartest doch auf die Ariel? Die läuft gerade ein, sie zeigte vage gegen den blendenden Horizont.

Ein neuer Trupp kam wirr und laut herein. Ich stand auf, zahlte und ging langsam die staubig-goldenen Straße entlang. Mit einem Mal genoß ich die Zeit, die aus dem dunkelblauen Himmel auf mich leuchtete und sich mit der Sonne warm auf mein Gesicht legte.

Drei Meilen vor der Küste vertraute die Mannschaft erst darauf, daß wir Neapel vor uns hatten. Wie ein Lauffeuer gingen erste Gerüchte durch die Menge, noch bevor der Capitaine es durch die Bordlautsprecher bestätigte. Das Blau des Meeres war das Blau der Adria, was uns entgegen flimmerte wie Treibholz, war Italien. Land, dachte ich, Land, von der allgemeinen Aufregung erfaßt, die wie Panik unter den Passagieren ausgebrochen war. Die meisten Passagiere standen an Deck, mit ihren Koffern, und scheinbar sprungbereit, dem Land entgegenzuschwimmen, sollte sich in der letzten Stunde vor dem Anlaufen noch etwas drehen, die Unwirklichkeit noch einmal zuschlagen. Die Blicke fest auf den Streifen am Horizont gerichtet, der dort im Dunst nur zu ahnen war, gespannt wie die Abenteurer Jahrhunderte zuvor, deren Karten erst bewiesen werden mußten und die, als sie Amerika statt Indien anliefen, irgendein Land erhofften, nichts als irgendein Land, an das sie sich vor den dunklen Gesetzen des Meeres retten konnten. Erst jetzt, als das Ende abzusehen war, wagten sie, sich die Verlorenheit einzugestehen, mit der sie jeden Tag am Tisch gesessen waren. Eine Frau wurde ohnmächtig.

...auf welcher Route läßt sich die Liebe beschreiben? Wenn sie da ist, ist sie so da, daß sie nicht beschrieben werden muß, wenn sie nicht da ist, läßt sich kein einziges Wort finden. Entweder Land ist in Sicht oder nicht. So steht der Kapitän mit dem Fernglas, sucht in der Ferne, streicht mit dem geschärften Blick über den Horizont, bis die Insel da ist. Und dann ist sie da.

Spacetalk

Nachdem ich das Glück geschaffen hatte, setzte ich mich auf einen Stein am Strand und betrachtete lange die Morgenröte. Alles war still und warm, das frische Glück wogte flimmernd über das Meer, die Zeit strich als zartes Lüftchen über meinen Geist. Ich versank selbst tief in ein goldenes Fühlen und war meines Wollens kaum mehr bewußt, bis eine leise Wehmut daraus wuchs, ein Überdruß. Zuviel Rot und Rosa und Gelb, zuviel Idylle, zuviel Wärme ließen mich plötzlich aufseufzen und ich schuf das Unglück und die blaue Abenddämmerung.

Das Objekt, das zielstrebig auf den Satellit zusteuerte, war *undefiniert*. Weder eine Kennmeldung der zierlichen Damenstimme aus dem bordcomputer, noch ein Alarmgeheul des TaxierungsSystems, das in Gefahr automatisch das Steuer und die Verantwortung übernahm. Alles blieb ruhig und niemand meldete sich, als wäre nichts, nur das Objekt am Monitor wurde still größer. Feindlich, freundlich, neutral. Was bedeutet neutral?, dachte der Astronaut ratlos, ein seltsamer Schwebezustand zwischen Mißtrauen und Vertrauensvorschuß?, der Moment vor der Entscheidung, ob feindlich oder freundlich, die unweigerlich fallen wird? 50% Gefahr. Vor diesem ersten neutralen Objekt seit 13 Jahren im Raum stieg dem Astronaut unerwartete Hilflosigkeit in den Hals und würgte ihn. Er tastete nach dem roten Beruhigungsspray und nahm einen Zug. Augenblicklich strömte Optimismus warm in seinen Körper und die Zunge öffnete sich, für einen Atemzug verschwamm die Welt in einem roten Schlammsee, dann war alles klar und logisch: Dock ausfahren, Schleusen aktivieren und mit der lady sprechen. Besuch, dachte der Astronaut, 50% *keine* Gefahr. Besuch!, und der warme Strom verdoppelte seinen Puls.

Das Objekt, das sich dem Satelliten näherte, war ein kleines Einmannraumschiff. Eine neuartige Konstruktion aus Pseudoglas machte es vor fast allen Systemen undefiniert, die kugelige Form war außergewöhnlich und modern, der Spion war sich seines schicken Auftretens bewußt. Das konnte der Astronaut allerdings nicht ahnen, der seit zehn Jahren nichts Neues mehr wußte. Er bewunderte die reibungslose Landetechnik und die sonderbare Weichheit der Wand, die sich wie eine Seifenblase ans Dock klebte und die lady wiederholte lästig: „...warum eine KontaktEinheit an Dock eins, bitte bestätigen, warum drei Einheiten Magnethaftung Stärke 47, bitte bestätigen...“ Am Monitor beobachtete der Astronaut, wie ein einzelner Mann durch die Glaswand drang und in die Schleuse eintrat. „...warum ein Biokörper in Schleuse eins, bitte bestätigen, warum bewaffnet FardetaGranate 23, DarfLasercolt, 5 elektronische Geräte, 3 Luxbit, 8 metallene Gegenstände, bitte bestätigen...“, um die lady zu stoppen, antwortete der Astronaut: „*Freundlich*.“ und ging zur Schleuse.

Der Spion war müde. Er war schon seit einem Jahr müde und wußte nicht, warum. Vor dem Abflug hatte er das Dossier über den Astronaut gelesen und gedacht, daß er an dessen Stelle schon für immer eingeschlafen wäre. Ich bin nur noch wach, weil mein Leben so laut und gefährlich ist und so flashy, daß ich im Moment des Wegträumens jedesmal unsanft zurückgerissen werde. Jeden Tag werde ich um ein Haar erschossen, jede Woche muß ich eine Frau glücklich oder unglücklich machen, jeden Monat wechsle ich den Auftraggeber und die Sprache. Einzuschlafen ist unmöglich, mein Leben läßt mich nicht, obwohl ich so müde bin... Obwohl ich so müde bin, muß ich diesem Fremden gegenüberreten und wachsam sein, ich muß meinen Auftrag erfüllen. Er spannte seine Muskeln zur Kontrolle und...

...dann standen sie sich gegenüber, der Astronaut und der Spion.

Ist das schwierig, dachte der Astronaut, was soll ich sagen?, das erste Wort entscheidet. Besuch!, ich will reden, reden, ich will hören. Der Spion wartete ab, er dachte an die lange Einsamkeit des andern und daß ihn das vielleicht reizbar und gefährlich gemacht hatte, daß dem Dossier, in dem der Astronaut als ruhig beschrieben

war, nicht immer zu trauen sei. Er kann mich auf der Stelle erschießen und hat nichts zu befürchten, das weiß er, kalkulierte der Spion, wenn er schnell genug ist, wenn er schneller ist als ich... vielleicht ahnt er, daß ich schneller bin und wartet ab, vielleicht versucht er...

„Ahoi! Station Li7LA, Astronaut Li7La II, ich heiße dich willkommen an Bord“, versuchte der Astronaut, das Richtige zu tun.

Der Spion atmete tief und: „Ahoi.“, nach einer kurzen Pause: „Spacemobil 8110, Privatflotte der ABP, ich komme zufällig vorbei“ Nicht zufällig!, dachte der Astronaut. Was sage ich da?, *zufällig?*, schüttelte der Spion innerlich den Kopf, im Raum gibt es keine Zufälle, das weiß doch jedes Kind! „Ich fliege in Richtung Marssatellit...“, auch das nicht sehr glaubwürdig. Aber der Astronaut war inzwischen entschlossen, den Besuch für sich auszunützen.

„Willst du etwas trinken?“

Erstaunt die Antwort: „Ja“

Bivaz, Wahrheit. Der Spion war groß und sein Körper voll Jaguarkraft. Er lag in die weiche Bank gestreckt, die sich der Wand entlang rund um den roten Raum krümmte, nach hinten gelehnt und sein Kopf lag schwer auf der Rücklehne, als könnte er ihn nie wieder heben. In Wahrheit aber könnte er in der nächsten Sekunde aus der Tiefe der Entspannung herausexplodieren, seine Kraft spart er für den Kampf, beschrieb der Astronaut in Gedanken sein Gegenüber, seine Beine sind schwer von Muskeln, er ist schön, wie er da lehnt, wie sein Hals gebräunt aus der verschlissenen blauen Montur wächst, die hellen Falten am Hals sind schön, das Geheimnis hinter seinen Ohren. Wie ruhig er das Glas hält! Auch seine Augen wirken schwer, das rechte Lid öffnet sich nach dem Zwinkern manchmal nicht sofort wieder, sondern bleibt kurz geschlossen, als wäre er müde, er muß älter sein als ich, das sieht man an den Tränensäcken unter seinen Augen, den zahllosen Falten in den Augenwinkeln und quer über die Stirne... und der Astronaut versuchte, sich sein eigenes Gesicht, das er schon seit Jahren nicht mehr gesehen hatte und das der andere nun sah, vorzustellen. Der Spion sah ein blasses Staunen in den hellblauen Kinderaugen, die rastlos über ihn strichen. Schön ist er, dachte er bewundernd, so leicht und hell, als könnte er langsam davonschweben wie ein Geist, nein, korrigierte der Spion: wie ein Engel, vielleicht könnte ich ihn gar nicht erschießen, weil der Strahl durch ihn durchginge, ohne daß er das bemerkte. Davon steht nichts im Dossier. Seine Hände sind sanft wie die einer Frau, das Glas dreht sich in seinen Händen wie von selbst. Ich kann mir seinen Tod nicht vorstellen, weil ich mir sein Blut nicht vorstellen kann; in seinem Gesicht sind keine Spuren vom Leben, es ist ja auch keines: alleine hier oben. Aber er ist gleich alt wie ich, steht im Dossier...

Bivaz, Wahrheit.

„Seit wann bist du hier?“

„Sehr lange schon.“

„Immer alleine? Und einsam?“

Bevor der Astronaut antwortete, schaute er lange seine Hände an: „Ich lebe seit dreizehn Jahren hier, einmal war ich auf der Erde, einmal auf einem Jupitermond, je eine Woche Urlaub. Ab und zu schaue ich mit dem Televideo auf die Erde hinunter, beobachte die Flugzeuge, die Züge und die Mobile, die durch die Kriege und Katastrophen kriechen. Näher zoomte ich nie, ich will nicht mehr sehen, ich habe Angst, von der Astronauten-Sehn-Sucht gepackt zu werden. Du bist der erste Besuch seit Jahren.“

„Der erste Besuch *seit Jahren!*“ Er muß ein Spinner sein.

„Seit 2 Jahren. Es gibt keinen Grund, mich zu besuchen. Ich bin gut vernetzt, die meisten datas und commands von der Erde nimmt die lady... der computer entgegen und das meiste ist automatisiert. Auch die Versorgung

kommt automatisch. Eigentlich gibt es auch nicht viel Grund, hier zu sein.“, unsicher setzte er an: „Ich habe nicht viel zu tun, jeden Morgen begrüße ich den computer mit dem Code des Monats. Sie grüßt zurück. Wenn ich nicht zurückgrüße, gibt es in der Bodenstation Alarm.“, er lächelte: „Ein Alarmchen.“ Ein warnender Hinweis? „Das ist keine sehr wichtige Station, schon lange nicht mehr. Aber ich bin nicht auf dem neuesten Stand, weil ich die news nicht mehr lese.“, obwohl ich das eigentlich müßte...

Du bist nicht auf dem neuesten Stand, bestätigte der Spion innerlich, einiges hat sich geändert und du sitzt auf einem strategischen Pulverfaß, aber er sagte nur: „Das klingt nicht besonders spannend.“

„Nein.“ Pause.

„Das klingt nicht danach, als wärst du glücklich.“

„Nein.“, aber innerlich revidierte er sofort: Nein? *Glücklich*. Glücklich? Wie kann mich der das fragen?, zugleich war er sehr zufrieden, daß das Gespräch so schnell auf diese Fragen zusteuerte, Glücklich? Ich habe nie erwartet, glücklich zu sein. „Ich habe nie erwartet, glücklich zu sein.“, aber was ist Glück?, „Was ist Glück?“

Das Glück ist eine schwierige Konstruktion der Seele, eine perfekte Balance großer und komplizierter Teile, die fortwährend, wie Arme von Seeanemonen, in Bewegung sind. Sie suchen das Glück und finden es, doch statt zu erstarren und dieses seltene Gleichgewicht zu halten, rudern sie weiter und zerstören es damit, nur um im gleichen Moment wieder zu suchen, zu suchen... Der Spion dachte nach, zum tausendsten Mal mit dieser Frage konfrontiert. Die Antwort mußte jedesmal eine andere sein. Das ist nicht *eine* Frage, das sind Tausende Fragen und für jeden gibt es eine andere einzige richtige Antwort. Warum kann ich es nicht lassen, immer für die anderen nach der zu ihnen passenden zu suchen? Er sah den Astronaut mit geradem Oberkörper gespannt warten, den Mund leicht offen, weil er vergessen hatte, ihn zu schließen.

„Ich erzähle dir eine Geschichte. Früher,“ ...bevor ich ins Spionagegewerbe einstieg... „hatte ich einmal einen seltsamen Job bei einem Millionär. Weil er so unerhört viel Geld hatte, konnte er sich leisten, mich zu bezahlen, seine Tränen zu weinen. Ich arbeitete täglich eine halbe Stunde für ihn, meistens nachts, wenn er allein im Salon saß und im dinner stocherte. Er hatte stets ein paar Taschentücher vorbereitet und sah mir zu. Die Ursachen der Tränen, die ich für ihn weinte, nannte er mir immer zuvor, damit ich sie schluchzend stammeln konnte, denn das befriedigte ihn. Das Weinen fiel mir oft nicht leicht, denn ich selbst lebte damals ein unbeschwertes und schönes Leben, liebte eine Frau, die mich liebte, hatte genug Geld, um das zu bezahlen, was ich bezahlen wollte, und keine unerfüllten Wünsche. Die Gründe, aus denen der Millionär mich weinen ließ, waren mir unbegreiflich: er ließ mich weinen, weil er alt war, weil er einsam war, weil er häßlich war.“ Warum erzähle ich diese Geschichte, worauf will ich hinaus?, fragte sich der Spion, und fuhr fort: „Eines Abends schlich ich auf sein Läuten hin wieder in seinen Salon und setzte mich an meinen Platz, nahm den Befehl entgegen und plagte mich, Tränen aus mir zu quetschen, als mir plötzlich passierte, was ich immer vermeiden wollte, nämlich mir der absurden Situation bewußt zu werden und ich konnte mich um nichts in der Welt zurückhalten und platzte mit einem wilden Lachen heraus, da war nichts mehr zu machen und ich ließ mir freien Lauf und lachte und lachte und lachte. Der Millionär war sehr überrascht, dann lachte er unsicher mit, aber nicht lange und sein Lachen schlug in ein bitterliches gequältes Weinen um, es schüttelte ihn nur so. Als ich mich von meinem Krampf erholt hatte, das letzte Kichern verebbt und die Tränen aus meinen Augen gewischt, hielt ich betroffen inne, denn mir wurde klar, daß der Job mein Job *gewesen* war und daß mein Lachen kein Grund zum Lachen war, und mir tat auch plötzlich zum ersten Mal der Alte leid, der sich da vor mir über dem Tisch krümmte und auch allen Grund dazu hatte. Ratlos trat ich zu ihm hin und legte unbeholfen meine Hand auf seine Schulter - man streichelt ja nicht alle Tage einen Millionär - und murmelte verlegene Entschuldigungen. Da hob er sein Gesicht aus seinen Händen

und zeigte mir ein Lächeln, kein Weinen, und seine blassen Augen waren bunt und strahlten: Danke, mein Sohn, danke. Wofür er mir dankte, habe ich nie erfahren. Ich verlor den Job ohne Kommentar, wurde vom Butler noch für den Rest des Monats entlohnt und mit einer mittelgroßen Abfindung verabschiedet, den Millionär bekam ich aber nicht mehr zu Gesicht.“

Stille. Fragezeichen.

„Nun“, versuchte der Spion, den roten Faden wiederzufinden, „Glück besteht vielleicht oft nur darin, nicht unglücklich zu sein.“

Nein, das ist nicht wahr. Glück hat nichts mit Zufriedenheit zu tun, sowenig, wie Unglück mit Verzweiflung. Aber der Astronaut sagte nichts. Er wartete.

„Oder darin, das Unglück zu vergessen und so tief im Leben zu stecken, daß die Frage nach dem Glück untergeht.“ Untergeht wie *ein Schiff und alles mitzieht*.

„Bist du unglücklich hier? Verzweifelt?“, fragte der Spion vorsichtig.

„Nein. *Neinein!*“, entschied der Astronaut, „Vielleicht manchmal: *Sehnsucht* oder *Wehmut*.“

Keine Antwort.

„Aber ich bin gerne wehmütig.“

Nach einem großen flammenden Schluck verlangte er: „Erzähl mir Geschichten von der Erde!“.

„Die meisten Geschichten sind für irgendjemanden schrecklich oder ärgerlich, aber kaum eine ist dabei, die für den Beobachter nicht auch komisch wäre...“ Träumerisch unterbrach der Astronaut: „Die Verzweiflung der anderen ist ein Tropfen in das Regenfaß der Traurigkeit, das in uns ab und zu übergeht.“ Mit einem Blick auf das abwesende Gesicht fuhr der Spion fort: „Ich frage mich, ob nicht Verzweiflung und auch Traurigkeit fast immer von Menschen verschuldet wird. Selbst wenn sie einander dann wieder aufrichten, erschlagen sie sich vorher gegenseitig.“ Nein, dachte der Astronaut und sagte: „Traurig-Sein ist wie Dreiäugig-, und Verzweifelt- wie Blind-Sein.“

Der Spion ergänzte: „*Traurig* ist, wenn man ein Kind weinen sieht, und dabei plötzlich die Erinnerung weckt, daß ein Freund das Lager gewechselt hat und vor Jahren eine tiefe Liebe verloren gegangen ist. *Verzweifelt* sein heißt aber, den Geist des Lebens verloren zu haben, der einem die Beine beim Gehen hochgehoben hat, der den Hals zum Lachen gekitzelt hat und der einen daran hindert, ohne Waffe in eine Schießerei zu gehen.“, fand wieder zurück, wo der Astronaut ihn unterbrochen hatte: „Ich kann mich nie gegen das Grinsen wehren, vielleicht weil ich zu viele Leiden beobachtet, verursacht und empfunden habe, zu viele Geschichten gehört; ich habe das Mitleiden satt. Eigentlich möchte ich mir auch nichts mehr *merken*, weil ich nichts Neues mehr finde, und alles wiederholt sich nur endlos und sinnlos an jedem aufs Neue. Alle leiden gleich und aus den gleichen Gründen, mich *langweilt* das: sie weinen, wenn sie lieben oder nicht lieben, wenn sie arm sind oder vom Reichtum erdrückt werden, an Demütigungen oder an Überschätzung, an Einsamkeit, an Krankheiten genauso wie an Bedrängtheit oder Leere. Die Traurigkeit oder die Verzweiflungen kommen und gehen und keiner möchte dieses unausweichliche Wechseln kapieren.“, und: „Ich werde dir eine Geschichte erzählen, in die ich vor Jahren irgendwo im Osten verwickelt wurde...“, und der Spion erzählte, erzählte...erzählte...

Als er sah, daß der Bivaz zuende war, ließ er die Treppe ausfahren und wendelte hoch. Oben lehnte er erschöpft seine Wange an das kühle Metall und drängte damit die Welle von Übelkeit zurück, die ihn überrollen wollte. Im Kühlraum legte er sein Handgelenk auf die Eiskruste und erinnerte sich eine Tausendstelsekunde lang an die

Erde voll Eis, den Winter und sah sich im Schnee liegen und das Gesicht tief darin vergraben. Ein Geräusch von unten weckte ihn und er brachte eine zweite Flasche Bivaz hinunter.

Als hätte der Spion seine Erinnerung erraten: „Einmal kam ich nach Grönland, wo die Japaner versuchten, die Insel unterirdisch auszuschmelzen und einen Hohlraum darin bewohnbar zu machen. Alle Zivilisten sollten dort hinein übersiedeln, nur die Industrie und ihre Beschäftigten auf der alten verseuchten Müllinsel bleiben. Die große Höhle bekam ein Firmament, die Eiswände wurden mit Vakuumschichten isoliert und verglast und wie riesige Kulissen bemalt. Es war wirklich riesig, aber für die Japaner nicht groß genug. Das Projekt scheiterte daran, daß sie den Fujijama mitnehmen wollten. Er wurde Stein für Stein abgetragen, die ganze Bevölkerung, sogar Kinder über sechs Jahren wurden zu einer Art Volksdienst eingeteilt. Schließlich landete der Fujijama im Bauch von Grönland, aber irgendwie hatten sie sich verschätzt und für die ständig steigende Bevölkerung war kein Platz mehr. Die Japaner leben also immer noch in ihrer Müllhöhle. Nur fahren sie zu ihren vierzigjährigen Firmenjubiläen nicht mehr nach Europa, sondern nach Grönland, um den Fujijama unter Eis zu besuchen. Auch Europäer und Amerikaner fliegen hin und darauf sind die Japaner natürlich besonders stolz!“

„Grönland?“

„Das haben sie gekauft, weil ihnen der Platz knapp geworden ist und sie Großmachtgelüste haben. Jetzt verhandeln sie mit Rußland wegen Teilen von Sibirien und auch afrikanischen Staaten bieten sie viel Geld für Wüstengebiete. Die Großmächte und Bünde sind dagegen, aber das ganze Spionieren und diplomatische Taktieren und Drohen wird ihnen nichts nützen, denn die Japaner berufen sich zurecht auf die freie Marktwirtschaft. Und Afrika braucht Geld. Schließlich hat zum Beispiel auch die kleine Metropole Vienna unlängst ihr Land Austria an die Helvetien und Germanien verkauft und wird die nächsten hundert Jahre feudal davon leben.“

„Hundert Jahre...“ wiederholte der Astronaut verträumt und stolperte einen Gedankenprung, „Ich war noch nie in Afrika, aber ich schaue mir gern die Wolkenbilder über Afrika an.“ ... „Es ist Zeit, die... einen Moment, entschuldige bitte.“ und er sprang auf. Im Kontrollraum, den er bei sich *ihr* Zimmer nannte, beantwortete er geduldig die NeunUhrFragen der lady. Die NeunUhrFragen nannte er so, weil auf der Erde in der Station, in der seine Antworten prozessiert wurden, neun Uhr morgens war. Der private Allrhythmus lief nicht mehr parallel zur Erdzeit, trotzdem fürchtete er panikartig, wenn es Zeit für die NeunUhrFragen war, diesmal hätte er die Zeit versäumt und wäre zu spät dran, doch er versäumte sie nie.

„Guten Morgen.“, zwitscherte die lady.

„Guten Morgen.“

„Wie geht es Ihnen?“

„Gut, danke.“

„Haben Sie einen ruhigen Tag gehabt?“

Sonst sagte er immer ja, heute antwortete er: „Interessant.“ Ihr würde es nicht auffallen, erst später in der Bodenstation.

„Fein. War der Idiot von Dostojewski interessant?“

Diese Frage war eigentlich eine Kontrolle seines geistigen und psychischen Zustandes. Er ließ jeden Tag verschiedene Texte über den pocketscreen laufen, meistens ohne sie zu lesen. Sie würden nicht glauben, daß er mit der Stille und Leere des Alls leben konnte. Die meisten Astronauten hatten ein ziemliches Unterhaltungsequipment an Bord, umso mehr, wenn sie allein auf einer so langweiligen Station waren wie er. Irgendwie verläuft die Zeit an mir langsamer, oder ich bin langsamer, darum bin ich auch hier... Was er wirklich

las, teilte er in kleinste Portionen und las endlos lang daran herum, die drei Stunden Dostojewski nach der letzten NeunUhrFragerei waren ins Leere gestrahlt.

„Ein wunderbares Buch.“

Damit war die Einleitung beendet. „Wie ist der Zustand der Station, die Daten bitte.“

Seine Dateneingaben hatten nur Kontrollfunktion, in Wirklichkeit lag alles längst unten auf. Mitten in dieser Routine hörte er das spezielle Piepsen, wenn sich die Bodenstation einschaltete, und die lady war nicht länger sie selbst, sondern ließ ihre sanfte Stimme einem Major von der Erde.

„Sie haben Besuch?“

Jetzt konnte er nicht länger ignorieren, daß er in Gefahr war. „Ja.“ Mehr sagte er nicht, weil er nicht sagen wollte: Ich weiß nicht, wer er ist, aber ich vermute, daß er die Raumstation übernehmen will oder irgendwelche Daten klauen, von denen ich nichts weiß, weil ich meinen Job schon lange nicht mehr ernst nehme, und ich habe ihn auf einen Drink eingeladen... so etwas kann man einem Major von der Erde nicht sagen.

Der Major wartete eine Zeitlang, dann fragte er: „Ist die Lichtanlage in Ordnung?“

Das bedeutete: Gefahr?

Statt zu antworten, daß es nicht nötig sei, verschlüsselt zu kommunizieren, antwortete er: „Es flackert ein bißchen. Aber ich werde den Fehler selbst beheben können.“

„Gut. Bitte die Klimaanlage regulieren. Melden Sie Erfolge.“ Ein kurzes Piepsen und der Major klinkte sich aus der lady aus.

Die „Klimaanlage“ war eine Überwachungsanlage, die Ton und Bild in die Bodenstation trug. Der Kontrollraum, die Schleuse, der Maschinenraum und der Raum für den Rechner und die Meßgeräte waren mit verborgenen Überwachungsdektoren ausgestattet, der rote Raum nicht. Das war Glück, die neuen Modelle waren lückenlos überwacht und die Kameras konnten sogar von der Bodenstation aus aktiviert werden.

„Klimaanlage einstellen.“, und die lady bestätigte brav: „Klimaanlage eingestellt.“

Noch hatte er nicht eindeutig und beweisbar gelogen, aber er wußte natürlich, daß er längst seinen Job verraten hatte.

Als er in den roten Raum zurückkam, saß der Spion da, als hätte er sich in der Zwischenzeit nicht bewegt. Gerade das ist natürlich verdächtig, dachte der Astronaut. Aber es ist mir egal, stellte er fest. „Etwas zu essen?“, und fühlte bei dem Gedanken an Essen tiefen Widerwillen durch seinen Magen flitzen. Glücklicherweise winkte der Spion ab: „Ich bin für eine Woche eingestellt.“

Er stand auf und ging rund um den Raum, so dicht an der Bank, daß sein rechtes Bein knapp unter dem Knie an der Bank entlang streifte. Zwei Meter vor dem Spion machte er halt, drehte um und diesmal berührte sein linkes Bein die Bank, dann ließ er sich wieder fallen, drei Meter vom Spion entfernt, der das Manöver ruhig beobachtet hatte.

Er sah dem Astronaut in die Augen, bis der den Blick senkte. „Du weißt, was ich stehlen will?“

„Ja. Aber ist das für irgend jemanden wertvoll?“

„Scheint so. Du bist nicht am neuesten Stand.“ und: „Haben sie dich nicht verständigt? Hast du überhaupt keine Hinweise oder Warnung bekommen?“

„Warum? Was ist passiert?“

Seit zwei Wochen ist die Erde nicht mehr... er würde nicht einmal merken, wenn seit zwei Wochen die Erde nicht mehr *wäre*... die Erde ist aus ihrer millionenjahrealten natürlichen Bewegung gesprengt worden, die

Menschen haben endgültig gravierend eingegriffen und der Erde ihren Stempel aufgedrückt.

„Vor zwei Wochen ist die Erde aus ihrer alten Bewegung gesprengt worden, ist um ein Zehntel von der Sonne abgerückt, hat sich dabei leicht verdreht und die Parameter der Ellipse verschoben. Nun hat die Erde eine neue Bahn, niemand weiß, wie sich das Klima verändern wird, was mit der Schwerkraft, mit den Polen geschehen wird. Die Vision, der Erhitzung durch die Zivilisationschäden an der Atmosphäre entgegenzuwirken, ist jetzt bereits begraben und es geht nur mehr darum, den Schaden zu begrenzen, Entwicklungen rechtzeitig zu erkennen. Menschen müssen aus diversen Breitengraden evakuiert werden, das Meer hat sich verlagert, überall sind erloschene Vulkane wiedererwacht. Die meisten Satelliten sind aus ihrer Bahn geworfen worden und ins All gedriftet oder abgestürzt. Die weiter entfernten Stationen sind jetzt wichtig. Li7La ist einer der ganz wenigen, die stabil geblieben sind. Es geht verschiedenen Gruppierungen um das Wohl verschiedener Menschen.“ Er schwieg.

„Ich habe nichts bemerkt.“, flüsterte der Spion fassungslos, „Vielleicht habe ich geschlafen? Die Daten der Station haben sich nicht verändert.“ Er richtete seine Augen auf den Spion und dem schienen sie plötzlich noch blauer als vorher, als spiegelte sich darin der hellblaue Himmel der Erde.

„Li7La ist zwischen zwei Linien gerutscht.“ Mehr muß ich nicht sagen, dachte der Spion. Mehr will ich nicht hören, dachte der Astronaut, was geht mich das an, was die dort auf diesem Planeten machen und er wechselte das Thema.

„Hast du nie Sehnsucht nach der Erde, nach den Menschen oder danach, einfach eine lange Strecke geradeauszugehen, ohne an einer Wand umzukehren?“

„Ich habe ein Laufband“

Der Spion lachte spöttisch.

„Ich bin früher, auf der Erde, durch die Wiesen gelaufen. Als Kind lebte ich am Rand eines großen Waldes, den sie später, als ich schon im Raumzentrum studierte, unter Naturschutz stellten. Jetzt darf niemand mehr hinein.“
Naturschutz? Dossier: Kreidewald in Europa, Truppenübungsgebiet der EN.

„Ich schließe die Augen und spüre den Wald. An den Geruch der feuchten Erde vor allem. Es gab viele Pilze, ich könnte sie jetzt noch am Geruch erkennen. Und das Moos...“ Sehr langsam öffnete er seine Fäuste, „Vielleicht gerade weil ich so wenige Erinnerungen habe und die so weit zurückliegen, sind sie umso kostbarer. Nichts lenkt mich von meinen Erinnerungen ab, ich habe nichts vergessen. Oder ich habe mich an alles Vergessene wiedererinnert.“ Ich versuche, mich an die richtigen Sachen zu erinnern: das sind die immer wieder kehrenden, die das Leben in Takte teilen. Wie Erinnerungen an eine Zukunft, die auf mich wartet. Ich erinnere mich an die Hitze und den Rauch, die wie eine Aura um eine frische Bratkartoffel ihr Verbot und ihre Lockung zugleich ausspricht, so wie alle religiösen Gegenstände in der Kirche, die man begehren, aber nicht besitzen kann, oder manchmal wenn man liebt, unglücklich liebt. Ich erinnere mich an den Duft einer ausgeblasenen Kerze neben dem Bett, die der erste Ton eines Gesangs aus einer anderen zärtlichen Welt ist, einer Welt, die aus Haut gebaut ist, nur aus Haut und sonst nichts. Ich erinnere mich an den ersten Schritt in eine verschneite Nacht, lang bevor die Kälte unter die Jacke greift, lang bevor die Füße frieren und die Wangen vereisen, der erste Schritt fegt mit seinem Zauberstab die graubraune Luft, die bivaerverzerrten Blicke und Geräusche weit weg in die Vergangenheit und die Gegenwart steht am Anfang, und es ist unmöglich, das Lächeln oder Seufzen zu unterdrücken, das mit einer kleinen weißen Wolke eine Glücksbotschaft in die Luft schickt. Ich erinnere mich an ein eingeschlafenes Kind, das in den Armen liegt und dessen Traum vom Schweben plötzlich die Arme ergreift

und das sein Gewicht verliert, und mich noch mitzieht wie ein gasgefüllter Luftballon. Ich erinnere mich an den und den, an die und die, an Freunde, die mir in die Augen schauten und deren Liebe mich immer überraschte, jedesmal aufs Neue, als müßte ich sie eigentlich jeden Tag neu gewinnen und bekäme sie trotzdem geschenkt zu einem Feiertag, von dem ich nichts weiß. Ich erinnere mich an den ersten Blick, mit dem eine neue Liebe beginnt, unter dem das Gesicht zugleich blaß und rot wird, das Herz zugleich schnell und langsam schlägt, ein Blick, der wie eine große Kirchenturmuhren feierlich zwölf majestätische Schläge läutet. Ich erinnere mich an den Biß in die Frühlingswiese, der staubig und duftend schmeckt und viele kleine Härchen der Welt im Mund zurückläßt, ausprusten, spucken, schmecken. Ich erinnere mich. Die Zukunft, so oder so, das oder das, der oder der, sicher aber dieses alles... Er drehte das halbvolle Glas in der Hand, daß der Bivaz rundherum schräg den Rand berührte, ohne darüber hinauszulaufen. Sein Blick hing im Nichts und der Spion schaute ihm beim Denken zu. Und das Lesen auch: das vertausendfachte Leben... Ich erinnere mich an den Blick auf eine Uhr neben dem Bett der mich darauf hinweist, daß der Körper weiterexistiert, während die Vorstellung von ihm sich langsam entfernt, und das Bewußtsein auslöscht, durch andere Nerven ersetzt, die nicht länger den Druck des Aufliegens am Rücken spüren, sondern die beißende Gischt eines kalten Meeres im Gesicht, und in der nächsten Sekunde die Verzweigung des Verlassenen, der Schweiß in der Hitze eines Regenwaldes... ich erinnere mich an tausende, Millionen solcher Gefühle, tausende Leben in einem Bett, auf einer Liege, am meisten aber erinnere ich mich an das Erwachen aus diesen Leben und das Wiederfinden des Rückens und das Glück über eine Verspannung des Nackens, die man wie eine lose Türklinke oder ein tropfender Wasserhahn verflucht und nach einer Reise doch gerne findet, weil gerade sie bedeuten, nach Hause zu kommen. Auch die Zukunft ist ein Zuhause, das wartet und die Türe steht längst offen, die Erinnerung an die Erinnerung, und die Erinnerung an die Erinnerung an die Erinnerung... an die Zukunft.

„In dieser Station vermischen sich die Zeiten. Ich habe aufgehört, chronologisch zu ordnen. Das hätte wenig Sinn.“

„Ja. Kann ich mir vorstellen. Ordnung braucht man nicht für sich selbst, sondern für die Menschen, mit denen man zeitlich verknüpft ist.“

Der Astronaut zuckte mit den Achseln. „Ich lese nicht sehr viel.“

„Ich auch nicht.“ nickte der Spion, „Ich habe keine Zeit, mein Leben ist selbst eine Erzählung, eine chaotische und unsystematische Sammlung von erlebten oder beobachteten Anekdoten. Ich würde an der Ordnung eines Buches, das eine Geschichte wie einen roten Faden verfolgt, verzweifeln. In meinem Leben löst sich nie etwas auf, die meisten Fragen bleiben unbeantwortet, das Schicksal wechselt von einem Strang in einen anderen, ohne sie im Wechsel logisch zu verknüpfen. Ich werde nie bestraft und nie belohnt, das Leben scheint keine Moral zu haben. Die Logik, die sich im Nachhinein in einer Biographie, einer Geschichte ergibt, die aus einem *Leben* eine sinnvolle *Geschichte* macht, scheint mir immer eine Willkür des Schreibers zu sein, in meinem Leben und in den Leben der Menschen, die ich beobachtet habe, fehlt diese Logik völlig. Dort gibt es so viele Fäden, daß ich nie weiß, welcher der rote ist.“

Der Astronaut warnte: „Vergiß nicht, daß du eine Figur aus einer Geschichte bist!“ Vielleicht einer Geschichte ohne roten Faden?

Der Spion seufzte entmutigt: „Du hast recht.“ Vielleicht einer Geschichte ohne roten Faden.

Plötzlich erkannte der Spion belustigt: ich werde nie mehr lügen. Lügen und Geheimnisse sind das Normalste

zwischen Menschen, das ich mir vorstellen kann. Nicht nur, weil es eine Voraussetzung meines ehrenwerten Berufes ist und ich selbst eine ganze Festplatte voller Geheimnisse speichere, sondern weil im Grunde jede einzelne Erinnerung, die einer im Laufe seines Lebens gemacht und nicht weitererzählt hat, als Geheimnis gelten kann, Milliarden von Lebenssekunden verstreichen im Geheimen, unbekannt und verborgen. Nach meinem privaten System teile ich diese in unwillkürliche unbemerkte *Verschweignisse* und, im Gegensatz dazu, in *Verweigmisse*, die man gegen eine Frage verteidigt und die dadurch offen als Geheimnisse deklariert werden, ein. Ein guter Spion vermeidet, ein Geheimnis bemerkbar zu machen, der beste Schutz und die beste Tarnung sind Unsichtbarkeit, und diese Regel habe ich meistens befolgt. Genauso ist es mit den Lügen. Die besten Lügen sind die, die man nicht aussprechen muß, weil man vermeidet gefragt zu werden. Es liegt an seinen Augen und an seinem Vertrauen, daß ich ihm keine Lügen erzähle, daß ich nicht einmal schweigen möchte, nicht einmal...

Aber als er bemerkte, in welche Richtung seine Gedanken flossen, wehrte er sich: Ich *will* nicht mehr, aber ich *werde* weitermachen. Es gibt kein Wenden, kein Zurück. Warum, weiß ich nicht. Der Abenteuerkick, die Adrenalinstöße der Risikolust haben sich verflüchtigt. Abenteuer? Ich bin nicht einmal mehr sicher, ob ich das je wollte. „Die Gefahr. Um sich zu spüren.“, probierte er laut, nein, um mich zu spüren brauche ich längst nicht mehr die Gefahr. Dieser Satz fiel in die Gedankenkette, in der der Astronaut hing: er dachte an die Sprays, mit denen er sich vor der Begegnung mit seinem Puls, seinem Schweiß und dem Zittern rettete. Nicht nur die Sprays, sprang er weiter, auch die auf gleichbleibende 19° eingestellte Temperatur der Station, gegen die Empfehlung der Spaceakademie ohne künstliche Sommer- und Winterrhythmen bzw. Absenken der Temperatur zu einer Art Nacht. Alle Höhen und Tiefen, alle Extreme habe ich ausgebügelt und eingeebnet. Er dachte: die Gefahr, *mich zu spüren!* Ein *um* zu viel.

Der Spion ließ sich noch tiefer in das rote Weich einsinken, seine Beine fast waagrecht von sich gestreckt, breit gespreizt und das leere Glas vage auf seinen Oberschenkel gestützt. Er streckte den Arm aus. Der Astronaut stand auf und schenkte ihm nach.

„Danke. Was machst du an Tagen, an denen du keinen Besuch hast?“

„Du meinst *immer sonst?*“, der Astronaut kicherte wie ein Kind. Leicht zu belustigen!, stellte der Spion fest.

„Wenn du nicht hier wärst, würde ich dort oben sitzen.“, zeigte er zu Treppe und meinte damit den Kontrollraum, „im Kontrollraum, am Panoramafenster. Ich würde nachdenken, das heißt, vor mich hinschauen und...“, er stockte unglücklich. *Ich bin nicht* unglücklich, aber ich weiß, daß er es wäre und daß er sich nicht vorstellen kann, daß ich mit der Stille und der Zeit leben kann...

Der Spion wunderte sich über die Zeit, die er plötzlich hatte. Er hat mich angesteckt, dachte er, seine Langsamkeit, die sich daraus ergibt, daß es für die Zeit keinen *Grund* mehr gibt, greift auf mich über. Auf dieser Station gelten andere Relativitäten und er ist das Zentrum, das die langsame Zeit ausstrahlt. Oder die Zeit *bremst!* Wie ein Schwarzes Loch, in das ich gefallen bin. Sieht man dem Satellit Li7La nicht an, daß er so gefährlich ist, grinste der Spion nach innen.

Sie schwiegen lange, ohne es zu bemerken.

Der Astronaut spürte, wie der Bivaz in die Ordnung seines Kopfes eindrang und wie ein Vandal die Schatzkammer seiner Erinnerungen verwüstete, die er nur zu besonderen Anlässen vorsichtig zu betreten pflegte: mehr wie ein Verwalter als ein Besitzer. Spürte, wie der Vandal seine Erwartungen aufriß und mit den Erinnerungen neu verknotete, spürte, daß geschah, was er seit Jahren erwartet hatte, die gravierende Wende, die alles umdrehen würde. Etwas, das ihn aus seiner Wartstellung reißen würde, in der er all diese Jahre im Satellit

verharrt war. In seiner Brusttasche wußte er den blauen Spray und er folgte dem plötzlichen Impuls, hinaufzugehen, der andere sollte nichts davon wissen. Ich sehne mich zurück, ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen und noch einmal warten. Dann breitete sich die Kälte langsam in den Adern aus. Er konnte den Weg des Blutes spüren, das die Ruhe durch ihn pulste, bis die Angst erfroren war.

In der gewölbten kunstgläsernen Naßkammer stand der Astronaut vor dem Becken und ließ kaltes Wasser über seine Unterarme laufen. Wie immer verstärkte das Nachbild des roten Raumes das Grün zu einer grell beißenden Kälte, nein *Tristesse*, dachte er zum tausendsten Mal, Grün ist eine häßliche Farbe, vor allem dieses kalte bleiche Grün. Warum ist Grün so häßlich? Zum ersten Mal seit langem aber bemerkte er vor seinen Augen die Haken, in die früher der Spiegel eingehängt war. Der Spiegel muß noch im Kasten unter dem Becken liegen, erinnerte er sich. Wie schaue ich aus? Er versuchte sein Gesicht, das er nur mehr mit seinen Fingern kannte, wie das eines Fremden in seiner Erinnerung abzubilden. Die Nase, die Stirn, schwieriger der Mund, unmöglich die Augen. Wenigstens erinnere ich mich an meine Augenfarbe. Blau.

„Warum hast du Bivaz auf der Station?“

„Für Besuch, eben für Besuch.“, lächelte der Astronaut, wie ein kleiner Bub, dachte der Spion: „Das ist nicht erlaubt?!“

„Nein, was zur Station gebracht wird, muß durch eine strenge Zensur. Bivaz gilt als Droge. Aber der Captain, der seit fünf Jahren die Transporte für Li7La macht, ist ein BivazAddict und die Vorstellung, ohne Bivaz auf einer Station festzusitzen, quält ihn. Wenn er zweimal im Jahr kommt, trinken wir meist eine Flasche miteinander. Die Flaschen, die er bei mir zurückläßt... wahrscheinlich gefällt ihm der Gedanke, überall im All eine Reservestation zu haben. Inzwischen haben sich ein paar Flaschen angesammelt. Ich trinke sonst nie.“

Bivaz ist etwas anderes als die Sprays, deren psychomedizinische Wirkung von der Raumfahrtbehörde bewußt eingesetzt wurde, auf Reaktionsfähigkeit, Verträglichkeit etc. getestet und abgesegnet. Die Sprays sollten in wichtigen Momenten die psychische Komponente aus einer Entscheidung ausklinken. Da der Astronaut selten Entscheidungen zu treffen hatte, die über kleine Systemfehler oder Reparaturen der Mechanik hinausgingen, hatte er in den letzten Jahren auch die Sprays selten verwendet. Ab und zu, um einen Anflug von Sehnsucht zu unterdrücken. Oder einmal, als er zum ersten Mal die weiße Figur hinter dem Panoramafenster des Kontrollraumes gesehen hatte.

Der Spion erzählte von den Menschen, die sich in den letzten zehn oder tausend Jahren kaum geändert hatten: „Natürlich ist immer noch die Wirtschaft eine treibende Kraft. Um das Müllproblem in den Griff zu bekommen, erließen zum Beispiel die Regierungen eines Geneva-Planetens ein Gesetz, das tief in die Gesellschaft eingriff. Dort ist es nun nicht länger möglich, einfach etwas in eine Mülltonne wegzuworfen, oder so wie in alten Zeiten auf einen Sperrmüllplatz zu bringen, wo man selbst nichts mehr damit zu tun hat und andere sich um das weitere Schicksal der Dinge kümmern. Man muss nun, wenn man etwas loswerden will, den gleichen Preis bezahlen, für den man es gekauft hat, um es zu besitzen. Manche Menschen leben deshalb in vollgestopften, bis oben hin zugewachsenen Räumen, weil sie nicht auf das Einkaufen verzichten wollen, obwohl sie sich das Auskaufen nicht mehr leisten können. Und wirklich Reiche erkennt man an der Leere ihrer Wohnungen, Höfe und Gärten, und wechselndes, aber sparsames Mobiliar ist das höchste vorstellbare Statussymbol der Besitzenden. Besitz des Nichts ist der höchste Luxus. Die altbekanntere herkömmliche Form des *Besitzes von Dingen* hat etwas leicht Unanständiges, so wie andere körperlichen Notwendigkeiten, die man

lieber verheimlicht. Auf der anderen Seite hat sich eine Kultur derer entwickelt, die davon leben, andere von deren unerwünschtem Besitz zu befreien und in deren alten Möbeln und Mobilen und in abgelegter Kleidung und Hausrat prassen, während die anderen modern und anständig zwischen ihren neuen Anschaffungen hungern, für die sie den Platz teuer erkaufte haben. Alles Neue kostet auf diese Weise fast das Doppelte wie früher, und Altes wird bezahlt. Gegen die ursprüngliche Intention der Regierungen, die ihr Müllauflösungssystem damit finanzieren wollte, hat sich ein ausgewogener, gut organisierter Schwarzmarkt entwickelt, der überall über eigene lokale und internationale Zeitungen und Umschlagplätze verfügt, und über den praktisch alles verkauft wird, was vorstellbar ist - von alten Häusern über Maschinen bis zur high fashion der Vorsaison.“, und er erzählte: „Eine andere interessante Entwicklung konnte ich in einer kleinen Bananenrepublik beobachten, die aus Trotz eines der Grundprinzipien der Weltwirtschaft auf den Kopf stellten. Statt Mengenrabatt führten sie Mengenteuerung ein. Nichts mehr mit: kauf vier, zahl drei; nein, nun hieß es: Kauf drei, zahl vier. Wie gesagt, Bananenrepublik - Wirtschaftsmathematik war nicht die Stärke der Einwohner, trotzdem kapierten sie bald, daß man besser weniger kaufte. So kauften sie von allem immer nur eines und gingen dauernd einkaufen, um zu den Mengen der Waren zu kommen, die sie benötigten. Nach und nach pendelten sich Familieneinkäufe ein, bei der jedes Familienmitglied eine Zitrone, ein Maß Mehl, eine Süßkartoffel extra bezahlte. Das Volk war arm und kinderreich und die Bevölkerung richtete es sich auf diese Weise bald gemütlich mit diesem Gesetz ein. Die Händler, die viel größere Mengen umzuschlagen hatten, mußten zu anderen Tricks greifen. Einerseits gibt es immer die Möglichkeit der Bestechung, das lag aber dem gemütlichen und freundlichen Charakter der Einwohner nicht sehr, eine andere, weniger riskante, lag ihnen umso mehr. Gegen ein kleines Fest oder eine Versprechung engagierte der Händler hundert oder mehr Leute, die mit ihm einkaufen gingen. So zogen große schwatzende, gutgelaunte Herden im Handelswesen umher. Manche Genügsame lebten davon, daß sie zum festen Hofstaat eines Händlers gehörten, andere schätzten den Unterhaltungswert der Ausflüge und gingen mit wie sie früher zur Abenddämmerung auf den Kirchplatz gegangen waren. Natürlich wurde trotz der guten Ideen alles ein bißchen teurer, die Landeswährung fiel, damit die Kreditwürdigkeit des Landes, damit die Regierung und damit wiederum schließlich das Gesetz. Noch nach zig Jahren, nun in der uns sattsam bekannten Form der Marktwirtschaft, kusierte noch die Legende vom Vergnügen des Einkaufens, damals, damals und die Kinder lassen sich gerne davon erzählen.“ oder: „Dann kam ich auch einmal in ein kleines, aber höfliches Land, in dem es modern wurde, daß die Gäste im Gasthaus die Rechnung abrundeten und nicht mehr zugunsten der Kellner aufrundeten; kostete also etwas vierundsechzig, sagte man nicht mehr wie früher: auf siebzig, bitte und der Herr Ober: danke!, sondern es lief umgekehrt. Der Gast sagte beispielsweise: auf sechzig, danke! und der Kellner darauf: bitte! Natürlich mußte daraufhin die Gehalte kräftig anziehen, sonst hätten die Kellner nicht durchgehalten und allesamt gekündigt, die Gewerkschaft kämpfte solange, bis ein Lohn erreicht war, der abzüglich der Trinkgelder, die die Kellner den Gästen zahlten, dem entsprachen, was sie inklusive durchschnittlicher Trinkgelder der alten Art früher verdient hatten. Die Gastronome zahlten damit das gesamte Kellnergehalt, das sie sich früher mit den Gästen geteilt hatten, und noch das Trinkgeld für die Gäste dazu. Kein Gastronom hätte das finanzieren können, sie wären alle zugrunde gegangen, wenn sie nicht die Preise entsprechend gehoben hätten, jedes Getränk, jede Speise wurde um so viel teurer wie das Trinkgeld des Kellners und das fehlende Trinkgeld des Gastes zusammen. So blieb alles im Gleichgewicht, wie das im Kapitalismus so üblich ist, und letztlich zahlten nur die Touristen drauf, die (sofern sie nicht alternative Reiseführer lesen) nichts davon wissen und den Kellnern, wie in den umliegenden Ländern üblich, Trinkgeld zukommen lassen, das diese einstreifen, ohne mit der Wimper zu zucken.“ Der Astronaut wunderte sich und sagte: „Oh.“, mehr wußte er

dazu nicht zu sagen.

Der Spion sank tiefer, die Beine ausgestreckt und leicht gespreizt. Einschlafen!, dachte er, traumlos schlafen! Er würde nur sitzen bleiben und mich beobachten, wie er es jetzt tut, er würde nichts *tun*. Die von der Bodenstation haben verschlafen, daß sie die Besatzung dieses Satelliten längst verloren haben, daß der Satellit ohne Verbindung im Nichts treibt. Trotzdem habe ich Angst, die Aufzeichnungen oder das Kommando einfach an mich zu nehmen, weil ihn das aus seiner Trance wecken könnte. Er betrachtete den Astronauten, auf dessen Wangen der Bivaz rote Flecken gezeichnet hatte. Unter dem Blick des Spions, den er auf sich ruhen spürte, schob er sich unruhig hoch und betrachtete seine dünnen Handgelenke, als hätte er sie noch nie gesehen. Warum ist er so nervös, fragte sich der Spion, was hat er vor? Und sein Blick glitt vorsichtig durch den Raum auf der Suche nach einem Versteck einer Waffe. Am Körper trägt er keine, entschied er, nachdem er den schmalgeschnittenen grauen Overall abgecheckt hatte, fuhr die Bank rund um den Raum entlang, die zum Boden hin abschloß und nirgends Nischen oder Fugen erkennen ließ. In der pseudohölzernen Wandvertäfelung darüber gab es zwei Schiebetüren, außerhalb der Reichweite des Astronauten. Wovor habe ich Angst?

Der Astronaut dachte jenseits irgendwelcher Wörter: Angst, Sehnsucht, Flucht, All, All...

Verträumt sagte der Astronaut: „Das All. Ich versuche, es mir vorzustellen.“ Der Spion schwieg gespannt.

„Ich habe mir unter einem Vorwand eine Verlängerung der Versorgungsschläuche für den Raumanzug schicken lassen. Jetzt kann ich 200m von der Station weg ins All treiben. Das ist weit genug, um mir vorzustellen, es gäbe die Station nicht.“ Er erklärte: „Ich drehe mich mit dem Rücken zum Satellit.“ Er spürte, wie die Erinnerung an das All das All weckte, und stand auf. Da war es. Er sagte: „Fenster öffnen.“ und wußte, daß die lady in allen anderen Räumen in die Leere hinein antwortete: „Fenster geöffnet.“, während die pseudohölzerne Verschalung des roten Raumes sich langsam nach unten schob und das Dunkel des Alls rundherum freigab.

Der Spion fröstelte, ich mag es nicht, ich mag es nicht.

Der Astronaut sah ihn verwundert an und fuhr fort: „Und dann höre ich auf zu denken...“

Das also ist sein Geheimnis, dachte der Spion, irgendeinen Kick holt er sich dabei...

„Ich kenne die Sterne so genau, daß meine Augen sie nicht mehr wahrnehmen. Obwohl ich die Augen offen halte, sehe ich nichts.“ Er hätte gerne mehr erzählt, aber er wußte nicht, was. Das Geheimnis, das sich selbst bewahrte, indem es sich den Wörtern verweigerte.

Der Spion versuchte sich zu erinnern, ob er jemals *nicht* gedacht hatte. Nach einer Überdosis feeder, oder auf E-tic, während eines Kampfes oder auf einer Flucht, früher im Schlaf. Aber ich *liebe* doch das Denken! Weil ich mir nichts anderes vorstellen kann, als unaufhörlich zu denken, zu denken und das Denken zu bewachen, wach zu sein...

„Du *schläfst* im All.“

„Nein!“, der Astronaut suchte nach einem passenden Wort für das Schweben, fand aber keines. „Nein.“

Das All glänzte schwarz zu ihnen herein und seine Dunkelheit bot tausend Möglichkeiten. Der Spion ergriff eine davon und erzählte: „Eine Zeitlang lebte ich auf einem der Doppelmonde eines großen Regulatrabanten. Diese beiden Monde waren so eigenartig elektromagnetisch geladen, daß sie trotz ihrer Masse in einem Abstand von nur einigen Kilometern blieben, ohne aufeinanderzustürzen, wie das alle vernünftigen Himmelskörper gemacht hätten. Trotz ihrer Ladung waren sie bewohnbar und hatten sogar eine Atmosphäre, die relativ bekömmlich war. Theoretisch hätten diese beiden Monde billige natürliche Satelliten sein können, wenn sich die Menschen an ihre

Bewegungen und ihre Nähe gewöhnen hätten können. Die Monde kreisten in elliptischen Bahnen unglaublich schnell umeinander. Eine Stunde Licht wurde vom unheimlichen brüllenden Stürmen des heranrasendes Zwillinges beendet, der begleitet von Gewitterblitzen den lichtgelben Himmel mit Dämmerung bedeckte und für fünf Minuten alles verdunkelte. Vielleicht hätte ich mich an den ständigen Wechsel von Licht und Dunkel gewöhnt, nie aber an die Panik beim Heranwälzen des Zwillingesmondes über den Horizont, wenn er riesenhaft und schreiend auf dem Mondboden zu rollen schien und ich jedesmal mich schicksalergeben duckte und dachte: diesmal! stoßen sie zusammen, diesmal! gleitet er nicht mehr darüber weg... Den Bewohnern des Zwillinges ging es genauso, ich konnte mit einem Fernrohr sehen, wie die Menschen dort genauso die Mobile stoppten, in ihre Kabinen rannten, kopfüber auf mich zu genausolche Angst hatten wie ich, mehrmals am Tag Todesangst. Ein Stab von Forschern, zu dem auch ich gehörte, überlegte eine Zeit lang, wie man die Entfernung zwischen den Monden vergrößern könnte, um zumindestens die Reibung der beiden Atmosphären auszuschalten. Dann wurde das Projekt fallengelassen, als ein anderer bewohnbarer Mond entdeckt wurde, bei Severa. Alle Ansiedler zogen sofort erleichtert um, nur eine Frau blieb alleine auf den Zwillingen. Jahre später traf ich auf der Erde einen Captain, der mir ihre Geschichte erzählte. Ich nehme an, er hat sie geliebt, so wie er über sie sprach, und er lebte auch ein paar Monate mit ihr allein auf den Monden. Sie hatte eine Methode entwickelt, genau *zwischen* die Atmosphären zu gelangen, in einen Niemandsraum zwischen den Anziehungskräften, in dem sie weder auf den einen oder andern Mond fallen konnte, sondern einfach im tosenden Sturm hängenblieb und immer an dem Punkt mittrieb, an dem die Monde sich am nächsten waren. Das war nur ein schmaler Streifen von einigen zehn Metern, außerhalb davon griff die Schwerkraft eines der beiden Monde zu, die ungefähr so stark wie die der Erde war, um alles zu sich zu reißen. Der Captain war nicht feig, aber das Risiko, dem sie sich aus reiner Abenteuerlust aussetzte, machte ihn wahnsinnig. Er hatte jedesmal, wenn sie ihren Ritt in der Höhe machte, die Angst, die sie nicht hatte, und er hätte alles getan, um sie von den Monden wegzubringen. Sie wollte aber ihren Plan ausführen, vielleicht hat sie ihn auch gar nicht geliebt, sondern... irgendwie kommt mir vor... jedenfalls wollte sie die beiden Monde verbinden. Sie trieb eine Kabelrolle aus dem vorigen Jahrhundert auf, mit Kupferkabel, und baute einen Katapult, der diese Kabelrolle in die neutrale Zone bringen konnte. Dort trieb die Rolle wie ein Satellit. Die beiden konnten nicht wissen, was geschehen würde, aber der Captain wollte es auch gar nicht mehr wissen und er verließ sie und die beiden Zwillinge, bevor sie ihr Experiment begann. Vermutlich hat sie die zwei Enden des Kabels in die zwei Richtungen nach unten, zu den zwei Monden geworfen, die, aus der Zone der Schwerelosigkeit heraus fielen, bis sie den Boden beide berührten. Man wird nie rekonstruieren können, was dann zuerst passierte, vielleicht ein meterdicker Blitz entlang der Kabel, der sie in Tausendstelsekunden verdampfte oder die Monde stürzten sofort aufeinanderzu, als hätten sie nur wie zwei Blinde darauf gewartet, daß jemand ihre Hände zusammenführte, vielleicht alles auf einmal. Die Monde gibt es nicht mehr. Der Captain kann die Frau nicht vergessen. Ich kann seine Geschichte nicht vergessen. Ich erinnere mich seither an die Träume, die mich damals, als ich selbst dort lebte, verfolgten. Ich träumte von einer unstillbaren Sehnsucht.“

„Wovon? Wonach, meine ich?“ fragte der Astronaut.

„Sehnsucht. Ohne Ziel.“, eine Sehnsucht, die nur bedeutet, daß etwas fehlt. Und sei es das Ziel. „Ich sehne mich danach, zu schlafen. Ich habe sehr lange nicht mehr geschlafen.“

Ungläubig fragte der Astronaut nach: „Du hast sehr lange nicht mehr geschlafen?“

„Kaum. Minuten.“, Achselzucken.

„Stehst du unter wakers?“

„Nein. Nicht mehr. Früher mußte ich beruflich oft wakers nehmen. Scheinbar habe ich dabei das Schlafen verlernt.“

„Wie hältst du das aus?“ fragte der Astronaut besorgt.

Darauf gibt es keine Antwort. Wie erträgt man eine Querschnittlähmung, wie einen siamesischen Zwilling, wie Migräne, wie...

„Ich schlafe viel.“, wie taktlos von mir!, zuckte der Astronaut zusammen, „Ich habe ja *viel Zeit* zu verschlafen. Dein Leben ist wohl sehr viel aufregender.“

Der Spion lächelte und nahm einen Schluck. Bivaz, Wahrheit. „Man gewöhnt sich an alles.“, und dem Astronauten war nicht klar, ob er das Wachsein oder die Aufregungen meinte.

„Ich bin immer überrascht,“, fing der Astronaut noch einmal an, „wieviel immer noch da ist, wenn nichts mehr da ist. Dort draußen ist kein Ton, doch ich höre immer noch mein Blut pochen und das Fauchen des Atmens im Schlauch. Und ich sehe Muster im Schwarz des Alls, die sich wie mikroskopische Kristallgitter oder das Rauschen eines Monitors bewegen, das ist sind die Rezeptoren meiner Netzhaut und mein Hirn, das sich zuerst noch gegen das Nichts wehrt. Manchmal spüre ich sogar etwas, einen Ruck oder einen sanften Drall, obwohl ich völlig unbewegt im Vakuum schwebe. Und noch etwas...“, doch er sprach nicht weiter und stand auf, um dem Spion nachzuschicken und den Rest in sein Glas zu kippen. Beide leerten sie den Bivaz schnell auf einen Schluck wie Medizin, der man nicht wirklich vertraut, der Spion mit einer weichen Bewegung aus dem Handgelenk, der Astronaut mit beiden Händen um das Glas. Ein Kind! wiederholte der Spion, oder ein Greis?

„Ich mag das All nicht. Ich bin lieber auf der Erde. Ich mag das All nicht.“, fing er an, „Mir ist es zu groß und zu leer. Ich bin ungern im Raum unterwegs, viel lieber auf der Erde. Und auf der Erde am liebsten in den Metropolen.“, ich mag die Erde, „Das All kümmert sich nicht um meine Existenz. Die Sonne lächelt mich an, wie um mir zu beweisen, daß mein kurzes Leben angesichts ihres milliardenjahrealten Lächelns nicht einmal *bedeutungslos* ist, sondern vielmehr *gar nicht existent*.“

„Oder, weil das Lächeln der Sonne milliardenjahreal ist, also nach menschlichem Maß immer schon war und immer sein wird, wird es bedeutungslos, und dein Leben, dessen Dauer in Jahrzehnten und Jahren gemessen wird, etwas Besonderes, weil es nur *jetzt* ist.“, widersprach der Astronaut sanft, obwohl er es besser wußte, denn er wohnte viel näher an der Sonne und wußte viel mehr über sie.

Der Spion wiederum wußte mehr über die Menschen, er sagte: „Doch gerade das ist der verzweifeltste Versuch, nicht zu verzweifeln. Die Menschen suchen nach Wörtern der Großartigkeit, um sich vor der Punktförmigkeit des Lebens zu retten, sie erfinden Seelen, sie erfinden Stammbäume oder Wissenschaften... Ich lernte eine Frau kennen, die sich vierzehnfach duplizieren ließ. Ihre vierzehn geklonten Töchter wurden exakt nach ihren Visionen erzogen, um in jeder Hinsicht ein Abbild zu sein. Sie dachte, das würde ihr Leben verlängern. Im Endeffekt haßte sie diese Töchter, und fühlte sich noch älter.“

„Ist es wieder erlaubt, sich zu klonen?“

„Nein, aber wer reich ist, findet immer einen Weg.“

„Bist *du* reich?“

„*Eigentlich* bin ich reich, wenn du meinst, ob ich hohe cards habe. Aber ich *besitze* wenig, weil...“, soll ich den Schein wahren und ihm irgendeinen Beruf vorspielen? oder aussprechen, was er sowieso weiß?, „...weil ich flexibel leben muß und Besitz mich nur belasten würde.“

„Du hast kein Haus auf der Erde?“, und er stellte sich das alte gelbe Haus seiner Eltern vor, das am Rand des

Waldes in einer schattigen Grube hockte.

Den Spion belustigte der Gedanke. Er sah sich im Dunkeln mit dem Laser in der Hand auf einem Bett sitzen, irgendwo am Ende einer friedlichen Sackgasse in einer Trabantenstadt einer Metropole, die mit der Trabantenstadt einer anderen Metropole zusammengewachsen war... wenn er in dieser Gasse wohnte, wäre sie nicht länger ruhig, mit ihm würde die Gefahr der Welt einziehen. Nein, meine Sicherheit besteht darin, nirgends zu sein, zumindestens nicht offiziell. „Nein.“

Ob er wohl schon Kontakt aufgenommen hatte? Vielleicht würden sie eine Truppe schicken? Wie lange würden sie brauchen? Er versuchte sich zu erinnern, welche der übriggebliebenen Stationen die nächste war. Von der Erde ab betrug die Flugzeit ein bis zwei Tage. *Draußen* existierte die Zeit noch.

Der Astronaut erzählte: „Nach den ersten Jahren auf der Station kehrte eine gefährliche Routine ein. Die Handgriffe, die ich täglich tun mußte, liefen so automatisch, daß ich sie tun konnte, ohne dabei zu denken, aber ich konnte sie nicht mehr *bewußt* tun. Kaum *dachte* ich darüber nach, was der nächste Schritt, die nächste Bewegung oder der nächste Befehl sei, kam ich ins Schleudern. Ein paar Mal war ich völlig hilflos, konnte mich nicht mehr erinnern. Einmal mußte ich in der Bodenstation um Anweisung bitten - für eine Befehlsreihe, die ich *tausendmal* gegeben hatte!“ Ein einmaliger Gedächtnisausfall, wußte der Spion aus dem Dossier, unbedenklicher Normalfall, häufig nach drei Jahren auf einer Station. „Seither versuche ich, nie das Bewußtsein zu verlieren, während ich etwas tue. Das heißt, nie etwas zu tun, ohne mich darauf zu konzentrieren.“, fuhr der Astronaut fort, „Es geht leichter, diese Konzentration zu halten, wenn man *weniger* tut, weil das wenige dann spannender ist. Du hast gesehen, daß ich nicht viel zu tun habe.“, fast entschuldigend, „Das Nichtstun gelingt auf dieser Station recht gut.“, aber es gab noch den anderen Aspekt, „Ich habe geübt, mich auch auf das *Schweben* zu konzentrieren. Das ist viel schwerer.“, er schwieg.

„Und?“, wollte der Spion wissen.

„Anfangs versuchte ich, an das All zu denken, an die Konstellationen der Galaxien, an bestimmte Effekte und Vorgänge. Aber das All ist zu groß. Zu viele Sterne und Fragen. Dann irgendwann begann ich, an das Schweben zu denken.“, aufgeregt: „Ich schaute das All nicht mehr an. Und ich stellte mir vor, es gäbe keine Sterne, natürlich auch nicht die Station und nicht die Erde. Wenn ich lang genug dahänge, kann ich sogar denn Druckanzug vergessen und das Atemgerät. Und meine Haut.“, beim Gedanken an dieses Gefühl platzte eine Blase und eine kalte Wärme floß heraus und über ihn, „Nach und nach verschwindet die Vorstellung vom Körper. Das beginnt damit, daß ich nicht mehr orten kann, welche Hand meine linke und welche meine rechte ist, und ob ich überhaupt eine Hand habe.“

„Kannst du während des Laufens pinkeln?“, fragte der Spion plötzlich in die Pause.

„Was?“, verwirrt der Astronaut, der noch in seinen Allerinnerungen steckte.

„Kannst du pinkeln, während du gehst oder läufst?“

Er zuckte mit den Schultern: „Nein.“, ich weiß nicht, „Das hab ich noch nie probiert.“

„Ich kann´s.“ Der Spion grinste, weil es so stolz klang. Ich bin stolz, daß ich im Laufen pissen kann! Um Himmels Willen.

Mit dieser Information wußte der Astronaut wenig anzufangen. Er dachte, daß die auf der Erde erstaunlich viel Platz haben mußten, um solche seltsamen Dinge zu tun.

„Ich habe es geübt. Auch anderes: In Indien habe ich von einem Guru gelernt, meinen Herzschlag zu

beeinflussen. Ich kann fast jeden Muskel meines Körpers getrennt bewegen.“ Der Astronaut ließ vorsichtig und ein wenig befangen seinen Blick noch einmal über den Spion gleiten. „Mein Karatelehrer hat mich die Macht des Willens gelehrt. Ich kann mir Schweiß und Frösteln befehlen, je nachdem, gegen welche Bedingung ich mich wehren muß.“ Wenn ich meine Augen schließe und mich *bewege*, *sehe* ich meinen Körper und wenn ich ein Video ansehe, weiß ich, wie sich die Bewegungen darauf anfühlen, „Ich weiß, wie sich Bewegungen und Haltungen anfühlen, daraus kann ich schließen, wie andere sich fühlen.“, der Astronaut fühlte sich ertappt (bei was?) und schob sich an der Bank hoch, so daß er aufrecht und angespannt saß. Dabei fühlte er sich wieder ertappt und er ließ sich zurücksinken. Der Spion fuhr fort: „Es ist nicht nur mein Willen, der meinem Körper befiehlt, sondern auch umgekehrt dirigiert der Körper den Willen. Wenn ich mich anspanne, fühle ich mich kampflustiger, wenn ich den Mund zum Lächeln verziehe, optimistischer.“

Bräuchte keine Sprays mehr, wenn ich das könnte, dachte der Astronaut und meinte: „Du *willst* nur, daß es so ist. Du *willst* es und *willst* glauben, daß du mit deinem Wollen etwas bewirkst?“

Nachsichtig antwortete der Spion: „Das hat keine Bedeutung, ob ich ein Gefühl glauben will oder ob es *wirklich* ist. Was ist denn ein Gefühl?“

„Nichts Wirkliches. Stimmt.“, gab der Astronaut zu. Es ist das gleiche.

„Einmal, noch während der Ausbildung, verbrachte ich zwei Wochen in einer dieser alten Stationen ohne Schwerkraftgenerator. Sie nannten das Empirische Geschichte, damit wir den Komfort der neuen Stationen und Schiffe besser schätzen sollten. Das meiste war wirklich sehr mühsam.“

„Ich weiß. Das Essen und die Toi.“

„Ja, und man mußte sich für alles irgendwo anschnallen. Am schlimmsten aber fand ich, daß man auf fließendes Wasser und auf das Schütten verzichten mußte. Das Wasser, oder was auch immer, verteilte sich im ganzen Raum wie hängengebliebener Regen! Aber ich erlebte zum ersten Mal den Flash der Schwerelosigkeit länger als das bloße Schleusen-hin-und-her und die mühsamen AußenreparaturTests.“, die reine Schwerelosigkeit, die mit nichts zu vergleichen ist, nicht mit Fliegen, tauchen oder fallen, mit keiner Droge, mit absolut nichts.

„Ja.“, nickte der Spion.

„Du kennst das?“

„Ja, ich war einmal mit einem uralten Schiff unterwegs. Zwei Tage.“

„Ah. Wenn es plötzlich kein Unten und Oben mehr gibt, kein System, in dessen Koordinaten man eingeordnet ist, sondern selbst als der eigene einzige Bezugspunkt bleibt, dann...“, der große Satz? „...wächst das Ich von einem Punkt zu einem System, zu einem Universum.“

Ich mag es genau deshalb nicht, seltsam, dachte der Spion.

„Mitten im All ist eine Türe, die Türe schwebt im Nichts. Erst, wenn ich durch diese Türe gleite, bemerke ich, daß das All doppelt ist. Es gibt ein und dasselbe All zweimal.“

Der Spion verstand sofort: „Außen und Innen.“

„Ja.“, wunderte sich der Astronaut. Wie kann er das verstehen, wo er das All doch nicht mag?

„Und die beiden Alle sind *gleich*?“, fragte der Spion.

„Sind gleich.“, ein Lächeln, „Alle - das Wort gibt es doch gar nicht!“

„Du hast es erfunden.“

„Nein du!“

Der Astronaut beobachtete, wie aus der Sympathie, die er empfand, ein Gefühl der Zärtlichkeit hochkeimte, das sich nicht niederdrücken ließ. Plötzlich war *zuzuhören* oder den Spion *anzuschauen* nicht genug, die Sprache war zu wenig und er sehnte sich... Aber wonach? Vage Bilder tauchten auf, von der Sorte Erinnerung, die er nicht pflegte: weiße Haut, die in der Dunkelheit leuchtet, zitternde Nähe, ein heftiger fremder Atem am Ohr, Fressen und Gefressen werden, mit seidenen Zähnen. Einen Augenblick. Entsetzt hastete er die Erinnerungskette zurück, fand sich bei seinem Bruder im Heuhaufen beim Spiel, sich gegenseitig Kälte auf die abgeschleckte Haut zu blasen, bis die Härchen sich aufrichteten oder an die Selbstverständlichkeit, Hand in Hand durch die Dämmerung zu laufen, wenn die Dunkelheit beim Spiel im Wald überrascht hatte.

Ich würde jeden lieben, jeden, weil der Ruck, mit dem das Alleinsein endet, alles aus den Angeln hebt. Wir haben das in der AstronautikAkademie gelernt. Ein Jahr lang Raumpsychologie, mehr als ein Jahr sogar, denn die Astronauten sind das einzige, das nicht automatisiert und gesichert werden kann. Ich habe gelernt, daß man sich vor dem Gefühl der Liebe wappnen muß, weil es im Raum nie objektiv sein kann. Objektiv? Im Raum lieben Männer, die Frauen lieben, Männer, wenn keine Frauen greifbar sind, und umgekehrt. Manchmal erfinden Astronauten sogar jemanden und phantasieren, wenn die ASS ausbricht. Vielleicht ist *er* auch eine Erfindung, nein, ich bin gesund, ich ... alles war normal, seit Jahren, ich bin stabil, auch die Tests haben ergeben, daß ich stabil und gesund bin. Wir haben gelernt, daß im Raum das Bedürfnis nach Liebe wächst, das nach Haß zurückgeht, das, sagen sie, liegt daran, daß Haß ein Gefühl der Bedrohung durch zu große Nähe ist. Und obwohl er dann vor seine Zärtlichkeit die Erinnerung an russische Bruderküsse, die Wangen schmerzhaft aneinanderprallen zu lassen, schob, begann er den Blick des Spion zu meiden und seine Freude an den Geschichten erlosch-und-verdoppelte sich auf perfide Weise, weil sich zwischen ihm und die Geschichten eine Spannung dieser Sehnsucht schob.

Ihm war bewußt, daß die Bodenstation auf seine Meldung wartete. Wenn das stimmte, was der Spion erzählt hatte, war die Station inzwischen wichtig. Vermutlich hatte der Krisenstab bereits für sämtliche Fälle, die sie sich ausmalen konnten, einen Aktionsplan ausgearbeitet. Wenn er sich nicht selbst bald Kontakt aufnahm, würde der major die lady okkupieren und permanent online bleiben. Der Gedanke war ihm unangenehm.

Er mochte die oft wechselnde Besetzung der Bodenstation nicht, die sich ab und zu unerwartet und hektisch mit einem floppy slang, den er kaum verstand, meldete. Nie gelang ihm, schnell genug und schlagfertig zu antworten, ihre Erdwitze zu verstehen und ihm war klar, daß sie sich über ihn lustig machten. Am unangenehmsten aber war, wenn einer von unten die lady übernahm und in ihre Stimme schlüpfte. Er war sich bewußt, daß die lady nur software war, aber er *mochte* sie, weil sie höflich, unsichtbar und sehr zurückhaltend existierte. Ihre Stimme, die nach einer berühmten Schauspielerin synthetisch konstruiert war, war ihm von seiner Kindheit her vertraut. Die meisten Astronauten wählten aus dem voicefile regelmäßig eine neue Stimme aus, um der Versuchung, den computer zu personifizieren, nicht zu erliegen, wie das in den offiziellen Büchern empfohlen wurde. Der Astronaut seufzte. Gegen Gewohnheit hatte er nichts, außerdem liebte er die Erinnerung an das schöne unwirkliche Gesicht, die ihre Stimme in ihm weckte.

Um den Major aus der lady rauszuhalten, nahm er im Kontrollraum Kontakt auf. Er stellte klar, daß es nicht notwendig war, zu verschlüsseln, daß er es aber bevorzugen würde, schriftlich am screen zu kommunizieren. Er tippte: Der Besuch scheint ein frei radikaler Vagant zu sein. Er hat offensichtlich Versorgungsprobleme und steht unter sleepers. Momentan schläft er im Aufenthaltsraum. Ich habe vor, ihm, wenn er aufwacht Versorgung für die drei Tage zur Erde mitzugeben.

Von der Erde kam der Befehl: Mehr Informationen bitte.

Er preßte sein Gesicht in seine Hände und stöhnte. Der Weg zurück war abgeschnitten, seine correctness für immer verloren. Er stellte sich dumm: Der Mann ist groß, schlank, etwa 40 Jahre alt, trägt eine Uniform der CGMarine aus der Revolution. Das Raumschiff kam undefiniert, aus Kunstglas oder einem anderen Material. Habe ich noch nie gesehen...

Der Cursor verdoppelte die Geschwindigkeit und er wurde unterbrochen: Ist er bewaffnet, wenn ja, womit? Hat er Waffen in den Satelliten mitgenommen? Ist er markiert? Hat er technische Geräte bei sich, wenn ja, dann welche? Wo gibt er vor hin zu wollen? Haben Sie sein Raumschiff überprüft?...

Der Astronaut hörte auf zu denken und überließ sich seiner Intuition: Er schläft. Ich habe ihm seine Waffen abgenommen: FardetaGranate 23, DarfLasercolt, 3 Luxbit. Das Raumschiff läßt sich ohne code nicht betreten.

Erstaunt: Ich opfere mich!, wofür? Für einen kleinen spacetalk?

Der Major schien beruhigt, bat aber um Kontakt alle zehn Minuten, anderenfalls würde er eine PressureEinheit von Lupa schicken, die innerhalb von zehn Stunden eintreffen würde. Okay? Okay.

Der Astronaut blieb noch kurz vor dem Herzen der lady sitzen und staunte vor sich hin. So schnell war alles verwirrt, was die letzten Jahre klar und unzerstörbar in die Zukunft gezeigt hatte. Woran mißt man ein Leben? Daß bestimmte Schritte gegangen, bestimmte Gänge absolviert werden? Oder ist das Leben nur ein Mindestmaß abgezahlter Zeit im Bewußtsein, das abläuft, egal, wie sie abläuft und was sie mißt... Meine Existenz ist gespeichert, dachte der Astronaut, wenn ich aufhöre zu sein, müssen sie sich immerhin um neue Besatzung für die Station kümmern. Immerhin? Kein erfreulicher Gedanke.

„Hast du Kinder, hast du eine Frau?“, fragte er noch auf der Treppe, eine nächste Flasche in der Hand.

Der Spion sah hundert verschieden-junge Gesichter in seiner Erinnerung zu einem paparufenden Vorwurf verschmolzen vor sich, „Vier Kinder. Vier verschiedene Mütter.“ Nein. Nein. Sie leben ohne mich. Ich habe sie nicht. Noch weniger haben sie mich.

Die Flasche blieb zwischen ihnen stehen. Beide hatten keine Lust mehr. Der Spion stellte sein Glas auf den Boden. 8 Namen.

„Auf der Erde zu leben, heißt Fehler machen. Mein ganzes Leben ist ein Haufen von Fehlern, wenn man das so sehen möchte. Weil es andererseits gar nicht möglich ist, *keine* Fehler zu machen, kann man auch darauf verzichten, es so zu sehen, finde ich. Es *interessiert* mich nicht, mich ständig mit Reue zu quälen. Es interessiert mich nicht, vor jeder Bewegung, stundenlang nachzudenken, ob sie auch richtig sein wird...“

Der Astronaut nickte. Er kannte diese Überlegungen. Aber er wußte auch, daß das Gefühl der Reue sich oft um solche Überlegungen nicht scherte. Wahrscheinlich sehnt er sich manchmal nach seinen Frauen und Kindern, oder sehnt sich danach, sich zu sehnen oder irgendein anderes Gefühl macht ihm zu schaffen...

„Dafür habe ich keine Zeit. Meistens handle ich unter Druck. Um mein Leben oder irgendeine verfahren Situation zu retten. Oder um einem Gegenspieler zuvorzukommen.“ Das hätte ich nicht sagen sollen? „Wenn ich fehlerlos leben wollte, müßte ich mich entweder völlig zurückziehen oder mich erschießen lassen.“ Mist! Was rede ich!?

Der Astronaut wiederholte im Innern: mich entweder völlig zurückziehen oder mich erschießen lassen. Oder beides. Viel mehr Möglichkeiten gab es nicht, logo.

„Toi?“ fragte der Spion.

Der Astronaut nickte und ging voraus. Wie er sich vorgestellt hatte, schnellte der andere aus seiner Entspantheit

elastisch hoch. Ein rückwärtslaufendes Video einer Fallbewegung, dachte er bewundernd. Sie stiegen die kleine Treppe hoch, die aus der Mitte des roten Raumes nach oben führte, in den Zentralraum, der darüber lag und ebenso groß war. „Da.“, wies er auf eine der vielen Türen und ging selbst in *ihren* Raum. Alles unverändert, tippte er, melde mich in zehn Minuten wieder. Okay? Okay, las er, für alle Fälle der Sicherheit ist die Pressureinheit bereits unterwegs. Machen Sie sich bereit, abgelöst zu werden, die neue Situation erfordert eine ZweiMannBesatzung und verstärkte Ausrüstung, Sie werden vorübergehend auf die Erde beordert. Gratuliere: zwei Monate Urlaub. Alles weitere besprechen wir übermorgen persönlich. Okay? Benommen tippte er: Okay. Atemlos und gedankenlos, der Bivaz hielt ihn ruhig.

Als er sich umdrehte, stand der andere in der Tür. Eine Minute kann eine Tonne wiegen. Der Astronaut wußte nicht, wen er verraten sollte. Den Major kenne ich nicht, nicht einmal seine Stimme. Und die Erde ist mir egal. Die Union erst recht. *Er* ist so schön, und er ist *da*. „Sie haben ein Schiff losgeschickt. In zehn Stunden wird es da sein.“

Der Astronaut wußte nicht mehr, *wen* er verraten hatte. Er dachte: Vor allem mich selbst! und lachte.

„Warum lachst du?“

„Ich habe an einen Witz gedacht, den mir einer von der Bodenstation gemailt hat: Zwei Planeten treffen einander, begrüßen sich. Einer fragt: Wie gehts? der andere antwortet: Schlecht! Wieso? Ach, habe homo sapiens! Da tröstet der andere: Ja, kenn ich, hab ich auch einmal gehabt. Aber mach dir nichts draus: das geht ganz von selbst vorbei.“ Der Spion zwang sich zu einem kurzen Lachen. Um Himmels willen. Zehn Stunden. Ich brauche sieben Stunden Vorsprung vor dem Schiff. Eine Stunde für die copies und die mail. Eine halbe Stunde, um ihn ins All zu schicken. Er spannte seine Muskeln und spürte, daß der Bivaz seine Reaktion beeinträchtigte, vor allem aber seinen Willen.

„Aber was erwartest du? Daß du dich hier auflöst?“

Ironie? Der Astronaut war sich nicht sicher, deshalb antwortete er nicht.

„Oder denkst du an das Heimkehren auf die Erde, Pension, Häuschen, späte Liebe?“

Achselzucken und Schneegestöber. Diese Frage will ich nicht stellen, für diese Frage habe ich keine Lösung. Ich will hierbleiben, ich weiß nicht... das ist gut!: „Ich weiß noch nicht.“, aber ich *sollte* es wissen. Auflösen wäre gut... irgendwann.

Der Spion spürte den Unwillen und fragte nicht weiter. Auflösen wäre gut, dachte er, aber so werde ich seine Leiche auf eine ewige Fahrt durch das All, das er so liebt, schicken. Das ist sicher in seinem Sinn: *Gedankenlos im All*. In der luftleeren Kälte des Nichts wird der Körper im Druckanzug gefriergetrocknet konserviert, bis er in den Sog eines Himmelskörpers oder in einen Meteoritenhagel gerät, aber das kann Millionen Jahre dauern. Ich habe keine Lust, ihn zu killen, bedauerte der Spion ein weiteres Mal, aber wenn es schon sein muß, dann wenigstens nach seinem Geschmack.

Plötzlich hörten sie die Gedanken des anderen wie eine Stimme im Kopf. Oder laut, das war nicht zu unterscheiden. Erschreckt fuhr der Spion hoch, die Hand fuhr automatisch zum Oberschenkel, wo er unter dem Leder den Lasercolt spürte. Der Astronaut horchte nach innen. Der Unterschied schien ihm nicht so groß, der Bivaz dämpfte das Erstaunen.

Sie betrachteten einander. Nocheinmal. Beiden sah man die Wirkung des Bivaz an, die Pupillen größer, die

Bewegungen langsamer und konzentrierter. Er hat keine Angst, dachte der Spion, er schaut mir ins Gesicht.

Nein, ich habe keine Angst, wovor? Was ist der Unterschied?

Ich weiß nicht, aber...ich will dich nicht töten, glaub mir, ich *muß*.

Du mußt mich töten und ich muß mich wehren.

Kannst du denn das?

Ja.

Ja?

Ja.

„Ist denn Totsein so schrecklich?“, fragte der Astronaut, denn er dachte an das All.

Der Spion zuckte mit den Achseln. Er wußte nichts Schrecklicheres.

„Wirst du die Geheimnisse der Station stehlen?“

„Ja“, sagte der Spion, „Wirst du versuchen, mich daran zu hindern und mich erschießen?“

„Ja“, sagte auch der Astronaut, „und du wirst dich wehren und noch deine FardetaGranate zünden?“

„Ja“, schloß der Spion das Gespräch.

Stumm und müde saßen sie sich gegenüber.

eine Woche

Dann war es soweit. In der Früh sah er, dass er nur noch eine Münze hatte (das Konto bis zum Anschlag überzogen sowieso, keine Aussenstände, keine Sparbücher, keine vollen Socken). Er steckte sie in die Hosentasche und setzte sich in den Park. Eine Woche, sagte er zur Wolke, die über ihn am Himmel entlang auf die Sonne zukroch, muss ich die Münze in der Hosentasche tragen, dann erst darf ich sie benützen. Er schaute den Spaziergängern nach, fühlte das glatte Holz der Bank unter seinen Fingern und fühlte sich nur von der Erwartung, sich bald beschwert zu fühlen, beschwert, sonnte sich auch in der noch unfassbaren Absurdität der Situation. Tu was, werden sie sagen, sagte er zur Wolke im letzten Moment, tu was, werden sie sagen. Aber es ist nicht so einfach, etwas zu tun, wenn man nur eine einzige Münze in der Tasche hat. Die Leichtigkeit einer einzigen Münze in der Tasche macht verdächtig, denn die Verwandlung lässt nicht lang auf sich warten und das Gespenst der Armut wird in meinem Gesicht erscheinen. Die Wolke schlug über der Sonne zusammen und wickelte sie ein wie ein abgelutschtes Bonbon, das man wegwerfen will, ohne klebrig zu werden. Und bot sie einen Moment später neu und frisch wieder an.

Eine sauber aufgefädelter Kindergarten trabte an ihm vorbei. Zwei Frauen, eine junge vorn, eine ältere hinten, wie Cowboys um eine Rinderherde bremsend und antreibend. Ihr wisst noch nichts, sagte er. Die Kinder wandten ihm ihre Gesichter unter den gelben Hütchen wie kleine Blumen zu, ein Rosablondes stolperte deswegen, mit grossen unbestimmten Augen. Aber ihr wisst auch schon alles. Auch die Erwachsenen wohnen gerne in grossen bunten Kindergärten. Kindergärten, in denen freundliche Tanten sie sanft und raffiniert von dem abhalten, was sie eigentlich tun wollen, sie mit dem Druckmittel sozialen Ausschlusses und den Versprechen belangloser Begünstigungen lenken. Ihnen Bauklötzchen verordnen wie Medizin: noch ein Türmchen bauen, noch eines und noch eines für den Papa, für die Mama, bis die Pflichten ausgehen und die Singstunde mit Gitarre und Blockflöte beginnt, in der Häschen besungen werden: Häschen im hohen Gras, im Wald, vor dem Jäger und in der Grube und nun schläft, Kinder, euren Mittagsschlaf eine Stunde lang ohne Wenn und Aber und ohne einen Mucks. Jause aus der Grossküche mit abgezähltem Nährwert. Kleine Messer und Gabeln für Kinderhände gemacht und stumpf. Weder seid stumm, noch seid laut, haltet euch in der Mitte, wer am mittigsten ist, kann sich mit einem extra Stück Schokolade als etwas Besonderes schätzen, als Glückspilz der Folgsamkeit, die sich lohnt, dafür wird schon gesorgt, meine kleinen Lämmchen. Vor der Ampel blieben sie stehen, aufeinander auflaufend, von den zwei Frauen energisch zu einem festen Knoten gebunden. Das kleine Rosablonde, verdreht in die Kette eingeknüpft, schaute sich wieder nach ihm um, starrte ihn an, schaute durch ihn durch. Kleines rosa Mädchen, rief er ihr nach, als sie mit einem Ruck von ihm gelöst über die Strasse gezogen wurde, die Städte sind für dich bunt möbliert, mit kleinen kindergerechten Möbeln, abgerundete Ecken, an denen sich keiner verletzen soll und von anspruchsloser Form, damit es lange hält und gefällt, und die Tanten sagen: schau wie schön. Daran wird das Wort schön für immer hängenbleiben, angefüllt mit der Bedeutung der Rundung, Sauberkeit und freundlichen Buntheit. Schau wie süss, das Häschen mit seinem sterildummen Bambiblick, und für immer wird Häschen Berufsziel der Kinder bleiben: ich werde ein Häschen, wenn ich gross bin, ein kleines Häschen in der Grube. Bei schönem Wetter wird das gelbe Hütchen aufgesetzt und Hand in Hand in Zweierreihen ein kleiner Ausflug gemacht, nach Kreta oder auf die Kanarischen Inseln. Weiter weg geht es nie, und bei den Ampeln treiben die Tanten den Kinderwurm mit leichten Klapsen auf die Schulter weiter, schneller! schneller! hopp! und den Anschluss nicht verlieren, wir müssen zurück, das Mittagessen in den Tellerchen mit den Häschen auf den hellrosa beschichteten Tischchen wartet! Ein Würstel und Spinat und nachher ein Pudding aus Geld. Die Kinder verschwanden um die Ecke. Ein Pudding aus Geld, wiederholte er

zufrieden seine letzte Formulierung, freute sich an seinem gerechten Zorn.

Ja. Ein schöner Tag heute, antwortete eine alte Frau mit winziger Stimme. Schwerhörig, dachte er und nickte freundlich: Ja, die Sonne ist umsonst. Darüber schien sie sich auch nicht zu wundern, grüsste noch und tappte in kleinen Schritten weiter den Weg entlang. Von hinten sah sie aus wie eine Schildkröte, der braune Mantel ein krummer Panzer, aus dem zart und faltig die Gliedmassen lugten, der kleine gelbweisse Kopf, die verbogenen Beine, das vertrocknete Händchen, das sich an der beige Handtasche festklammerte, die an mehreren Stellen mit hautfarbenen Pflastern repariert war. Plötzlich rührte ihn, dass diese Handtasche vermutlich ihre letzte sein würde und parallel mit ihr verschliss und nicht mehr gegen eine neue ausgetauscht werden würde, die eine Hoffnung auf ein weiteres Lebensjahrzehnt geöffnet hätte. Oder ist das alles ein Irrtum?, flüsterte er ihrem kleiner werdenden Rücken nach. Und ist die Stadt nicht eher ein Seniorenheim? Ausgestattet mit einer Neigung zur Schönung der Vergangenheit, die man bereits überlebt hat, während man das von der Zukunft noch nicht sagen kann. Die Zukunft mit einer Münze. Im Gegenteil, die Zukunft ist der Tod und die Gegenwart der Weg dahin, möglichst langsam und friedlich bitte. Pflegerinnen klappern in hellblauweiss gestreiften Kitteln und Gesundheitsschlapfen durch lange linoleumgedeckte Gänge, sprechen mit abwesender hellgelber Stimme sanft von Wetter, Verwandtschaftsverhältnissen und Testamenten, die sich als des Lebens letzter Schluss erweisen, tadeln mit freundlichem Kopfschütteln aufflammende Traurigkeit als ungebührliches Benehmen. In akribischer Regelmässigkeit wird das Bett gemacht, werden die pflegeleichten, weil ausgerundeten Ecken gereinigt und desinfiziert, um den Geruch des Lebens, der ein Geruch des Verfalls ist, zu beseitigen. Alles ist, um dem Personal die Arbeit zu erleichtern, aus beige marmoriertem Plastik und glattgrau, die Farben des Schmutzes zum Schutz gegen den Schmutz. Die Zimmer gleichen einander wie ein Ei dem anderen, sogar die Ehemänner der Witwen ähneln sich, überall die gleichen Hochzeitsfotos, die Fotos der Enkel und Urenkel - der zukünftigen Bewohner desselben Zimmers - in den kleinen goldenen Rahmen von Eduscho am Nachtkästchen als Beweis für den Sinn des Lebens. Der Lauf des Lebens hingegen wird im TV beobachtet, das im grossen Gemeinschaftsraum und auch vereinzelt in den Zimmerchen steht, in den sprudelnden und fliessenden Zeitläufen des unvergänglichen Lebens der Fabelwesen, Sagen und Märchen, der Prinzessinnen und der Ritter des Geldes. Des Geldes, sagte er. Er stand auf und verliess den auch von der Sonne verlassenen Park, ging die Möglichkeiten in Gedanken durch: den einmal abgelehnten Auftrag, der inzwischen an jemanden anderen vergeben war, den ehemals guten Freund, der jetzt eine interessante Position in einer interessanten Organisation innehatte (sehr peinlich), das steinerne Desinteresse der Bankangestellten (unmöglich), die gedankenlos überlesenen Annoncen (nur Hochstaplern realistisch), den Job von früher, den er vor zwei Monaten mit grosser Geste gekündigt hatte (demütigend). Ich könnte auch, sagte er zur verstaubten Tür eines seit langem geschlossenen kleinen Geschäftes, etwas Neues erfinden. In der braunvergilbten Auslage lagen zwischen Schatten der verschwundenen Waren noch blasse Plastikblumen. Wie ich es immer wollte. Wie ich es immer hätte tun müssen. Er ging daran vorüber und weiter, wo vor einer Boutique eine bunte Kleiderstange den Gehsteig versperrte. Er drückte sie soweit zur Seite, dass er daran vorbeikam: Das Geldverdienen hat sich immer zwischen mich und meinen Willen geschoben und mich daran gehindert: ein Cafe zu eröffnen, einen Roman zu schreiben, eine Eventagentur zu gründen, mit Büchern zu handeln, einen Film zu drehen oder darin mitzuspielen, ein Studium zu beginnen etc. Das Geld hat sich immer vorgedrängt in der Warteschlange der Wünsche. Er blieb an einer Kreuzung stehen und liess drei Autos passieren, bevor er weiterging, ohne die rotblinkende Empörung einer Mutter mit Kind zu beachten, die laut dozierte: der Mann geht bei Rot über die Strasse, weil er dumm ist. Weil er dumm ist, wiederholte das Kind interessiert. Bei einem Blumengeschäft blieb er stehen, zwang seinen unruhigen Blick in die Ordnung, mit der

Saisonblumen auf einem Tisch zum Appell standen. Jede mit zwei offenen und drei geschlossenen Blüten im gleich dekorierten Töpfchen. Ihr wartet, spottete er, dass man euch befiehlt zu blühen und dann blüht ihr. Alles das kann das Geld. Eine Verkäuferin kam heraus, wischte sich die Hände an der gelben Schürze: Kann ich Ihnen helfen, mit einem misstrauischen Blick zum beruflichen Lächeln. Er war versucht, eine Blume zu kaufen, aber erfasste im selben Augenblick, dass jeder dieser Blumenklone weit mehr kostete als die Münze in seiner Hosentasche. Danke, sagte er im Gehen, ich brauche keine Blumen. Die Blumen (das aber erst im Weitergehen, bereits ausser Hörweite der indignierten Blumenverkäuferin) und ich haben nichts miteinander zu tun. Sie können mich nicht kaufen und ich nicht sie, das scheint mir völlig in Ordnung. Nicht alle Unmöglichkeiten sind Verluste.

Wo soll man stehen bleiben, wenn man das Stehenbleiben nicht bezahlen kann? Das, was noch keinen Namen hatte, trennte ihn von der Welt, plötzlich war er wie impotent, konnte nichts mehr bewegen, durfte nicht stehenbleiben und durfte nichts mehr berühren. Legal kann ich nur mehr mich selber durch die Welt bewegen. Ohne Geld kann man nur mehr zerstören, was einem nicht gehört. Nichts gegen Nichts tauschen. Mist gegen Mist tauschen. In anderer Leute Stille schreien. In anderer Leute Eleganz rülpsen und den schönen Anblick versauen. Soweit bin ich noch nicht. Ins Kaffeehaus konnte er sich nicht setzen, nicht ins Kino, konnte sich nicht, wie er es früher manchmal gemacht hatte, auf einer roten Samtbank im Museum niederlassen und mit Blick auf einen Rubens eine Stunde stilvoll vor sich hin träumen. Die Münze trieb ihn also vorwärts. Er bog in die grosse Einkaufsstrasse ein, trieb mit dem Strom, fühlte die Spannung. Er ging langsamer als die meisten, beobachtete die Farben und Lichter, die riefen und lockten, und die konzentrierten Gesichter im Abglanz dieser Lichter. Er sah sie scharf und nüchtern und schrieb sich ins Gedächtnis: Die Einladungen gelten dem Geld. Das Geld will zum Geld. Und wie Masse will das Geld sich konzentrieren. Es bildet schwarze Löcher. Es verschlingt, was sich ihm nähert. Es verlangt kosmische Fliehkräfte, meine Münze gegen die Anziehung der Kassen zu halten. Er bog in die nächste Seitengasse fort. Ich schaue, sagte er, besser nicht rechts, nicht links, weil rechts wie links sind Werbewände, Plakate, Neonreklamen, Schaufenster. Ich bin noch nicht gewohnt, das Blinken auszuhalten. Ich schaue lieber auf den Boden. Was auf der Strasse liegt, darf man nehmen. Hier also bin ich unverändert frei. Kann sein, dass dort eine zweite Münze liegt, mit der ich mein Vermögen verdoppeln kann. Ein Kind schaute unter seiner Schultasche auf, als er lachte. Noch mache ich schlechte Witze: Das ist der Einfluss des Geldes. Das Kind, das zuerst nur neugierig war, verschloss sein Gesicht misstrauisch, zog die Riemen der Schultasche fest an sich. Er hielt seinen Blick wie ein Hund die Nase am Boden und sah: Zigarettenstummeln, Blütenblätter, eine Dose, Fetzen einer verwaschenen Zeitung, eine Spielkarte. Die hob er auf, freute sich, dass es ein Herzbube war und steckte sie zur Münze. Wo eine Karte ist, müssen noch mehrere sein. 52, erinnerte er sich, ist die Zahl der Wochen im Jahr. Sah sich die Stadt manisch durchstreifen, um das Pensum zu erfüllen, jede Woche eine Karte zu finden.

Abends, als sie schon im Bett lag, suchte er in allen Jackentaschen, in den Innentaschen der Sakkos, in den Rucksäcken, den Taschen der Mäntel und Hosen (sogar in ihrer Jacke) in der Dose mit Krimskrams in der Küche, und fand noch 2 Münzen. Er beschloss, sie dort zu lassen als eiserne Reserve. Nur mehr ein paar Münzen zu haben, ist Armut, flüsterte er, eine einzige Münze ist ein Geisteszustand. Er wusste aber, dass er den neuen Geisteszustand schon am nächsten Morgen wie eine Krankheit spüren würde, spürte ihn schon jetzt, denn er hatte keine Zigarette mehr und sie rauchte nicht. Keine Milch zum Kaffee, ausser sie kaufte eine. Es war die Frage, ob er sie sich noch leisten konnte.

Er stellte sich ans Fenster und schaute auf die Strasse, die langsam unter dem feinen Niesel zu glänzen begann,

fand aber keine Ruhe. Der Mond war nur ein Schimmer. Er beobachtete die Autos, die von der Perspektive flachgedrückt vorbeiglichen - wie Geldscheine, dachte er und zog die Vorhänge zu. Ging langsam durch die Wohnung mit einem neuen Blick: Was kostete wieviel, was konnte sich verkaufen lassen, auf was konnte man verzichten, was wollte man los sein. Ein kalter Blick war das, den er noch nie geworfen hatte. Er schaute auch ins dunkle Schlafzimmer, wo er sie atmen hörte. Sie atmet, liebt Eiskaffee und Schuhe, sie fährt nachts mit dem Taxi und tags ihr kleines rotes Auto, sie hat drei Zeitungen abonniert, legt Wert auf gutes Essen und Kurzreisen in europäische Städte. Sie ist teuer. Ich werde sie verkaufen müssen. Vielleicht verkaufe ich sie sogar als erstes. Ich will alleine sein mit meiner Münze. Im Hohlraum zwischen Kopf und Magen lachte er hämisch.

2

Am nächsten Morgen war es vorbei mit dem Heldenpathos. Sie kam mit Milch und Semmeln, brachte sogar Zigaretten mit und stellte mit der Siegessicherheit einer Unbekämpften fest, dass: man sich rechtzeitig kümmern müsse, es genug Möglichkeiten gäbe, es auf die Einstellung ankäme, man sich zusammenreissen müsse, sich nicht gehen lassen dürfe, dass man ein Ziel erst haben und dann unerbittlich verfolgen müsse, dass könne, wer nur wolle und man wollen müsse, dass man die Verantwortung (für wen?) nicht aus den Augen lassen dürfe, die verpflichte, auch die gemeinsame, dass man meistern müsse, dass man zupacken, anpacken etc usw müsse... Einwände hätte sie mit Leichtigkeit abgeschmettert, deshalb brachte er keine vor, er war aus Fleisch und sie aus Eisen. So liess er sie reden, nickte manchmal zur Dekoration des Moments, wartete, dass sie auf die Uhr sah, ins Badezimmer rannte und nach Minuten geschminkt wieder erschien. Dass sie ihre Tasche packte und ging und ihn mit dem neuen Zustand, den sie nicht verstehen konnte, endlich allein liess. Sie trank den Kaffee in kleinen Schlucken, als wäre er sehr heiss. Seiner war schon kühl und aus Ungeduld leerte er die Tasse in einem Zug. Die leere Tasse verstärkte seine Ungeduld, aber er beherrschte sich, denn er wusste, wann sie gehen würde, Geld verdienen gehen würde, abstrakte Kontobewegungen bewirken, sich opfern mit Opferlust, er wusste, wann sie den Taxometer einschalten und sich Minute für Minute verrechnen würde. Boshaft stellte er sich ihr Gesicht beim Beobachten der Uhr, die in Geldsekunden tickte, glänzen vor und ekelte sich, nein: war zornig.

Als sie fort war öffnete er das Fenster und hielt seine Hand mit der Handfläche nach oben in den Regen. Wenn es Münzen hagelte, würden sie mir den Kopf durchschlagen... das war wohl Heine? Büchner? Heine., erinnerte er sich und versammelte seine Gefühle gegen sie: aber sie geht jeden Tag hinaus in den Regen und hält die Hand auf und nichts passiert, weil sie selbst aus Münzmetall ist. Er zog die Hand zurück.

Die Monatskarte für die Strassenbahn, die er sonst als lästige Pflicht in seiner Geldtasche vergrub, hielt er plötzlich bei sich wie ein wertvolles Guthaben, das restlos ausgenützt werden musste. Er fuhr mit einem Bus, den er noch nie benützt hatte, an die Endstation in einer ihm völlig unbekanntem Gegend. Stieg irgendwo aus und schlug irgendeine Richtung ein. Die Armut, sprach er in die graue Strasse zu den abweisenden einstöckigen Häusern, ist ein Gespenst. Man glaubt nicht daran, wenn man es nicht gesehen hat. Wenn es doch erscheint, kann man nicht um Hilfe schreien, aus Scham. Ich schäme mich, dass ich nicht an das Gespenst geglaubt habe. Ich schäme mich, dass ich jetzt das Gespenst sehe. Es gibt keinen Ausweg aus der Scham. Dem Gartenzweig, der hinter einem Maschendrahtzaun in der Wiese hockte, nickte er zu: Ich bin in der Geisterbahn aufgewacht. Ich grusle mich, aber mein Zittern kann keiner ernst nehmen, nicht die Armen, die Gespenster - noch bin ich der Reichste unter den Armen. Und nicht die Reichen, die draussen stehen und lachen, wenn sich so ein Idiot fürchtet. Dein Lachen ist aus Plastik, wie sollst du auch mit mir Mitleid haben? Wahrscheinlich müsste ich mit dir Mitleid haben. Der Zwerg rührte sich nicht, aber eine Katze tauchte aus dem Gebüsch auf und hielt ihre

grellygelben Augen unverwandt auf seine, liess sich in Zeitlupe nieder und zwang eine kurze Pause in seine atemlose Ansprache: Niemand hört uns schreien, wir leben im Spukschloss, begegnen täglich der Angst, keine Türe gibt uns Sicherheit, jede Wand kann einstürzen, kann vom Schrecken durchdrungen werden, nirgends findet sich ein Versteck, dass die Angst nicht auch benützt.

Er fuhr kreuz und quer durch die Stadt, stand irgendwann plötzlich an ihrem äussersten Ende, wo hinter scheinbar endloser Industrieödnis plötzlich überraschend Land lag: Felder, dazwischen Alleen, die die erschöpfte Stadt ins Nichts führten, und vor allem Brachen, die schon in Bauland umgewidmet waren und auf denen das Geld, das Früchte tragen würde, schon gesät war, bis dahin aber noch ganz dem nutzlosen Wachstum der Natur hingegeben waren. Er kannte die Namen der Unkräuter nicht, aber ihre Gesichter: die lila Dolden, die ihm bis zur Hüfte reichten, die blassblauen Sternchen auf dünnen Stengeln, die grossen weissen Dolden voller Läuse, die Gräser mit ihren stolzen Frisuren. Wer noch nie zu Boden gefallen ist, hat vor dem Boden grosse Angst, mahnte er sich, man muss es üben. Er liess sich zwei-, dreimal fallen, bevor er im hohen Gras liegenblieb, das sich über seinem Gesicht fast wieder schloss. Bald fühlte er das Kratzen und Jucken von Ameisen und Heu, und die Feuchtigkeit liess ihn trotz der Sonne frösteln. Zwei Flugzeuge kreuzten über seinem Himmelsausschnitt. Dazwischen sah er den Punkten auf der Netzhaut beim Fallen zu.

Euridike, die Orfeus sich ersehnt, ist tot. Ist tot und ist auf diese Weise unsterblich, auf die Tote es sind: nichts kann sie aus diesem Tod drängen. Orfeus liebt das Puppenspiel seiner Erinnerung. Er liebt die Lieder, die er für sie gesungen hat, er liebt die Liebesworte, die er für sie erfunden und ihr ins Ohr geflüstert hat, er liebt die Ewigkeit, mit der er sie lieben wird, weil nichts sie mehr trennen kann: die tote Euridike und Orfeus am andern Ufer.

Später fuhr er mit demselben Bus eine andere Strecke zurück, vorbei an einem Bezirk flacher Glashäuser und Gemüsefelder, die ihm wie Sehnsucht hängen blieben, als er erschöpft im Zentrum ankam. Er ging, er fuhr. Wo er war, konnte er nicht bleiben. Es gab keinen Ort, wo er hinwollte. Zwischen diesen unmöglichen Orten musste er in Bewegung bleiben. Der bewegliche Ort, an dem er sich befand, war: die Flucht.

Obwohl er sein Gesicht wie gedankenverloren abwandte, sah ihn ihr Exfreund am Gastgarten des Kaffeehauses vorbeigehen, rief ihn. Hast du Zeit? Setz dich doch zu mir. - Ich hab meine Geldtasche nicht bei mir, ich muss sie verloren habe... - Pech. Ich lade dich ein. Natürlich, antwortete er in Gedanken, setze ich mich, weil ich nehmen muss, was ich kriege, weil ich jetzt kein Almosen ausschlagen kann. Wenn ich nichts mehr kaufen kann, kann mich jeder kaufen. Gerne, sagte er und dachte an den Kaffee und endlich Sitzendürfen nach dem langen Herumziehen. Beschloss, es zu geniessen. Das Gespräch lenkte er auf Klatschgeschichten, um nichts Persönliches zu berühren, aber er fand keinen Genuss an diesem Kaffee, den er mit Lügen bezahlte. Es ekelt mich an, sagte er zur Wolke, nachdem er unvermittelt aufgesprungen war und ihren Exfreund fast brüsk verabschiedet und den Kaffee nicht einmal ausgetrunken hatte, als Toter zwischen Lebenden zu zappeln, als Kranker den Gesunden querzuhetzen. Er ging gegen den Strom in der Fussgängerzone, wo die Menschen sich brav an die Verkehrsregeln der Autos hielten und schaute ihnen ins Gesicht. Alle trugen die Unnahbarkeit, die er verloren hatte, als glatte Haut im Gesicht. Er beobachtete die Gesichter: reine Samtflächen, an denen sein Blick abperlte wie eine unsaubere Flüssigkeit. Vogelfrei und spliternackt, enthäutet trieb er zwischen Statuen.

Abends blieb er vor seiner Tür stehen wie ein Dieb und lauschte. Als er sie hörte (in der Küche? schleifende Geräusche als Störenfriede in seiner Stille. Er versuchte sich vorzustellen, was sie tat: zog Sessellehnen am Tisch

entlang, zerrte einen Sack über den Boden, verschob ein Kästchen? Wie im Traum war die Wohnung in seiner Vorstellung abstrakt und schattenlos von innen erleuchtet, sie stand wie eine knirschende Papierpuppe darin, ohne Wirklichkeit) schlich er das Stiegenhaus hinunter und hinaus in eine lange Nacht.

Die Sehnsucht ist wie ein Rausch, der Angst und Zweifel überrollt wie ein aufgewühltes Meer. Die Liebe ist ein Ziel. Euridike. Das Ziel ist klar. Orfeus, der Sänger, trägt in den Ohren die Melodie der Hoffnung und der Wunsches. Der Wunsch beschleunigt den Weg durch die Dunkelheit des Hades, denn Orfeus wandert in seiner eigenen Dichte, misst die Schritte mit seinem eigenen Mass. In Gefahr wird das Ziel deutlich, die Liebe groß und der Weg klar. Die übliche Illusion der Katastrophe. Vor sich sieht er das Erinnerungsbild an das Glück, die Fata Morgana seiner Erwartung. Seine Augen leuchten durch die Düsternis, seine Ohren überhören das Knistern und Scharren der Schatten, (er hört nur die Melodie der Sehnsucht), er fühlt nicht den ekligen weichen Grund unter den Füßen, riecht nicht den Moder, sondern fühlt die süsse Haut und den Duft der Erinnerung. Er hat sich auf die Spur seiner Sehnsucht gesetzt und fährt nun wie ein Maschine darauf entlang, von seinem Ziel unbeirrbar vorwärts gezogen. Es gibt keine grossere Kraft als den Wunsch, der nach Erfüllung sucht. Der Durst, der Hunger, die Sehnsucht ist des Menschen stärkster Muskel.

3

Den nächsten Tag begann er allein, ohne Kaffee und ohne Zigaretten. Sie war gegangen, ohne ihn zu wecken. Gegen Mittag weckte ihn das Telefon. Ihre Stimme kündigte den Streit schon an. Was ist das Problem? Und während er noch überlegte, welches aus den vielen Problemen der letzten Tage sie, die nicht dabei gewesen war, meinen konnte: die Traurigkeit, der Zorn, der grosse Zorn, die plötzliche und schmerzhaft Helligkeit, die Angst, die Hässlichkeit, mit der er sich plötzlich sichtbar fühlte, vogelfrei fühlte, das Wetter, dem er sich ausgesetzt hatte, schoss sie weiter auf ihn ein: Reiss dich zusammen, du lässt dich total gehen, ich hab keine Lust, dir dabei zuzuschauen, wie du dich gehenlässt. Tu was. Du kannst nicht einfach nichts tun. Er hörte nur zu und sammelte das Wort gehenlassen ein. Das ist überhaupt nicht mein Job, dir einen Job zu organisieren, aber ich hab gestern Kämmerle getroffen, zufällig, und ausgemacht... er würde dich wieder nehmen. Kämmerle, dachte er, Kämmerle. Die Erinnerung an das Glück tauchte auf, als er zuletzt aus dem Büro gegangen war, zwei Stufe auf einmal nehmend die enge Treppe hinunter in die Freiheit laufend, so dass er bei den Postkästen gegen die Wand getorkelt war, weisse Hände von der abfärbenden Wand wie Fahnen des Friedens. Kämmerle. Er sah den glatten eleganten Nacken vor sich, die nach hinten pomadisierten weissen Haare, die einen Helm um seinen Kopf panzerten, roch die fast schon zeremonielle Selbstsicherheit antiker Männlichkeit unter Memmen und Frauen. Ein Mann, der den Platz, den er benötigte, fugenlos ausfüllte, unangreifbar, weil hermetisch verschlossen wie ein glatter grauer Stein gegen den Wind der Zeitläufe, konservativ wie eine Mumie. Herr Doktor wurde er von Kellnern und Beamten genannt (war es aber nicht). Du kannst morgen vormittag bei ihm vorbeischaun, sagte sie, er ist bis dreizehn Uhr... Dreizehn Uhr, sagt sie, sagte er und drückte ein tiefes Loch in seinen entspannten Oberarm, gelangweilter Zorn, dreizehn Uhr ist keine Zeit. Schweigen. Nachdem sie aufgelegt hatte, sprach er weiter in den Hörer, der ihm Duu ins Ohr rief, Duu: Du bist eine Feindin geworden, vor der ich mein Leben als Spion verbergen muss. Duu. Du gehörst zur Armee der Fragenlosen, der Satten, zu denen, die das Recht in ihrer Geldtasche, auf ihrem Konto gesichert haben, während ich mich zwischen den feindlichen Linien unter deinem Beschuss befinde. Lass mich allein.

Er wollte mit niemandem mehr reden, das Telefon schaltete er ab, liess es im Vorzimmer liegen. Die letzte

Münze forderte ungeteilte Aufmerksamkeit und beanspruchte ihn wie ein Verwandtenbesuch, der einem die eigene Welt entfremdet. Er ging dieselben Strassen entlang, die er seit Jahren, seit Jahrzehnten kannte, aber durch die Münze waren sie verändert.

Bei der Ampel sah er Andreas, offensichtlich auf dem Weg aus dem Büro nach Hause, die Aktentasche unter dem Arm, ein straff zu Boden spannender Sack (mit Büchern wahrscheinlich) an der Hand, am Ohr das Telefon. Die Strasse, das sagte Andreas' Körper, war Widerstand, der ihn eine Weile festhielt, gegen den er kämpfte, den er überwinden würde. Für einen ins Büro oder aus dem Büro nach Hause Eilenden war die Strasse kein Ort, nur der Übergang zwischen Geldverdienen und Geldausgeben, zwischen Geldausgeben und Geldverdienen. Andreas gehetzter Gang erinnerte ihn an Kämmerle, an das Büro und den Gegenwert zum Recht: die Unterwerfung unter das Recht. Kämmerle, der nie hetzte, weil er das Recht auf Langsamkeit in festem Besitz hatte, korrigierte Entwürfe mit dem Rotstift. Seine eigenen (schlechten) Exposés, gab er weiter: Verbessern Sie das. Danach beschwerte er sich über Änderungen und es wäre so viel einfacher gewesen, alles neu zu formulieren. Kämmerle hatte noch keiner ohne seinen gelben Anzug gesehen. Ein Dia fiel mit einem Klacken in seinen inneren Projektor: ein Kasten voll gelber Anzüge. Aber das passte zu den Kontrollattacken, dem Mithören von Telefongesprächen, der ästhetische Kontrolle über die Büroräume. Kämmerle.

Er blieb stehen, sah Andreas zu, wie er um die Ecke bog. Wenn man lügt geht man schneller, wenn man aufhört zu lügen, wird man sehr langsam, sagte er zum Gehsteig zu seinen Füßen, der gescheckt war von Ausbesserungen, mit der Zeit beschriftet. Zum ersten Mal war ihm bewusst, aus wieviel Arbeit, Mühe und Material die Stadt bestand. Wer weiss, fragte er die Strasse, wie du aussiehst, wenn ich nicht einmal eine Münze hätte. Wenn du zum Wartesaal wirst. Der Friede, in dem er die Strasse entlangtrieb, war ein Zerrbild des Krieges, in dem er sich als Spion der Armut inmitten eines gedankenlosen Wohlstands befand. Nein. Doppelspion im Land der Armut.

Zuhause hockte er sich vor den Kühlschrank und begann, das oberste Fach zu leeren: ein Käserest, Butter, ein Ei unbekanntes Alters, das er sonst kurzerhand weggeworfen hätte wie auch die Kartoffeln, die aus dem geschlossenen Netz heraustrieben. Gut, dachte er, als er den Bestand inspiziert hatte, reicht für vier Tage, und entwarf einen Schlachtplan.

4

Am Morgen war der Himmel weiss, als hätte ihn jemand ausgeschnitten. So flach und nichts war er, dass es ihn wunderte, einen Hubschrauber zu hören. Danach war die Stille stiller als sonst. Gut. Er stand am Küchenfenster, sah in den Hof, ins Stiegenhaus des verwahten Hauses gegenüber. Ein Schatten trieb auf der Treppe. Ein Handwerker erschien im Hinterhof, auf den er sah, und spuckte auf den Müllhaufen, der sich in den letzten Wochen dort angesammelt hatte. Blaue Säcke, nachlässig zusammengerollte Reste grauer Spannteppiche, Kabelgewirr, Papierbündel. Eine Krähe klackerte wie ein schlecht aufgezoogenes Uhrwerk das Blechdach der Garage entlang. In zwei Wochen war die Miete fällig.

Eine Münze, erzählte er dem weissen 4.Tag, ist eine Münze. Die Zahl der Wahrheit ist eins. Wahrheit bedeutet den Ausschluss aller Möglichkeiten. Nichts bleibt noch möglich als das Eine. Eins ist. Das Ende der Ausflüchte. Erst jetzt, erzählte er der Münze, ohne sie anzusehen, bin ich Kapitalist. Eine Münze ist nicht keine Münze. Ein winziger Kapitalist. Ich besitze eine Münze und weiss es. Aber die Münze weiss nicht, dass ich glaube, sie zu besitzen.

Er zog die Münze aus der Hosentasche und legte sie vor sich auf den Tisch, spielte Theater. Auftritt der Münze.

Tusch. Abtritt der Münze. Applaus. Erneuter Auftritt der Münze. Tusch. Tātātātā. Abtritt. Applaus. Hier liess er den Herzbuben erscheinen und sich verneigen. Auftritt der Münze. Tusch. Abtritt. Applaus. Dankbare Verneigung des Herzbuben. Auftritt der Münze. Applaus. Was soll eine Münze sonst tun? Sie betritt Geldtaschen, um sie wieder zu verlassen, um sie wieder zu betreten. Ihr Erscheinen ist eine Freude, ihre Aufgabe der Abgang. Je schneller, desto besser. Der Zustand ist nicht deine Sache, sagte er zur Münze, du bist der Wechsel. Dass ich dich zum Bleiben zwingen, dass ich dich in meine Hosentasche eingesperrt habe wie ein blosses Ding, setzt unsere Beziehung einer schweren Belastung aus. Das hat dich verändert. Solange ich dich in meiner Hosentasche trage, ist deine Potenz in banale Existenz zurückgestuft. Aber ich spüre, wie du dagegen ziehst, wie dein Gewicht gegen mich kämpft, um in deine Parallellgesellschaft Geld zurückzufließen, in der wir Menschen nur Transportmittel sind. Dort teilst du die Dinge wie die Ideen in metrische Einheiten, schneidest alles in Stücke, zerreisst Zusammenhänge, zerlegst die Welt in Wertschnipsel, zerlegst den Wert, zerzählst den Wert in Kommastellen einstiger Bedeutung, aus der Einheit herausgezählt. Der Geldblick, zu dem du mich korrumpierst, zerschlägt die Einheit in Einheiten, teilt den Willen in Soll und Haben. Das Geld ist ein Blickfilter, dessen enges Netz püriert, was noch Form hatte, und unkenntlich verschmilzt, was sich gegenüberstand. Sollen die Münzen doch sich selber zählen, rief er gegen seine Hosentasche, sollen sie sich in den Münzzählautomaten ihren Orgien hingeben und sich zum Zahlenwunder vereinigen. Sollen sie wie germanische Zwerge durch die Röhren in die Gruben ihrer Ordnung rasseln, sollen sie alleine für sich in den Tresoren liegen und ihren Wert schützen. Sollen die Geldscheine sich nach den rechten Ecken ausrichten und ihre Bilder zu Stapeln fügen, sollen sie sich bügeln und flach zählen.

Eine Münze ist nicht Geld.

Wieder sass er in der Strassenbahn, liess sich kreuz und quer fahren, sich in den grossen Park stossen, trieb dort durch den Wald. Er beobachtete seine Füsse auf dem Boden, dem dichten braunen Geflecht aus vergangenen Herbstst, das seinen Tritten nachgab und sich wie ein Mund, wie Arme, wie ein Geschlecht der Liebe öffnete, bereit, alles und auch ihn selbst in sich aufzunehmen, das mit dem dunklen Duft von Moos und Pilzen lockte. Vor ihm öffnete sich aus dem Wald eine ovale Lichtung, die fettgrün leuchtete wie das Paradies ohne Menschen, grün in flimmernder Vielzahl der Farben, aus gelben, blauen, braunen, rotem Grün, aus kräftigen und blassen, matten und glänzenden Lichtern. Der wogende grüne Pelz sprang hinter jedem Schritt elastisch wieder hoch, als hätte sein Fuss nie wirklich den Boden berührt. In dieser Wiese hinterliess er keine Spur, diese Wiese liess ihn als Traum vorüberziehen. Doch der Wald war nicht der richtige Ort für seine Unruhe, die zu den Menschen gehörte. Ich verneige mich vor deiner unberührbaren Schönheit, Wald, nur hilft mir das nicht auf die Spur. Die Schönheit und die Armut sind zwei Begriffe, die nichts miteinander zu tun haben. Und ich muss die Armut einsammeln, entschuldigte er sich, ich arbeite an einer Begrüssungsrede. Liebe Armut, begann er, lange habe ich dich nicht gewürdigt, deine Bedeutung und deinen Anteil an Luxus unterschätzt. Du warst ein willkommenes Sujet für Märchen und Kostümfilm - als zarte tragische Elfe. Du hast als Drohmittel in der Kindheit gut gewirkt (eine Hexe aus der Vergangenheit), Du hast die Jugendjahre mit Widerstand versüsst (als zorniger Racheengel). Du hast mir gelegentlich (als schwarzäugige Philosophin) aus afrikanischer Entfernung kurze Lustpausen verschafft, von Vergesslichkeit leicht wieder übersprungen. Das alles aus natürlicher Bescheidenheit, aus der dir innewohnenden Zurückhaltung, im Sinne Deiner Mystifizierung. Nie hast Du Dich in den Vordergrund gedrängt, wo wir unser fortschrittliches europäisches Leben führten, sondern Dich als Gespenst vorführen lassen, als Schwarzweissfilmriss. Wir haben Dich gerne mit Schuld (protestantisch) verwechselt. Wir haben dich noch lieber mit Versagen (kapitalistisch) verwechselt usw. Liebe Armut, aber nun, nachdem Du

solange gewirkt hast und Dich auf Deinem Weg trotz aller Versuche, Dich zu diffamieren und ignorieren, nicht hast beirren lassen, müssen wir Dir Gerechtigkeit angedeihen lassen und dir Hauptmiete in unserem Haus gewähren. Er schlug sich durchs Unterholz, um den Weg abzukürzen. Zwei Mountainbiker stürzten an ihm vorbei, verfolgt von einer Dogge. Er sah ihnen nach und rief der Dogge hinterher: Die Armut ist die Matrone, die aus unsrer ehemals kühnblondierten Geliebten geworden ist, wir müssen unsere ehelichen Pflichten erfüllen, wir müssen mit ihr leben. Er kam zurück auf den ausgetretenen Weg, der wie ein braunes Rinnsal durch die Wiese lief und folgte dem Verlauf über die grosse Lichtung, vorbei am verlassenen Kinderspielplatz, an den kleinen Gasthäusern, den Hütten hin zur Schleife der Strassenbahn. Alles ausser ihm war völlig neutral und duckte sich unter dem schweren Himmel.

Aber schon als er die Strassenbahn ins Zentrum zurück nahm, stieg vor ihm ein untersetzter alter Mann in einer pyjamafarbenen Hose ein, die in grossen unbeholfenen Stichen genäht oder ausgebessert war. Er setzte sich langsam hin und zog dabei die Hosenbeine hoch, um die lumpige Hose zu schonen. Die Plastiksäcke in seiner Hand gebrauchte er offensichtlich schon lange als Taschen. Irgendwann für einen kurzen Werbeauftritt konzipiert, waren diese Plastiksäcke, diese Reste der Besitzverheissungen, zum Symbol der Armut verkommen, hatten das Plastikhafte verloren, waren verknittert wie Papier, der bunte Aufdruck fast ganz abgewetzt. Das ist Armut, erklärte er sich staunend, wenn man das Billigste sparen muss. Wenn man das sparen muss, was für andere umsonst ist. Diese Plastiksäcke sind mein erstes Objekt im Museum der Armut. Aber die Fröhlichkeit der Armut stellte er gleich daneben: Auf einem Ausläufer des Parkes, einem Grasstreifen an der Strasse, sah er eine türkische Familie trotz des tristen Wetters auf bunten Decken zwischen noch grellbunteren Proviantboxen, Plastiktaschen, unter grossgemusterten Schirmen sitzen. Die Frauen waren dunkel angezogen. Die Kinder spielten ein undefinierbares Spiel, bei dem eines sich die Augen zuhielt. Den, der nichts verloren und nichts zu verlieren hat, macht Armut lustig.

Am Eingang zur UBahn wich er einem Bettler aus, der im Kreis torkelnd versuchte, jemanden, irgendjemanden aus dem Strom festzuhalten, aufzuhalten und zu einem Blick zu zwingen. Er kam auf ihn zu wie eine Distel. Gegen den Regen trug er einen kunstfellbesetzte Anorak. Mit panischem Hass in den Augen und Verzweiflung in der Stimme bat er um eine Spende, wiederholte immerfort die gleichen Worte gegen den Regen. Bitte eine Spende. Bitte eine Spende. Bitte eine Spende. Bitte eine Spende. Bitte eine Spende. Bitte eine Spende. Die Wörter lösten sich auf, wurden leergemurmelte Fürbitte, ein Angstlied im Dunkeln, der Jammer eines Kleinkindes. Er zwang sich, dem Gespenst ins Gesicht zu sehen: eine blasse verwüstete Lichtung im Gestrüpp. Doch der Strom spülte vorbei. Niemand blieb stehen, keine Mutter in Sicht. 10.000 Jahre Fegefeuer, spielte er sein Spiel der Sünde: 10.000 Jahre für das abgewandte Gesicht, für die Selektion, die den Bettler aus dem Kreis derer warf, die eine Antwort wert waren. 10.000 Jahre für die Kälte, die den Regen verdoppelte. 10.000 Jahre für die Faulheit, sich den Griff in die Tasche einzusparen. 10.000 Jahre für eine Unterlassung wider besseres Wissen. Er hatte die katholische Vergangenheit schon lange restlos zu den Märchen geräumt, aber das Strafmass des Fegefeuers war die einzige übriggebliebene Gerechtigkeit, überhaupt das letzte übriggebliebene Mass für die bedenkenlosen Bewegungen des Einzelnen. Gut, dass es das Fegefeuer nicht gibt, dachte er, gut, dass die Welt so vergesslich ist wie ich und dass mit uns auch unsere Sünden für immer verschwinden. (Und das ist die Strafe, dachte er, statt des Fegefeuers.) Die Schuld stellte er als drittes Objekt ins Museum.

Das vierte Objekt waren die Schuhe der kleine faltigen Gitarristen, der in einer Ecke des Ausgangs mit unendlicher Geduld und Freundlichkeit über die wenigen Münzen im Gitarrenkoffer hinausspielte. Sein Blick schwebte wie eine Möve über dem Nest aus zerbrochenem Leder. Wind zerrte an den Häusern und trieb feuchte

Wolken in die Gesichter, hetzte die Wolkenschatten wie Schriftzeichen über die Stadt.

Das fünfte Objekt war die Stimme im Autobus, in den er vor dem Regen flüchtete. Die Stimme war vollkommen ausdruckslos, als wäre es ein auswendiggelerntes fremdsprachiges Gedicht mit unbekanntem Inhalt. Jeder Satz endete in einem Bogen, zwischen den Sätzen waren die Brücken abgerissen. Eines Tages wird mir der Kopf vom Hals fallen. Die Balance des Kopfes gelingt mir nicht. Ich schlafe viel, schlafe mich dem Pflanzensein entgegen. Wenn ich aufwache, bin ich so sehr Mensch, dass es wehtut. Ich funktioniere nicht, bin der Geist in der Maschine. Ich habe keine Arbeit. Kein Geld. Jede Bewegung findet meinen Widerspruch und meinen Widerstand. So komme ich über den Kampf gegen mich nie hinaus. Ich rase und bleibe dabei, wo ich bin. Ich leide, aber es gibt keine Wunden. Irgendeine geheime Tätigkeit, von der ich nichts weiss, nimmt meine gesamte Kraft in Anspruch. Ich bin immer müde. Doch mein Jammer hat keine Bedeutung

Er drehte sich um, sah der Frau ins Gesicht. Es war ein Gesicht, von dem man schnell fortsehen möchte, wie enthäutet und gequetscht. Von den Nasenflügeln zogen sich Falten bis zum Kinn und umgrenzten ein rotfleckiges Feld, darin lag das Zentrum: der offenstehende Mund. Sie begann von vorne: Eines Tages wird mir der Kopf vom Hals fallen. Die Balance des Kopfes gelingt mir nicht. Ich schlafe viel... Er betrachtete ihren Hals. Mass die Proportionen. Sie könnte einmal schön gewesen sein, vor zwanzig Jahren. Wie alt sie war, konnte er nicht schätzen. Sie schob einen neuen Satz ein: Die Ärzte haben mich aufgegeben. Ich werfe die Tabletten weg. Ich werfe alles weg. Irrenanstalt, dachte er, klar. Sie ist einsam, redet mit allen, weil niemand mit ihr redet. Im Bus hat sie genug Zuhörer, billige Therapeuten. Raffiniert. Er lächelte ihr zu, so vorsichtig, dass sie es nicht bemerken konnte. Sie erwiderte seinen Blick nicht, sondern sah durch ihn durch, dann auf die nassen Scheiben, wo in nervösen Streifen der Regen nach unten wollte und vom Fahrtwind abgetrieben wurde. Er fuhr eine ganze Runde mit dem Bus, dann noch eine halbe, bis er keine Lust mehr hatte. Sie auch.

Nach einer Wanderung, deren Dauer er nicht schätzen kann, weil er sie in seinem Innern verbracht hat, findet er Persefone und singt sein Lied, lässt seine Tränen klingen und den Schrei nach Erfüllung hallen. Die ganze Kraft seines Wunsches zentriert sich in dieses Leidenslied.

Nur in der Verlagerung des Gewichtes findet mein Körper Ruhe. Nur in Beschleunigungen oder im Abbremsen findet mein Geist Frieden, für das Sein bin ich nicht geeignet. Nur wenn ich die Richtung wechsle, scheine ich voranzukommen. Ich möchte unsichtbar sein. Der Beobachtung möchte ich entkommen, ich will die Entfernung zur Normalität nicht abgemessen wissen. Das Reden, sagte sie mit ihrem roten Unterkiefer, ist meine Fortbewegung.

5

Dann wird der Wunsch gewährt. Die Hoffnung ist angekommen und verwandelt sich. Die Erfüllung steht vor ihm und ist nur ein Schatten des Wunsches. Er soll, so sagt man ihm, die wiederbelebte Euridike, die Erfüllung seines Wunsches, mit sich nehmen, aber sich nicht nach ihr umdrehen. Er geht los, den erfüllte Wunsch hinter sich. Vor ihm liegt die Dunkelheit. Er strengt seine Augen an, doch kaum ist der Weg zu sehen. Schatten huschen vorbei, glühende Augen, Sisyphus Stein verfehlt ihn nur knapp, geisterhaft hallt Tantalus Klage, die Vergeblichkeit stellt sich ihm in den Weg, die Angst begleitet ihn und die Schwärze dringt in seine Seele. Er verliert die Orientierung, der Weg streckt sich unter seinen unsicheren Füßen, er ist ohne die Melodie, die an er Persefone versungen hat, schwach und muss den Ballast seiner Erfüllung mit sich ziehen. Das Gewicht in seinem Rücken

wird grösser mit jedem Schritt. Die Erfüllung des Wunsches wird den den Wunsch nicht ausfüllen, das fürchtet er.

In dieser Nacht presste sich die Erde gegen ihn wie in einem Kampf und er träumte er so viel, dass er elend aufwachte, als hätte er nicht geschlafen. Er ass das zweite Fach des Kühlschranks zum Frühstück leer: Tomaten, eine Dose Sardinen, ein Apfel, ein Bier, und fiel er zurück in eine traumlose Runde Schlaf. Nachdem er den Kühlschrank völlig leer gegessen und die verschimmelte Nachbarschaft von Tomaten und Käse weggeworfen hatte, war er zufrieden. Er beschloss, die zwei Reservemünzen in Kaffee und Milch zu investieren, um wenigstens einmal ein paar Wörtern den Mund zu öffnen.

Vom Herumlaufen der letzten Tage war er erschöpft und auch gelangweilt. Er versuchte erfolglos zu weinen. Ab und zu lief er zum Fenster, mal da, mal dort, um sich das Wetter anzusehen. Der Sturm fuhr in Wellen durch die Blätter, blättert in den Himmelfarben. Dann sass er stundenlang vor dem Fernseher, der vor ihm hinglückerte wie eine Amme, ein Gegengift zum Gift der letzten Tage, er ging nicht ans Telefon, hörte aber die Nachrichten ab, und öffnete nicht, als es (die Putzfrau) klopfte.

6

Du? Na so was, sagte sie, du wohnst also im 5. Stock, im 6. Stock - ich wusste nicht - und ein Zufall - nicht. Die Sprechanlage teilte ihre Stimme in blecherne Happen. Aber erleichternd, dachte er, dass es so klingt wie es ist, nach 20 Metern Abstand, nach 10 Jahren Abstand, der zwischen ihnen lag. Willst du heraufkommen, fragte er und liess, ohne auf ihre Antwort zu warten, den Türöffner summen. Er stellte sich vor den Spiegel, um zu kontrollieren, was sie gleich sehen würde. Er strich sich die Haare glatt, nannte den Sechstagebart *bohemiesk*, fing die Augen ein, um den festen Blick zu üben, mit dem er sie begrüssen würde. Der Mann mit der Münze, legte er sich zu recht, der *Münzenmann* heisst dich willkommen.

Na so was, sagte sie, schwenkte einen Gipsarm wie eine Trophäe, du. Wortlos nahmen sie sich in die Arme. Er fühlte ihre Blumenstrausfrisur an seiner Wange blühen, die kleinen Schultern, die schmaler und tiefer an seiner Brust lagen, als er inzwischen gewohnt war.

Beim Kaffee (mit Milch!), im klar und grell aufblühenden Sonnenlicht, redete er alleine, führte sie durch die letzten Tage, durch die letzten Jahre zu sich hin, er wollte nicht mehr allein sein. Wie früher zerfloss sie im Zuhören und hielt sich gleichzeitig in Distanz.

Er erzählte sich die Demütigungen des Geldes von der Seele. Dann die Demütigung des fehlenden Geldes. Als Resumee die Demütigung durch die Existenz des Geldes. Doch die letzte Münze lasse ich nicht aus, drohte er in ihren offenen Blick. Wie begegnet man der Katastrophe, die man jahrelang kleingeredt hat? Die man in den Minusbereich gerechnet hat. Soll man sie bekämpfen, sich ihr ergeben, soll man sie überhaupt zugeben? Sie wie eine Fahne schwenken und damit in einen Krieg ziehen? Gibt es ein Schicksal, in das man sich fügen muss? Oder ist tatsächlich alles eine Prüfung, die den Wert, den man hat, und das Recht, das Lebensrecht feststellt?

Na geh, sagte sie amüsiert. Was denn?

Weil er sie kannte, dachte er, sie denkt: Dass ich Fragen stelle, weil ich behaupte, die Antworten zu kennen. Sie denkt, ich geniesse den Pathos. Aber ich weiss es doch wirklich nicht. Die Armen, redete er in seine leere Tasse, wohnen in der Armut so wie ich im Wohlstand gewohnt habe, ohne es zu bemerken. Wahrgenommen wird immer nur die Veränderung. Aber man müsste lernen, Zustände zu empfinden und die Spannung der Aufmerksamkeit wie ein Kraftwerk zu erhalten, nicht bloß ein Umspannwerk zu sein. Er lief für sie noch einmal

die Wege, die er seiner Münze nachgerollt war, aber die Kraft war erschlaft, die Knochen seines Zorns zerbröselten, er fühlte, wie er in die Schläfrigkeit zurücksank und konnte seine Muskeln nicht mehr dagegen spannen. Die Worte waren abgeschliffen und geschmacklos vom Daran-Lutschen, das Scheinwerferlicht seiner Blicke im plötzlichen Sonnenlicht fahl wie ein Schatten. Der Pathos des Verlustes mündet in den gewöhnlichen Mangel, wusste er, der sich verwäscht, an den man sich gewöhnt wie an einen Gebrauchsgegenstand, den man schliesslich nicht mehr sieht. Er dachte nicht mehr an geflickte Hosen, die eingeschlagenen Köpfe im Münzregen und die Hölle des Bettlers, sondern es tat ihm leid, dass er sie nicht zum Essen einladen konnte.

Orfeus, der Sänger der Sehnsucht, sehnt sich nun nach dem unerfüllten Wunsch, der ein unerfüllbarer Wunsch war.

Oder: nach dem Unglück. Oder: nach der Sehnsucht. Am meisten: nach der unerfüllbaren Sehnsucht. Die sich verkleidet und die man deshalb nicht erkennt. Er zählt die Lieder, die er über sein Unglück hätte singen können. Er erinnert sich an das Wünschen, an den Hunger und den Durst, erinnert sich an die Erinnerung. Er hat also Sehnsucht nach der Sehnsucht, Hunger nach Hunger, Durst nach dem Durst. Ein Künstler braucht das, sagt er sich: braucht den Motor der Unglückes und nicht die Bremse der Erfüllung, die ihm das Glück des Wünschens zerstört.

Er dreht sich um.

Er hatte grosse Sehnsucht, die ganze Woche gegen sie einzutauschen, alles zu vergessen in ihrem Duft, eine neue, ganz andere Woche zu beginnen, sie in seinem Bett zu landen.

In seine Erschöpfung sagte sie: Na du.

Ja, sagte er in ihre blauen Augen hinein, hast du Lust, wir gehen spazieren, hast du Zeit, komm. In den Wald. Er sah die rosa Kniespitzen unter dem schwarzen Rock. Naja, sagte sie schliesslich, ich muss gehen.

7.

Die Frau mit dem roten Unterkiefer sah er am gleichen Platz im Bus sitzen wie drei Tage davor. Beinahe stieg er nicht ein. Als er aber im Drall einer wimpernschlagschnellen Entscheidung doch einstieg, setzte er sich in ihre Nähe, damit er sie hören konnte, falls sie wieder ihre Leier rührte. Der Bus streckte sich hydraulisch wie ein erwachendes Tier, bevor er loslief. Diesmal bemerkte sie ihn, oder noch seine Aufmerksamkeit, und was sie sagte, galt ihm persönlich. Als sie aufstand und auf ihn zukam, bekam er Angst. Instinktiv fuhr er mit der Hand in die Hosentasche und wühlte nach der Münze und streckte sie der Frau entgegen. Sie nahm die Münze. Er wusste, dass hier der Untergang des Abendlandes gesät wurde. Nichts war mehr rückgängig zu machen, die Münze schloss ihr den rotrauen Mund, schlug ihr die Worte aus dem Mund.

Orfeus, du hast dich absichtlich umgedreht. Du hast die Angst gehört und dich vor ihr gefürchtet. Du hast gelogen. Du wolltest die Liebe nicht. Deine Liebe ist eine Katastrophe - katastrophal, weil sie fehlt. Von den Liebenden sollst du zerrissen werden.

Sie drehten sich beide um und stiegen bei verschiedenen Türen aus dem Bus, gingen in verschiedene Richtungen auseinander. Ich und mein Abbild, dachte er, schlug mit der Spitze seines Fusses eine Plastikflasche aus dem Weg. In der einen Sekunde, bevor er alles wieder vergass, geriet er in das überraschende und blendende Licht

der Erkenntnis, dass auch das, was als Kavaliersdelikt leicht vom Tisch gefegt war, im wahren Strafmass gemessen wurde, selbst wenn er die Strafe später nicht mehr damit in Verbindung bringen würde. Immer wird man am Ganzen gemessen. Dann vergass er schnell. Vergass alles. Ohne zu denken nahm er den hundertmal, tausendmal gegangenen Weg durch die kleine, nach Hundepisse stinkende Gasse, bog nach links, bog nach rechts ein, nahm den vertrauten Weg am schmalen Gehsteig, an der Boutique Charla, dem grünen Tor vorbei. Nach dem Hutgeschäft bog er in den Hof ein, nahm die rechte Stiege, zog hoch bis in den zweiten Stock zur weissen Tür mit dem rosa Schild, klopfte (Kämmerle öffnete selbst). Trank Kaffee, frass Smalltalk, reihte sich ein in alte Konstellationen, vergass Scham, Angst und Widerstand. Willst du nicht ... ja ich will.

Kaspar, der letzte Tag der Hausfrau und die Augen (sind der Liebe Pforte)
wurden in der Zeitschrift manuskripte veröffentlicht.

copyright Kristine Tornquist
Wien 9, Währingerstrasse 15